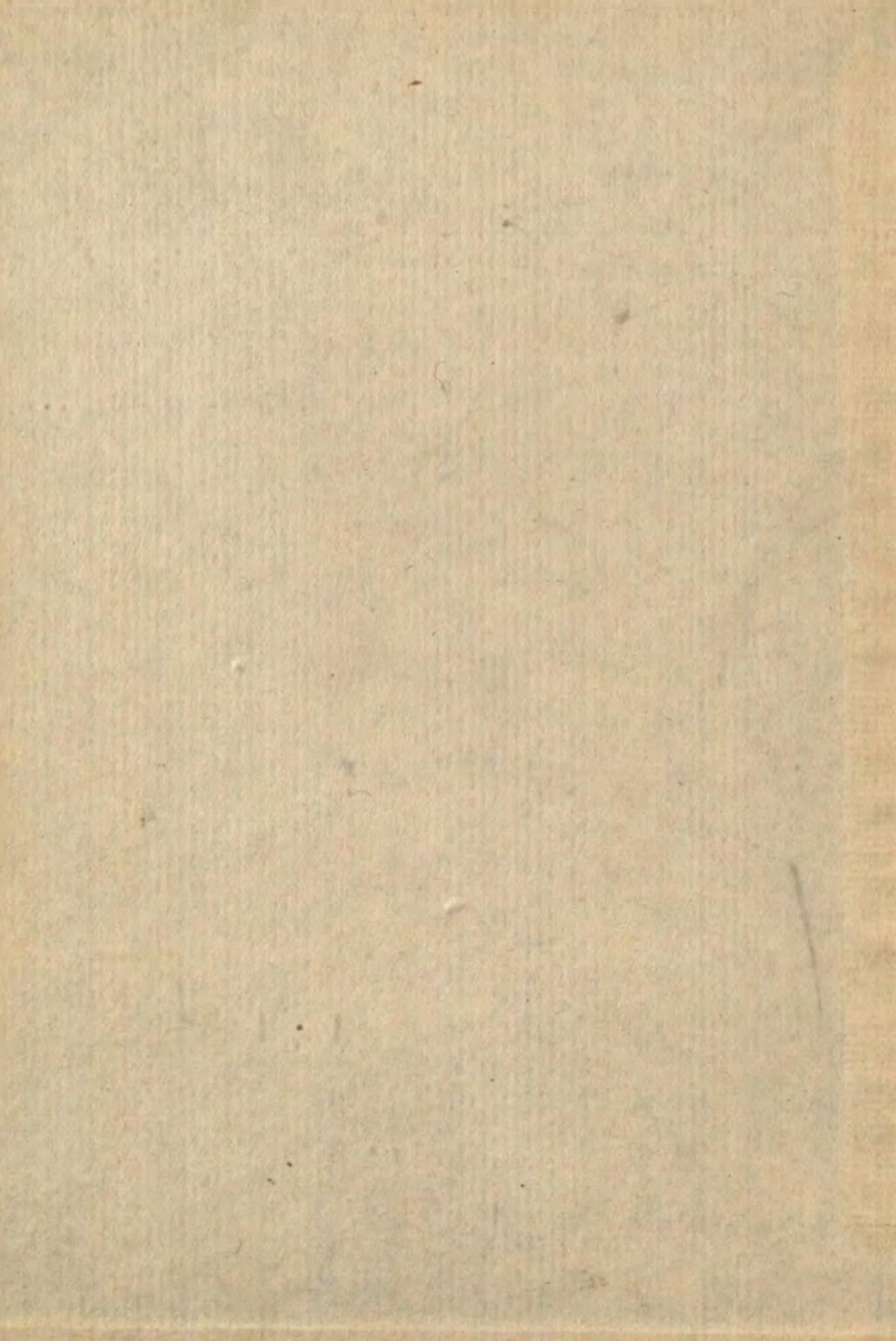


11 485

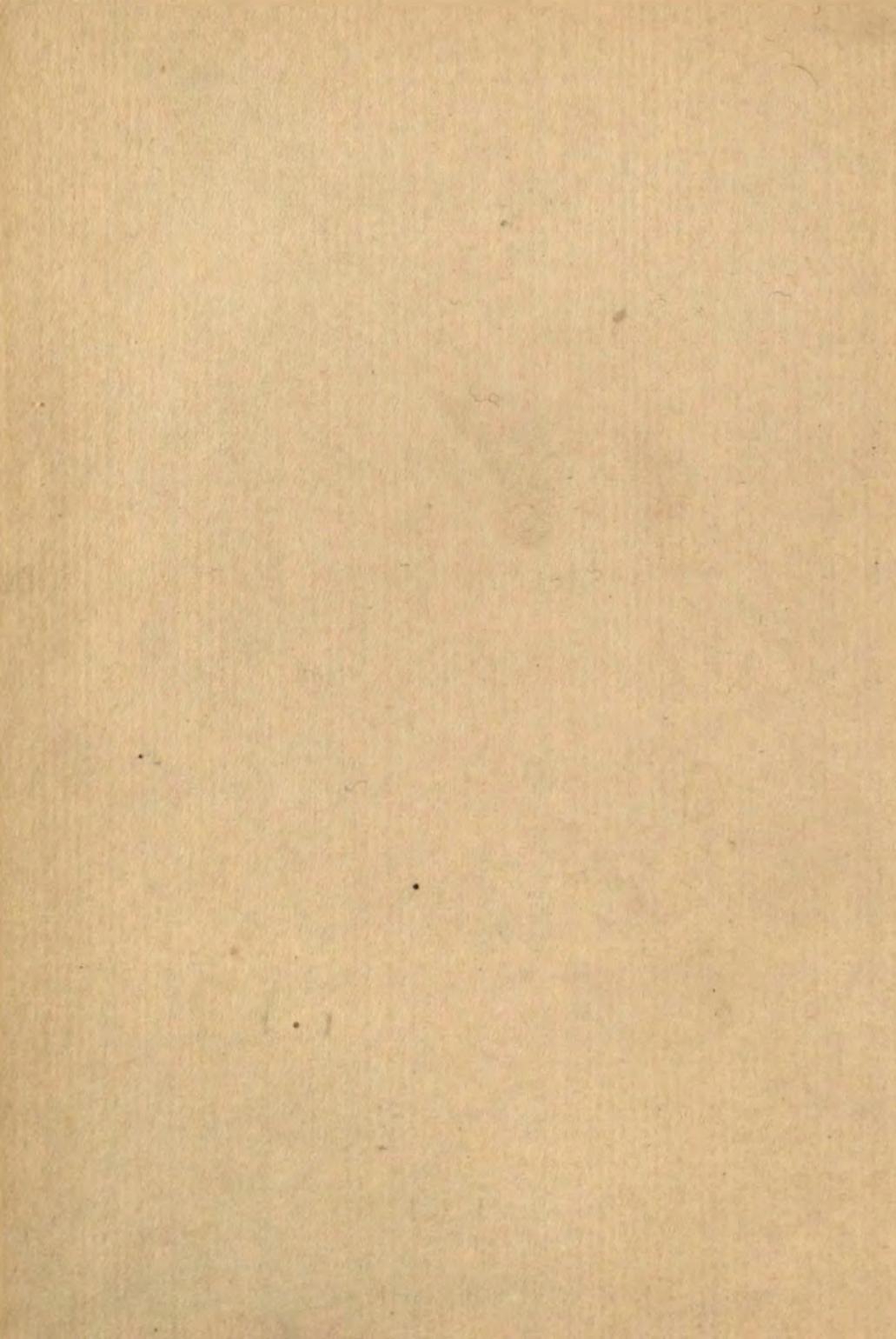
DURCH  
ABESSINIEN  
UND ERYTHRAÄ



HERMANN NORDEN

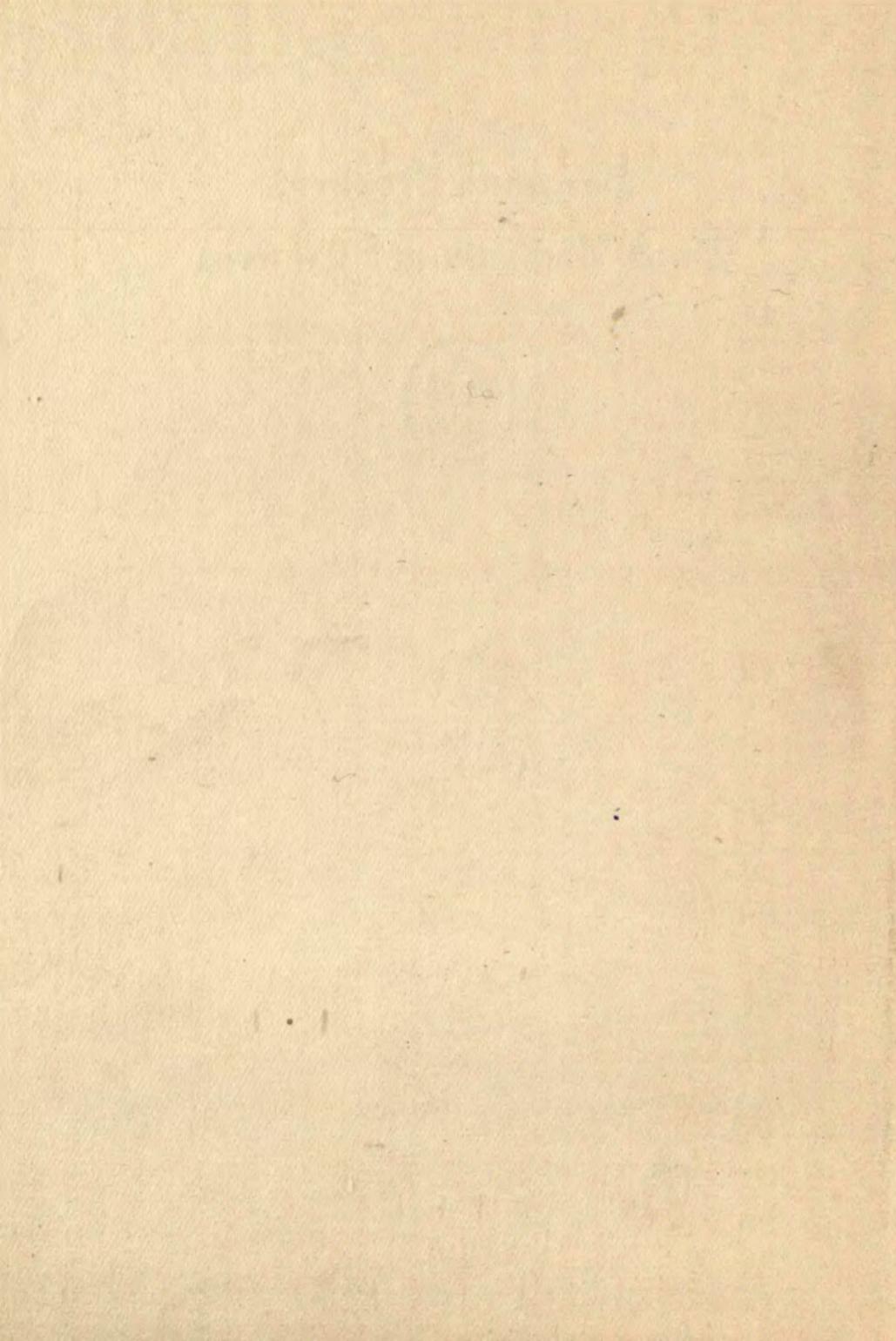






Hermann Norden  
Durch Abessinien und Erythräa





24/30

M.485

# Durch Abessinien und Erythräa

Reiseerlebnisse

von

Hermann Norden

Aus dem Amerikanischen überfetzt  
von Dr. Karl Söll



CBGIOŚ, ul. Twarda 51/55  
tel. 22 69-78-773



Wa5168022

---

August Scherl G. m. b. H. / Berlin SW

Abissinie  
Erythra  
his pads

Mit 50 Abbildungen nach Photographien  
des Verfassers und einer Karte



M. 485

Alle Rechte vorbehalten  
Druck von August Scherl G. m. b. H., Berlin

K  
169/54

NH - 68458

IV - 4828435/THK

# Inhalt

Die Nachkommen Salomos auf dem abessinischen Thron . . . . .	7
Salomo und die Königin von Saba 7. Das Land der Geheimnisse, der Romantik und der Gegensätze 12. Interessante Persönlichkeiten am Hofe 15. Einzelheiten aus der Geschichte, der Rechtsprechung und den Sitten 16.	
Die Hauptstadt von Äthiopien . . . . .	25
Vom französischen Hafen nach Addis Abeba 25. Prinz Nakonnen 27. Die Hauptstadt und ihre Einwohner 29. Markt und Bazar 30. Ein Diner im Königspalast 34. Der König und seine Minister 35. Aufregende Folgen einer Tauffeier 37. Zur Erinnerung an den großen Kaiser 41.	
Jamjam . . . . .	44
Die erste Karawanenreise 44. Tosa 45. Addis Alam 47. Ein Läufer 48. Der Wald 49. Die Sägemühle Abessinians 51. Gastfreundschaft einer abessinischen Dame 52. Primitives Baumwollspinnen 54. Ein üppiges Geschenk 57. Hakim Jahns Erzählungen 57.	
Im Hawasch-Tal . . . . .	60
Die Gallas 60. Metahara 64. Eine Baumwoll-Plantage 66. Besuch vom Stamm der Arussi, Danakil, Karayu und Stu 68. Feinde tanzen miteinander auf neutralem Grund 69. Buro-Kowio und sein großer Eunuch 71. Hochzeitsfitten 75. Die Legende von den sieben Töchtern Ewas 76. Roba-Buway bietet Blutsbrüderschaft an 77. Seine Erzellenz der Gouverneur von Harrar 81. „Fantasias“ und Gerichtssitzungen auf den Bahnstationen 81.	
Italien in Äthiopien . . . . .	83
Italienischer Frachtdampfer auf der alten Weihrauchroute 83. Affab 85. Asmara 87. Cheren 88. Der Baum Gottes 89. Agordat 89. Der Cavaliere auf der Jagd 93. Italienische Heimatlieder 96. Die Schwedische Mission in Culluca 96. Mohammeds Geburtstag zu Barentu 98. Cunamas und Bareas 99. Die erste weiße Frau als Besucher 100. Fantasias 100. Gerichtsszenen und Baumwollkultur in Ernythraä 102.	

<b>Auf der Karawanenreise . . . . .</b>	<b>104</b>
Ausrüstung der Karawane 105. Esendi 106. Adum Ali 107.	
Ein gemüthliches Lager 109. Schwierigkeiten mit Zoll-	
beamten 112. Aufgehalten durch einen leprafranken Häupt-	
ling 112. Andere Karawanen 118. Fischfang im Casa-See	
120. In höherem Gelände 123. Menschen auf dem Wege	
126. Willkommengruß und frische Reittiere vom italienischen	
Konsul in Gondar 127.	
<b>Gondar . . . . .</b>	<b>127</b>
Die alte Hauptstadt und ihre Geschichte 128. Das italienische	
Konsulat 129. Fitaurari Demer 132. Ruinen alten Glanzes	
133. Die moderne Stadt 133. Alte und neue Kirchen 135.	
Die Handwerker von Gondar 137. Markt 141.	
<b>Diplomaten auf der Karawanenreise . . .</b>	<b>146</b>
Meine zweite Verhaftung 146. Ankunft Dr. Prüfers und	
seiner Freunde 149. Begrüßung auf dem italienischen Kon-	
sulat 150. Bericht über aufregende Erlebnisse 150. Die	
Hauptstädte von Ras Kassa und Ras Sailu 152. Verhaftet	
bei Ras Gugfa 153. Dergo 155.	
<b>Bei den schwarzen Juden . . . . .</b>	<b>156</b>
Das abessinische Getto 156. Ursprung der Falaschas 157.	
Südbische Epoche in der Geschichte Abessiniens 159. Juden	
wirken unter den Falaschas 161. Untersuchung der Alliance	
Israelite Universelle 162. Christliche Missionen 163. Mafa	
Michael Argawi 166. Ein junger Falascha in Paris 168.	
Sitten, die auf das mosaische Gesetz zurückgehen 169.	
<b>Das Stromgebiet des Blauen Nils . . . .</b>	<b>172</b>
Der verwundete Räuber 172. Amba Dischibdschiba 174.	
Meneliks Vertrag mit Großbritannien 176. Die Woitos 177.	
Legenden vom Tana-See 180.	
<b>Zur Grenze des Sudan . . . . .</b>	<b>182</b>
Ein seltsames Dergo 183. Der Alkohol schmuggelnde Esel	
186. Sklaven und Sklaverei 189. Räuber 194. Der Brief	
des jungen Athiopiens 197.	

## Die Nachkommen Salomos auf dem abessinischen Thron

Salomo und die Königin von Saba — Das Land der Geheimnisse,  
der Romantik und der Gegensätze — Interessante Persönlichkeiten  
am Hofe — Einzelheiten aus der Geschichte, der Rechtsprechung und  
den Sitten

Des Reiches Wahrzeichen ist ein gekrönter schreitender Löwe, der ein Zepter in seiner rechten Pranke trägt. Das Motto lautet: „Gesiegt hat der Löwe vom Stamme Juda“, und in den dreißig Jahrhunderten, die zwischen Menelik I. und Ras Taffari verfloßen sind, ist dieser Ausspruch wohl mehr gerechtfertigt worden als der der meisten heraldischen Wahlsprüche. Tatsächlich ist gerade dieser Löwe bis jetzt kaum besiegt worden.

Da die über Abessinien geschriebenen Bücher meist mit der Geschichte von Salomo und der Königin von Saba beginnen, darf man wohl annehmen, daß jeder, der irgend etwas über das Land gehört hat, weiß, daß seine Herrscherreihe auf diese beiden höchst romantischen Persönlichkeiten zurückgeführt wird. Die Bibel sagt nichts über einen Sohn, der aus der Begegnung der beiden hervorgegangen wäre, noch behauptet sie, daß der Besuch der Königin in Jerusalem irgend etwas anderes gewesen sei als die Reise einer königlichen Frau, die gern wissen wollte, ob sie all das glauben könne, was sie von der Weisheit und dem Glanz des Königs der Juden gehört habe. „Sie kam“, sagt der biblische Erzähler, „ihn zu versuchen mit Rätseln“, und beim Abschied versicherte sie dem König: „Siehe, es ist mir nicht die Hälfte

gesagt. Du hast mehr Weisheit und Gutes, denn das Gerücht ist, das ich gehört habe.“

In Abessinien erzählt man die Geschichte etwas anders. Hier verbreitet man sich über die Herkunft der Königin ebenso eingehend wie die Bibel über die Salomos. Auf meinen Spaziergängen in Abessiniens Hauptstadt fand ich die Geschichte überall in Malereien auf Seidenstoffen in einer so völlig primitiven Form, als ob sie hypermodern wären, dargestellt. Sie beginnt, wie es sich für eine Heldensage gehört, mit einem Drachen, der besiegt werden muß. Die Einwohner von Tigre, einer nördlichen abessinischen Provinz, lebten in Furcht vor einem Drachen. Sie gingen zu einem ihrer starken Männer und boten ihm an, ihn zu ihrem König zu machen, wenn er den Drachen töten würde, was er auch tat. Nach seiner Krönung zeugte er ein Kind, ein kleines Mädchen mit Namen Makeda, die spätere Königin von Saba. Diese gab einem Kaufmann aus Jerusalem, der ihr von der Weisheit und dem Reichtum seines Königs erzählt hatte, einen Brief und Spezereien für Salomo mit. Niemand weiß, was in dem Brief gestanden hat, ob die Königin Salomo darin mitteilte, daß sie im Begriff sei, eine Reise anzutreten, um ihn zu besuchen, oder ob es eine Überraschung für ihn war, als sie mit ihrem riesenhaften Gefolge vor den Toren seines Palastes erschien. Man hielt ein Gastmahl, dem die Frauen aus Salomos Harem durch das Gitterwerk zuschauten. Danach fand eine Begegnung in Salomos Schlafzimmer statt, wohin die Königin gegangen war, um ein Glas Wasser zu trinken, denn das Essen war sehr salzig gewesen. Schließlich kehrte die Königin in ihr Land zurück und nach entsprechender Zeit gebar sie dem Salomo einen Sohn.

Es ist einerlei, ob diese Legende eine tatsächliche Grundlage hat oder nur ein Mythe ist. Man kann mit ihr ebenso gut wie mit einer anderen den Anfang machen, wenn man sich mit Abessinien beschäftigen will. Dieses Land führt heutige Einrichtungen auf uralte Gewohnheiten zurück. Es ist christianisirt seit dem vierten Jahrhundert. Stolz verknüpft es seine Vorfahren und ihre Überlieferung mit Judäa. Mit Ausnahme von Liberia ist es das einzige Stück Land auf diesem großen, reichen, unter den Mächten aufgetheilten Kontinent, das sich aus eigener Kraft von europäischen Fesseln frei gehalten hat und dessen Volk, wie es scheint, ebenso sicher aus Asien stammt wie das Liberias aus der Neuen Welt.

Mein Besuch in Abessinien hatte alle die Reize, aber auch alle die Nachteile eines Unternehmens aus dem Stegreif, einer Reise, die weder geplant noch vorbereitet war. Meine Vorbereitungen für eine Reise nach Indochina waren bereits bis zum Stadium des Kofferpackens gediehen, als ich in Paris einen Brief meines Freundes Dr. Prüfer, des deutschen Gesandten in Addis Abeba, erhielt, in dem er eine Karawanenreise skizzierte, die er durch einen Theil des äthiopischen Reiches machen wollte. Er hatte die Absicht, den Blauen Nil bis zu seiner Quelle hinauf zu verfolgen und ein Lager beim Tanasee zu beziehen. Die Reisegesellschaft sollte bestehen aus ihm und seiner Frau, dem italienischen Gesandtschaftsrat Herrn Porta, dessen Frau und mir — wenn ich Lust hätte mitzumachen.

Sofort warf sich meine Wanderlust auf Abessinien. Ich telegraphierte an Dr. Prüfer und machte mich unverzüglich auf die Reise nach dem Lande der grün-gelb-roten Flagge. Ich schiffte mich in Marseille ein und landete kaum zwei

Wochen später in Dschibuti, dem Hafen von Französisch-Somaliland. Zwei Tage Schnellzug trennten mich noch von Ethiopiens Hauptstadt.

Einmal auf abessinischem Boden, nahmen meine Pläne feste Form an, und zwar andere als die vorher beabsichtigten. Gewisse Gründe verzögerten die Abreise der diplomatischen Reisegesellschaft, und es wurde mir schließlich klar, daß die Reise in Begleitung von Freunden, die mein Interesse und meine Beobachtung ablenken würden, doch auch starke Nachteile für mich haben könnte. Wer klare Eindrücke gewinnen will, sollte immer allein reisen. Ich beschloß daher, Abessinien in derselben Art zu durchqueren, die ich auf den meisten meiner Reisen beobachtet hatte, nämlich ohne Begleitung. Mit Empfehlungsschreiben versehen, würde ich mich von einem Beamten bis zum anderen durchschlagen. Im übrigen wollte ich mich meinem Wegglück anvertrauen und mich meinen unterhaltsamen und lehrreichen, wenn gewiß auch manchmal mit Beschwerden verbundenen Erfahrungen überlassen.

Vor Antritt der Reise scheint eine kleine Berichtigung, was den Namen des Landes angeht, angebracht zu sein. Man reist nach Abessinien und befindet sich bei der Ankunft in Ethiopia; das ist die offizielle Bezeichnung des Landes und dort ausnahmslos in Gebrauch. Vielleicht liegt in diesem Ausdruck ein anererbter Stolz, da Abessinien von jeher zu dem großen Landstreifen gehörte, der schon den Alten unter dem Namen Ethiopia bekannt war. Aber es gibt auch einen logischen Grund für die offizielle Verwendung des Namens. Abessinien, das als solches schon lange existierte, gliederte sich im Laufe der Zeit auf Grund von Eroberungen eine Reihe von Provinzen an. So besteht

also das äthiopische Reich aus Abessinien und seinen Besitzungen. Die Gesamtfläche von annähernd 1 120 400 qkm wird von nicht mehr als zehn Millionen Menschen bewohnt. Von diesen sind etwa drei bis vier Millionen eigentliche Abessinier, das heißt Afrikaner mit einem Einschlag semitischen Blutes, etwas mehr als fünf Millionen sind Gallas, Nachkommen eines wilden Stammes, die im sechzehnten Jahrhundert in Abessinien eingedrungen waren und sich dort niedergelassen haben. Der Rest besteht aus Danakils, Somalis und aus dem Sklavenstamm der Gurage. Da im ganzen Reich sich nicht ganz viertausend Europäer und Levantiner befinden, ist es für einen abendländischen Reisenden ein besonders günstiger Umstand, wenn er Kenntnisse in der amharischen oder arabischen Sprache besitzt. Diese Sprachen öffnen ihm manche Türen, die einem englisch oder französisch Sprechenden verschlossen sind. Ein Drittel des Volkes sind Christen vom koptischen Zweig der oströmischen Kirche, der Rest besteht aus Mohammedanern, Juden und Heiden.

Die Angaben meines Reiseführers, meine Informationen aus Handbüchern und mein Vorrat geschichtlicher Daten aus Vergangenheit und Gegenwart nahmen während meiner Reise in Äthiopien langsam Farbe und Leben an. Ich mußte feststellen, daß es ein Land von großer Schönheit ist. Die steppenhaften Tieflandsgebiete im Süden und im Osten wichen bald einem Hochplateau mit riesigen Bergen, zwischen denen sich fruchtbare Täler erstrecken. Dazu kommt, daß sich über ganz Abessinien die tropische und Hochlandsfauna ausbreitet, die das im Süden anstoßende Britisch-Ostafrika zu einem Mecca der Großwildjäger macht.

Kein Reisender kann darauf rechnen, ungehindert seines

Weges ziehen zu können. Große Landherren, Ras genannt, verfügen über ansehnliche Machtbefugnisse und sind gegenseitig eifersüchtig auf ihre Geltung. Ein mit dem Siegel Ras Taffaris versehenes Paß bedeutet wenig in einigen weiter abgelegenen Distrikten, obwohl er der herrschende Negus ist. Und wenn man schließlich die Paßschwierigkeiten überwunden hat, kann es einem leicht passieren, daß man in die Hände einer der Räuberbanden fällt, die eine so allgemein anerkannte Einrichtung des Landes sind, daß sie von der Bevölkerung freiwillig mit Hilfsmitteln versehen werden.

Mittelalterlich, romantisch und geheimnisvoll, ist Abessinien ein Land erstaunlicher Gegensätze. Kürzlich las ich in einer Zeitung, daß Aethiopien eine besondere Briefmarke zur Feier des Ankaufs eines Flugzeuges, das den Grundstock zu einer Luftflotte bilden soll, herausgebracht hat. Ich stelle mir ein solches Regierungsflugzeug — nicht das eines fremden Fliegers! — vor, das seine Kreise über diesem wege-losen Lande zieht, in dem man noch die Pflugschar an einem Baumast befestigt und in dem Briefe, die man in den Spalt eines Holzstabes steckt, durch Läufer überbracht werden!

Dieser Gegensatz eines Fliegers zum primitiven Pflug ist einer von jener Art, dem man häufig in Abessinien begegnet. Man vergleiche einmal eine Tafel bei Hofe mit dem immer wiederkehrenden am Begrande zu beobachtenden Bild von Menschen, die rohes Fleisch verzehren. Daß wir von goldenen Tellern aßen und die Speisenfolge in französischer Sprache auf goldbronzierten Karten gedruckt war, ist vielleicht nur ein Ausdruck orientalischen Prachtbedürfnisses, aber daß das Diner mit Kaviar begann und im gleichen Stil

durchgeführt wurde, ist mehr als ein Kompliment an die fremden Besucher; es ist ein Zeichen, daß Ras Taffari zu europäischen Gebräuchen hinneigt. Wem aber der Sprung vom Palast zum Begrande für einen Vergleich zu groß ist, der möge die Mahlzeiten beobachten, wie sie in den meisten abessinischen Häusern, in den Tufuls, genommen werden. Wir saßen dort auf der Erde um einen geflochtenen Tisch herum, dessen Platte leicht nach innen geneigt war, um den großen flachen Broten einen sicheren Halt zu geben. Sklaven brachten die übrigen Bestandteile des Mahles herbei: ein Gefäß mit Fleisch und einen Topf mit heißer und stark gepfeffelter Soße. Man pflegt ein Stück Brot abzubrechen, es mit Fleisch zu füllen, in die Soße zu tauchen und die ganze tropfende Masse so geschickt wie möglich in den Mund zu befördern. Gabel, Löffel oder Teller werden dabei nicht verwendet, nur ein Messer wird für den häufig vorkommenden Fall gegeben, daß das Fleisch in mächtigen Stücken — entweder ein ganzes Lamm, ein halbes Schaf oder ein Ochsenviertel — auf den Tisch kommt. Die abessinische Art, ein Messer zu gebrauchen, erfordert eine für den Fremden ebenso beneidenswerte wie unerreichbare Geschicklichkeit. Ohne eine Gabel zum Festhalten des Fleischstückes ist man gezwungen, so furchtlos wie man kann, einen Bissen in den Mund zu nehmen und dann abzuschneiden, wobei zu beachten ist, daß der Schnitt der Sitte entsprechend nach oben und nahe am Gesicht vorbei geführt werden muß.

Bei solchen Mahlzeiten in den Tufuls habe ich immer nur Männer gesehen; vielleicht ist es üblich, die Frauen beim Essen durch einen Vorhang vor dem Anblick — besonders der Fremden — zu schützen. Man erzählt sich, daß Dienerinnen die Frauen wie kleine Kinder füttern, indem sie das

Essen in einen Brei verwandeln, den sie ihren Herrinnen in den Mund schieben. Als ich davon hörte, kamen mir Zweifel. Da mir aber daran lag, den wahren Sachverhalt zu erfahren, fragte ich eine abessinische Dame, die genügend lange im Ausland war, um entsprechend vorurteilslos zu sein.

„Das ist natürlich falsch“, sagte sie, „wie so viele von den Geschichten, die Sie über uns hören. Wahr ist, daß eine Dienerin immer hinter dem Stuhl ihrer Herrin steht, die Speisen hinsichtlich ihrer Schmachhaftigkeit vorrichtet und sie zuerst kostet, ein Überbleibsel der alten Giftprobe.“

Die Dame war eine Prinzessin, deren Vorfahren bis auf Menelik I. zurückführten. Ihre feingezeichneten Gesichtszüge, ihre hohe gerade Stirn und ihre schmalen vornehmen Hände ließen den Eindruck negroiden Charakters, der sich in ihrer dunklen Haut und in dem gekräuselten Haar aussprach, zurücktreten. Sie war erst kürzlich aus Europa zurückgekehrt, wo sie Ras Taffaris Tochter, die in Lausanne zur Schule ging, und ihre eigenen Stieffinder, die in England erzogen wurden, besucht hatte. „In Europa kleide ich mich nach Pariser Art, aber ich trage immer meine Schamma darüber“, sagte sie, indem sie auf den langen, schärpenähnlichen Schal, dieses typischste aller abessinischen Kleidungsstücke, zeigte, „ich fühle mich darin behaglicher.“ Sie war es auch, die mir zuerst von der abessinischen Sitte erzählte, ein Kind nach den ersten Worten zu benennen, die von der Mutter nach der Geburt gebraucht wurden. Seit der Zeit hat ich immer um eine Übersetzung aller Namen, die ich hörte, weil ich damit einen Schlüssel zu dem Temperament und dem Ehrgeiz der abessinischen Frauen, und zwar ebenso wohl der im Palast als auch der in den Tufuls, in Händen

hatte. Ich erfuhr zum Beispiel, daß „Taffari“ „Der Gefürchtete“ bedeutet. „Alem Segghet“ heißt „Die Welt verneigt sich“, „Workenisch“ und „Telfign-Nesc“, häufig vorkommende weibliche Namen, bedeuten „Du bist mein Goldiges“ und „Würdig, der Sproß eines Königs zu sein“.

Der Gatte der erwähnten Dame, Dr. Workenah Martin, ist eine der interessantesten Persönlichkeiten am äthiopischen Hofe. Er hält sich selbst für einen Abessinier, doch fehlt ihm der blühdige Beweis dafür; er wurde nämlich als kleines Kind in der Nähe der Festung Magdala, nachdem diese von Lord Napier genommen wurde, aufgefunden. Ein britischer Offizier, dessen Mitleid das dunkelfarbige Kind erregte, nahm es mit nach England, wo es aufwuchs und erzogen wurde. Als der Knabe herangewachsen war und es Zeit wurde, einen Beruf zu ergreifen, wählte er das Medizinstudium und war später in Indien und Birma als Arzt tätig; immer aber hatte er Sehnsucht nach dem Lande, das er für seine Heimat hielt, und jetzt ist er trotz seines englischen Namens, seiner Erziehung und seiner Kindheitserinnerungen durch und durch Abessinier, ebenso wie seine Frau, und steht Ras Taffari sehr nahe. Er liefert ein denkbar gutes Beispiel von der Anziehungskraft, die Äthiopien auf seine Bewohner ausübt.

In ethnologischer Hinsicht ist der Abessinier ein ungelöstes Problem. „Semitisierter Hamit“ ist die übliche Bezeichnung für ihn, doch gibt es über die Art der Semitisierung verschiedene Hypothesen. Einige Kenner glauben, daß mehrfache Einwanderungen von Südarabien über das Rote Meer herüber stattgefunden haben. Andere sind der Ansicht, daß Juden während der ägyptischen Gefangenschaft nach Abessinien gekommen sind, und wieder andere vertreten die

Theorie, daß der starke semitische Einschlag in den abessinischen Sitten auf die Tätigkeit von jüdischen Missionaren, die unter der ursprünglichen afrikanischen Bevölkerung gewirkt haben, zurückzuführen ist. Die Abessinier selbst glauben, daß Juden, zehntausend Mann stark, mit Salomos Sohn, dem ersten Menelik, gekommen sind, als dieser nach beendeter Erziehung in Jerusalem in das Land seiner Mutter zurückkehrte und die Bundeslade und die Tafeln des Gesetzes überbrachte.

Mit der Geschichte des Landes ist es nicht anders als mit der Ethnologie. Die meisten Kenner stimmen darin überein, daß es eine Zeit gegeben haben muß, in der Abessinien und Aegypten von einem gemeinsamen Herrscher regiert wurden. Die erste Chronologie äthiopischer Könige gelangte durch die Portugiesen nach Europa; sie wurde von Ludolf, der im siebzehnten Jahrhundert die erste Geschichte Abessiniens schrieb, seiner Arbeit zugrunde gelegt. Später jedoch entdeckte man in den Klöstern ein Manuskript nach dem anderen, auf die von Priestern weiter zurückreichende, aber untereinander abweichende Chronologien begründet wurden. Die Liste der Könige mit ihren Namen, Daten und Regierungszeiten läßt sich danach bis auf etwa 5000 vor Christi Geburt vervollständigen. Es sind Dokumente von starkem Interesse, doch keines von ihnen gibt uns das Gefühl der Zuverlässigkeit.

Auf 950 vor Christi Geburt hat man den Beginn der Regierung Meneliks I. festgelegt. Er war der Begründer der Salomonischen Dynastie, die mit einer Unterbrechung von drei Jahrhunderten während des Mittelalters stets auf dem abessinischen Thron gesessen hat. Obwohl die Ereignisse innerhalb eines so langen Zeitraums wie der zwischen



Die Eisenbahn in Abessinien



Deutsche Gesandtschaft in Addis Abeba



Die Sage vom Ursprung des abessinischen Königsgeschlechts

(Zu obenstehendem Bild. Von links nach rechts)

<p>Die Einwohner von Tigré sagen zu einem Mann, der zufällig dastand und eine Ziege schlachtete: Wenn du die Schlange Zendo tötest, werden wir dich zum König machen.</p>	<p>Er antwortet: Gut, ich werde die Schlange umbringen und euer König sein.</p>	<p>Seine Frau preßt Blätter eines Giftbaumes aus. Er steht mit verhäultem Gesicht da, damit er mit dem Gift nicht in Berührung kommt.</p>	<p>Die Frau löst die Blätter über dem Feuer auf den drei Kochsteinen, läßt den Saft der Blätter zum Sieden kommen, dann schöpft sie vorsichtig den Schaum ab, den der Mann einer Ziege zu trinken gibt.</p>	<p>Der Mann geht mit der toten Ziege auf den Schultern weg. Die Frau vergießt Tränen. Sie fürchtet, daß der Ehemann nie lebend zurückkehren wird, da er von der Schlange Zendo gefressen wird.</p>	<p>Zusammentreffen zwischen dem Ehemann und der Schlange. Viele Knochen von Menschen und Tieren, die Zendo früher auffraß. Der Thron-Aspirant füttert sie furchtlos mit der Ziege.</p>
<p>Er kehrt mit der toten Schlange zum Volk von Tigré zurück, das mit entsetzten Augen, voll Ehrfurcht die Schlange ansieht.</p>	<p>Krönung.</p>	<p>Der neu gekrönte König von Abessinien zeugt bald darauf ein Mädchen, die Königin von Saba. Zeigt sie dem Volk. Sie wird getauft und bekommt den Namen Regust Aseb.</p>	<p>Krönung der Regust Aseb, die jetzt Makeda genannt wird.</p>	<p>Ein Kaufmann (Magadi) aus Jerusalem fährt in einem Schiff nach Abessinien und erzählt hier von der Größe König Salomos und seiner Weisheit.</p>	<p>Er erzählt seine Geschichte der Königin und ihrer Dienerin.</p>
<p>Die Königin schickt König Salomo ein Geschenk, Speereien und einen Brief.</p>	<p>Magadi kehrt in seinem Schiff über das Rote Meer zurück.</p>	<p>König Salomo nimmt Geschenk und Brief in Empfang.</p>	<p>Die Königin reist von Abessinien ab und geht zu einem Besuch nach Jerusalem.</p>	<p>Untermwegs auf dem Roten Meer. Die Berge Aegyptens sind sichtbar.</p>	<p>Am Eingang des Palastes König Salomos.</p>
<p>Erstes Zusammentreffen mit dem König und seinen Höflingen. (Magadi ist anwesend.)</p>	<p>Erstes Mahl ihr zu Ehren bei König Salomo. Seine Haremfrauen sehen hinter dem Gitter dem Fest zu.</p>	<p>Sie sitzen beim Abendessen zusammen.</p>	<p>Sie schlafen nachts zusammen. Aseb trinkt aus seinem Glas, während der König schläft; er erwacht. Wie kannst du aus meinem Glas zu trinken wagen? Zank, sie vertrauen sich wieder.</p>	<p>Nacht. König und Königin in ärztlicher Umarmung. Die Ehrendame schläft in ihrem Bett.</p>	<p>Rückkehr nach Abessinien, wo Menelik I. geboren wird.</p>



Menelik und Ras Taffari vielfach nur einen Niederschlag in Legenden und nicht bestätigten Berichten gefunden haben, besitzen wir doch bestimmte Kenntnis von gewissen epochemachenden Vorgängen. Unter dem Einfluß von Mönchen wurde Abessinien im vierten Jahrhundert christianisiert. Man hat einen Bericht von siegreichen Kämpfen in Arabien und einer Oberherrschaft im Semen, aber im sechsten Jahrhundert wurden die Abessinier bei Mekka geschlagen und vom asiatischen Festland vertrieben. Diese Niederlage ereignete sich wenige Monate vor der Geburt Mohammeds. Zum Kampf Abessiniens gegen den Islam kam es in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, und zwar auf afrikanischem Boden. Ein mohammedanischer Einfall folgte dem anderen in Abessinien. Das Kreuz, das nur von speertragenden Kämpfern beschützt wurde, konnte wenig ausrichten gegen den Halbmond, dessen Soldaten mit Feuerwaffen kämpften. Abessinien wäre zweifellos unterlegen, wenn nicht Portugal Hilfe gesandt hätte. Mohammed Khan, der Führer der vereinigten türkischen und arabischen Horden, wurde getötet und seine Armee vernichtet. Abessiniens Unabhängigkeit war damit gerettet. Aber ein Jahrhundert später erkannte der damalige Negus Negesti, daß Beschützer eine ebenso große Gefahr für die Unabhängigkeit eines Landes sein können wie fremde Eindringlinge. Die Portugiesen wurden verjagt und das Land gegen Europäer verschlossen.

Um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erreichte die Macht der Lehnsherren ihren Höhepunkt. Der König der Könige hatte ihnen um diese Zeit nichts voraus als seinen Titel.

Der neueste Abschnitt der abessinischen Geschichte beginnt

1855 mit der Krönung des Königs Theodor in der heiligen Stadt Aksum. Als Kind führte er den Namen Kassa und war so arm, daß seine Mutter Waren in den Straßen von Gondar verkaufte. Aber Kassa war stark und ehrgeizig, und es gelang ihm bald, die Armut abzuschütteln. Er erwarb Ländereien und fügte seinem Besitz noch die Macht hinzu, indem er die Tochter Ras Alis, des regierenden Herrschers, heiratete. Später besiegte er seinen Schwiegervater in der Schlacht. Zwölf Jahre, nachdem er König der Könige geworden war, wurde das Königreich Schoa Abessinien angegliedert. Der Sohn des letzten Königs dieser Provinz, ein Knabe, aus dem später Menelik II. wurde, geriet bei dieser Gelegenheit in Gefangenschaft. Theodors große Tat war das geeinigte Abessinien. Aber Trunk und andere Ausschweifungen machten ihn unfähig zu regieren. Als Großbritannien im Jahre 1867 eine Expedition unter Lord Napier nach Abessinien sandte, um die üble Behandlung einer Anzahl britischer Untertanen zu rächen, fiel die Festung Magdala fast ohne Widerstand, und König Theodor entleibte sich selbst. Unter seinem Nachfolger John, dem früheren Ras Karfa, Lehnsherrn der Provinz Tigre, wurde das Reich wieder aufgeteilt. Menelik erhob Anspruch auf die Herrschaft über Schoa. John willigte großmütig ein, setzte Menelik die Krone aufs Haupt und gestattete die Heirat zwischen seinem Sohn und Meneliks Tochter auf Grund eines Abereinkommens, wonach der Sohn den Thron Schoas erben sollte. Menelik ist niemals in die Lage gekommen, sein Wort einzulösen, denn der junge Mann starb frühzeitig. Als König John im November 1889 während des Krieges mit den Derwischen getötet wurde, krönte sich Menelik selbst zum König der Könige. Seine Regierung

bildete den Höhepunkt abessinischer Geschichte. Er unterwarf die Gallas und verknüpfte die einzelnen Landesteile so fest miteinander, daß unter ihm Äthiopien das wurde, was es heute ist: eine Nation, mit der Europa zu rechnen hat. Italien mußte das im Jahre 1896 erfahren. Ein mit Menelik als Ausfluß seiner gegen John gerichteten Intrigen geschlossener Vertrag wurde von Italien als das Recht auf ein Protektorat über Äthiopien ausgelegt. Menelik widerstand mit Waffengewalt. Er stieß auf die Italiener bei Adua und errang in einer regelrechten Schlacht einen vollständigen und überraschenden Sieg. Während der Regierung Meneliks wurde das Land für fremde Gesandtschaften geöffnet und die Eisenbahn von Dschibuti nach Abessinien gebaut. Schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts waren Freundschaftsverträge mit Großbritannien, Frankreich und Italien geschlossen worden, und diese Länder hatten jedes für sich Handelsbeziehungen angeknüpft, aber die Verträge hatten nicht viel zu bedeuten, bis sie unter Menelik erneuert und bestätigt wurden.

Abessiniens mächtigster Herrscher hat immer und in allen Dingen Größe bewiesen. Sein Einfluß auf die Bevölkerung grenzte ans Wunderbare. Die Liebe und abgöttische Verehrung, die sie für ihn empfand, sind noch heute lebendig. Noch jetzt werden die abessinischen Eide geschworen „Bei Menelik“, „Bei dem Leben Meneliks“, obwohl der Herrscher schon 1913 gestorben ist und während der letzten Jahre vor seinem Tode am öffentlichen Leben keinen Anteil mehr genommen hatte. Seit er 1908 vom Schlage gerührt wurde, lag die gesamte Macht in den Händen seiner starken und rücksichtslosen Gemahlin Taitu, bis sie von einem Rat der Teilfürsten übernommen wurde. Jahre hindurch wurde die

Bevölkerung in Unwissenheit über den kranken Zustand Menelik's gehalten, niemand sah den großen Mann in seinem lebendig-toten Zustand. Auch hat nach erfolgtem Ableben keine öffentliche Beisetzung stattgefunden. Erst 1928 wurde ein Mausoleum als würdige Ruhestätte für seine irdischen Überreste erbaut. So sorgfältig verbarg man vor seinem Volke alles, was an das Ende Menelik's und seiner Macht erinnern konnte.

Lidj Dassu, Menelik's Enkel und erwählter Nachfolger, beanspruchte im Jahre 1913, als er sechzehn Jahre alt geworden war, die Herrschaft über das Reich. Seine Mißregierung wäre gewiß noch schädlicher für sein Land gewesen, wenn er sich nicht dem Islam zugewendet und dadurch das Volk gegen sich geeinigt hätte. Nach seiner Exkommunikation durch das Kirchenoberhaupt, den Abuna, und seiner Absetzung im Jahre 1916 wurde die Prinzessin Zauditu, die Tochter Menelik's, als Kaiserin und Ras Taffari, sein Vetter, zum Regenten für das äthiopische Reich ausgerufen. In ihren Händen lag die Macht zwölf Jahre lang. Im Herbst 1928 wurde Ras Taffari König, doch nicht König der Könige; er ist nur Negus, wird aber automatisch Negus-Negesti, sobald die Kaiserin Zauditu vom Leben abberufen wird.\*

In Abessinien ist es nicht anders wie bei allen anderen fremden Kulturen, man wendet sich von täglichen Erlebnissen und Beobachtungen zu Büchern und sonstigen Informationsquellen und wieder zurück zu den realen Vorgängen, die dann im Lichte der neuen Kenntnisse die Bedeutung lange be-

---

\* Kaiserin Zauditu ist im Frühjahr des Jahres 1930 nach einer wahrscheinlich infolge der Niederlage und des Todes ihres aufständischen Egemahls Ras Gugsa (s. S. 185) eingetretenen Krankheit gestorben.

stehender Sitten, allgemeiner Einrichtungen annehmen. So erfährt man zum Beispiel, daß die vielen unter einem Baum oder vor einem Hause versammelten Menschen, die heftig gestikulieren und lange Reden halten, durchaus nicht in einer lebhaften nachbarlichen Unterhaltung begriffen sind, sondern daß dort ein Schiedsgericht abgehalten wird. Danja lautet die Bezeichnung in der abessinischen Rechtsprache dafür, während die Umgangssprache dafür den Ausdruck „kerikfer“, dessen Aussprache etwa tšhid-i-tšhid lautet, verwendet. Vor diesem anscheinend völlig formlosen Gericht werden Klagen vorgebracht. Zeugen und interessierte Personen werden geladen. Ein vorübergehender Fremder wird aufgefordert, als Schiedsrichter zu wirken. Er nimmt zu diesem Zweck auf dem Richterstuhl, einem Baumstumpf oder einem Stein, Platz. Seine Entscheidung trifft er nach sorgfältiger Abwägung der von den Vertretern des Anklägers und des Beklagten gehaltenen Verteidigungsreden. Die herumstehende Menge wird gewiß wesentlich durch Neugierde herbeigeführt, und manchmal wächst der Gerichtsfall sich zu einem Sportereignis aus, auf dessen Ausgang Wetten abgeschlossen werden; aber unleugbar ist das bei gleichem Anlaß auch in anderen Ländern der Fall. Nach Beendigung der Verteidigungsreden müssen die Prozeßgegner einen Eid leisten „Beim Gotte Meneliks“ oder „Menelik soll sterben“ oder „Gott soll mich strafen, wenn ich falsch geschworen habe“. Schwer zu sagen, ob diese formlosen Gerichtsfitzungen die Ursache oder die Folge des ausgesprochenen Talentes der Abessinier für Diskussionen bilden.

Aber Äthiopien entbehrt durchaus nicht formal mehr entwickelter Gerichte und Untersuchungsmethoden. Außer der Danja gibt es einen Gerichtshof, Schillot genannt, der in

geschlossenen Räumen und unter Vorsitz erfahrener Richter, die nach der Gesefsammlung Feta-Negeft ihre Urteile fällen, tagt. Das gefprochene Urteil pflegt unverzüglich vollftrect zu werden. Ift eine Körperftrafe vorgefehen, fo hat der Beurteilte fich fofort zu entkleiden und fich mit dem Geficht nach unten auf die Erde, die er vorher küffen muß, zu legen. Der Richter beftimmt Zufchauer, die des Angeflagten Hände und Füße feftzuhalten haben, und einen anderen, der ihn auspeitschen muß. Ich habe im eigentlichen Abeffinien Gerichtsfigungen beider Art beigewohnt, aber erft in der italienifchen Kolonie Ernthräa hatte ich Gelegenheit, zu beobachten, daß eine Strafe egekutiert wurde. Die Gefetze des Feta-Negeft ftammen bereits aus dem Altertum. Man glaubt, daß fie auf dem Konzil von Nizäa kodifiziert und von einem koptifchen Priester namens Abraham ins Arabifche und von einem anderen koptifchen Priester in das Geez (alt-äthiopifche Sprache) überfetzt worden find. In Abeffinien wurden fie im fechzehnten Jahrhundert eingeführt. Die Sammlung umfaßt Zivil-, Kriminal- und Kirchenrecht. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß das Feta-Negeft nicht immer wörtlich zur Anwendung kommt, noch unbeeinflußt ausgelegt wird. In Abeffinien wie in anderen Ländern find die Richter Menfchen und oft nicht ganz frei von Vorurteilen und despotifcher Veranlagung. Einige Beobachter behaupten, daß das fogar in Abeffinien öfter der Fall ift als anderswo; es heißt, daß Gefchenke, obwohl fie verboten find, großen Einfluß auf die richterliche Entfcheidung haben. Das Gefezbuch fieht Strafen vor für Zauberer, Traumdeuter und jene, die aus Früchten, aus Schalen oder aus dem Sand die Zukunft weisagen. Tätigkeiten, von denen man annimmt, daß fie dem Willen Gottes widersprechen, find verboten,

desgleichen die Herstellung von Bildern, die zum Götzendienste Anlaß geben könnten.

Ausführlich wird im Feta-Regest, wie in allen Gesetzbüchern der Welt, das Eherecht behandelt. Auch hier finden sich die üblichen Eheverbote zwischen Blutsverwandten, darüber hinaus aber auch noch für solche, die sonst irgendwie nahe miteinander verknüpft sind. Durch Patenschaft verbundene Leute dürfen nicht heiraten, ebensowenig diejenigen, die im gleichen Hause miteinander aufgewachsen sind. Ein Mann darf keine Nonne heiraten, auch keine Frau über sechzig Jahre und überhaupt nicht mehr als dreimal.

Obwohl Vielweiberei verboten ist, und zwar unter Strafe der Verweigerung der Sakramente und des Kirchenbannes, sind vier Arten von Ehen erlaubt: Die erste Form ist eine Ehe, die nicht wieder gelöst werden kann. Die Hochzeitsfeier findet üblicherweise in der Kirche statt. Vorher und nachher gibt es lange Prozessionen mit Flöten und Trommeln. Die drei weniger dauerhaften Formen der Ehe sind: Ein Vertrag, in dem finanzielle und andere Verpflichtungen genau aufgeführt sind, und der bei gegenseitiger Übereinstimmung zu beliebiger Zeit aufgehoben werden kann. Dann eine Versuchsehe auf zwei Jahre, worauf sie gelöst oder in eine dauernde Verbindung umgewandelt werden kann, und schließlich eine Ehe für einen bestimmten Zeitabschnitt, die nach Ablauf desselben für einen anderen bestimmten Zeitabschnitt erneuert werden kann oder nicht, und bei der der Ehemann sich vertraglich verpflichtet, seine Frau standesgemäß zu unterhalten, indem er ihr ein festgesetztes Einkommen gewährleistet. Im Falle einer Ehescheidung behält der Vater die älteren, die Mutter die jüngeren Kinder.

Durch solche kleinen Streifblicke in das Gebiet der Rechtsprechung und der Geschichte, durch Beobachtung der Sitten und Gebräuche und Unterhaltungen mit hoch und niedrig gelingt es dem Reisenden, langsam in das Verständnis des heutigen Athiopiens einzudringen.

## Die Hauptstadt von Athiopien

Vom französischen Hafen nach Addis Abeba — Prinz Makonnen — Die Hauptstadt und ihre Einwohner — Markt und Basar — Ein Diner im Königspalast — Der König und seine Minister — Aufregende Folgen einer Tauffeier — Zur Erinnerung an den großen Kaiser

Meine Bekanntschaft mit Abessinien begann mit Addis Abeba. Dschibuti und die Fahrt durch Französisch-Somaliland bildeten nur einen Auftakt für Athiopien und seine Hauptstadt.

Der französische Hafen am Roten Meer ist eine aufstrebende Stadt, die sich lebhaft bemüht, einen Teil des Handels von Aden zu sich herüberzuziehen. Das anspruchsvolle Gouvernementsgebäude, zwei kleine Hotels, ein oder zwei Gasthäuser, eine Bank und der Bahnhof bilden den europäischen Stadtteil, der Rest ist ein Somalidorf, dunkel und verlassen nach Einbruch der Nacht. Nicht, daß die Eingeborenen Neigung hätten, sich früh schlafen zu legen, es handelt sich vielmehr um eine Vorbeugungsmaßregel gegen Diebereien und Überfälle: Polizeitrupps sorgen dafür, daß niemand nach Sonnenuntergang auf der Straße betroffen wird. Mit Ausnahme der französischen Beamten besteht die nichteingeborene Bevölkerung Dschibutis aus Levantinern:

Griechen, Armeniern und Arabern. Die Stadt bietet wenig, was den Reisenden fesseln könnte, doch begegnet man auch hier schon einigen rein abessinischen Spuren, so zum Beispiel war einer der Hotelboys ein Galla. Der griechische Wirt war ein ehemaliger Diener Meneliks, der nicht umhin konnte, jeden seiner Gäste von dieser Tatsache in Kenntniss zu setzen. Sein stolzestes Besitztum war ein Stück Papier, das ein Siegel mit dem Löwen von Juda trug.

Dank dem seit kurzem eingerichteten Schnellverkehr konnte man, die Nacht durchfahrend, in zwei Tagen von Dschibuti nach Addis Abeba gelangen. Mit Rücksicht auf die Wanzenplage und die mangelnde Schlafgelegenheit verbrachte jeder der Reisenden die Nachtstunden so gut es gehen wollte. Unangenehm war das gerade nicht, aber ich zog diese Art der Reise der Benutzung eines Sonderwagens, den ich hätte abwarten können, vor, da sie mich unmittelbar in die eigentümlichen Lebensformen des Landes einführte. Im gleichen Wagen befanden sich noch zwei europäische Geschäftsreisende. Der eine war ein Deutscher, der mir erzählte, daß er gelegentlich eines früheren Besuches in Addis Abeba bei einem Häutegeschäft betrogen worden sei, er hoffe aber, diesmal seine Verluste wieder wettmachen zu können. Der andere war ein holländischer Kaufmann, der eine Farbenfirma vertrat. Sein Auftrag war ein Zeichen, daß sich in Abessinien die Zeiten geändert haben, insbesondere darin, daß auch hier die Pflanzenfarben auf dem Wege sind, durch künstliche Erzeugnisse ersetzt zu werden.

Unterwegs hatte ich auch Gelegenheit, mich mit einem jungen Abessinier, der in Amerika gewesen war, zu unterhalten. Er sei zurückgekehrt, wie er sagte, weil seine Farbigeit ihn draußen im Fortkommen gehindert habe. Damals

dachte ich mir nicht viel bei dieser Bemerkung, aber nach längerem Aufenthalt in seinem Lande kam mir zum Bewußtsein, daß er der einzige mir bekanntgewordene Abessinier war, der seine dunkle Farbe erwähnt hatte, oder sie überhaupt bemerkt zu haben schien.

Kurz darauf hatte ich eine Unterhaltung mit einem gebildeten jungen Abessinier, der Französisch wie ein Franzose sprach. Ich hatte vorher gemerkt, daß er außer mir, der ich in Paris eine besondere Erlaubnis dazu erwirkt hatte, die einzige Person war, die während der Fahrt durch Französisch-Somaliland Waffen trug. Als wir die abessinische Grenze überschritten, verzichteten wir beide auf dieses Vorrecht; denn von diesem Augenblick an trug jedermann sein Gewehr über der Schulter und einen Patronengürtel. Daß die Patronen nicht immer zu den Gewehren paßten, ließ erkennen, daß das Tragen von Waffen in Aethiopien allgemeine Sitte ist; sie dienen mehr zur Vervollständigung der Kleidung als zum Angriff oder zur Verteidigung. Mein neuer Bekannter gab lächelnd zu, daß meine Anschauung nicht ganz unbegründet sei, aber sie war sicherlich noch ziemlich weit von der Wahrheit entfernt. Der Name meines Mitreisenden lautete Lidj Hailemere Gassaso, Sohn des letzten Gouverneurs der Provinz Semien. Ich verdankte ihm außer einer Stunde angenehmer Unterhaltung auch meine erste Begegnung mit einer abessinischen Persönlichkeit vom Hofe, und das geschah so:

Hinter Diredaua — nach Größe und Bedeutung die zweite Stadt Abessiniens — war der zwölf Jahre alte Sohn Ras Taffaris unser Mitreisender. Der Sonderwagen, in dem er seine Mutter zur ärztlichen Behandlung in eine Klinik nach Diredaua gebracht hatte, war unserem Zuge angehängt

worden. Als Lidj Hailemere und ich während eines Aufenthaltes zum Wassereinnehen ins Freie gegangen waren, um uns etwas Bewegung zu schaffen, bemerkte ich einen Knaben in Khaki-Uniform mit einer militärischen Mütze, der im Begriff war, auf die Lokomotive zu klettern. „Das ist Prinz Makonnen“, sagte Lidj Hailemere und nahm Gelegenheit, mich vorzustellen. Der Knabe antwortete in englischer Sprache. Er war ein hübscher Junge mit reizenden Manieren, der mehr den Eindruck eines Südeuropäers als eines Abessiniers machte.

Die alte Lokomotive unseres Zuges war Schweizer Herkunft. Sie erinnerte an die Mitwirkung der Schweiz bei dem Bemühen Menelik's, sein Land zu modernisieren. Die Tätigkeit Alfred Hgs, der aus der Schweiz berufen war, erstreckte sich allerdings nur gelegentlich auf den Bahn- und Brückenbau. Er war Minister bei Menelik, Ratgeber in allen Angelegenheiten, und seine Biographie des Kaisers gibt Europäern die beste Aufklärung, die sie über diese starke Persönlichkeit bekommen können.

Plötzlich gab es einen Halt auf freier Strecke, und ich vernahm Schüsse. Irgend jemand hatte mir kürzlich erzählt, daß das dichte Schließen der Wagenfenster begründet sei in der diebischen Neigung der Eingeborenen, die, sobald sie Gelegenheit dazu hatten, auf die Wagen kletterten, um die ledernen Zugriemen an den Fenstern zu stehlen, ebenso wie sie die kupfernen Telegraphendrähte abschneiden und weg-schleppen. Als die Schüsse fielen, dachte ich natürlich, daß Räuber abgefaßt und sofortiger Bestrafung entgegengeführt wären. Aus dem Wagen heraustretend, sah ich, daß man auf Tiere schoß und nicht auf Menschen. Dieses Entgegenkommen Sportsleuten gegenüber ist indessen nicht gerade ein

tägliches Ereignis; man hatte den Zug angehalten, um dem Prinzen Makonnen und seinem Gefolge Gelegenheit zum Schießen zu geben, wovon natürlich auch die anderen Reisenden profitierten.

Die Eisenbahn stieg langsam und beständig von dem Flachland an der Küste hinauf in Gegenden, die mit vulkanischen Felsen durchsetzt waren, vorbei an Borbergen, bis auf das Hochplateau, auf dem zu Füßen von hohen Bergen die äthiopische Hauptstadt in einer Höhe von 2650 Meter liegt.

Addis Abeba — Neue Blume — ist auf einem hügeligen Gelände, das von zwei Flüssen, dem Kabana und einem Nebenfluß des Akaki, durchflossen wird, erbaut. Aus der Entfernung wirkte die Stadt, deren Aufbau kurz vor dem Siege über die Italiener von Menelik bestimmt und gleich darauf durchgeführt wurde, wie ein Wald. Der natürliche Baumbestand, der die Stätte früher umgeben hatte, war während des Baues bald vernichtet. Aber Menelik hatte an seiner Stelle Eukalyptusbäume, die außerordentlich schnell wachsen, anpflanzen lassen. Addis Abeba ist eine Stadt von etwa 80 000 Einwohnern, die einen täglichen Zustrom von 40 000 Marktbesuchern und Karawanenreisenden erhält. Festtage verdoppeln die Zahl der Stadtbewohner, weil hier, wie überall in Afrika, der Eingeborene gern vier Wochen Wanderung auf sich nimmt, wenn er eine Stätte seiner Sehnsucht auffuchen will, und ein Besuch in der Hauptstadt des Landes ist der größte Wunsch jedes Abessiniers.

Überragt wird die Stadt vom Gibbi, das heißt Hügel. Es ist der Stadtteil, der für den königlichen Hof reserviert ist. Jenseits seines hohen Torweges gelangt man zu einem

Komplex von Palästen und kleineren Gebäuden, in denen Abessinians Herrscher und die Regierungsbeamten wohnen.

Ebenfalls hochgelegen und in einiger Entfernung von der Stadt befinden sich die Grundstücke, die von Menelik den fremden Gesandtschaften überlassen wurden. Sie sind so groß, daß jeder der fremden Vertreter über ausgedehnte Parklandschaften verfügt.

Die Häuser, Blockhütten sowohl als Lukuls, aus denen Addis Abeba besteht, liegen verstreut auf einer verhältnismäßig großen Fläche. Unterbrochen werden sie von grasbewachsenen Plätzen und überschattet von Eukalyptusbäumen. Der Marktplatz, auf dem bis in letzter Zeit viel Verbrecher gehängt wurden und zur Warnung für andere Übeltäter noch längere Zeit hängenblieben, ist heute ein angenehmer Platz zum Umherschlendern. Er bildet den Mittelpunkt des Eingeborenenlebens und bietet dem Fremden die beste Gelegenheit zur Beobachtung. Alle Straßen der Stadt führen auf diesen Punkt. Frühmorgens sind sie angefüllt mit Menschen in sauberen weißen Gewändern. Schmutzige Kleidung ist immer ein Zeichen von Trauer. Beim Manne ist die Schamma über der einen Schulter immer etwas hochgeschoben durch den Lauf des darunter getragenen Gewehrs, oder in Ermangelung desselben durch einen Stoß, der die demütigende Tatsache, daß der Träger kein Gewehr hat, verbergen soll. Einige tragen zum Schutze gegen die Sonne einen kleinen Doppelschirm, dessen zweites größeres Dach einen Fuß tiefer als das erste befestigt ist.

Manchmal wird der Zug der Fußgänger unterbrochen durch einen Reiter, der entweder auf einem Pferde oder auf einem Maultier sitzt. Der Berittene ist immer von einem halben Duzend Personen zu Fuß begleitet, und wenn es ein

Mann ist, trägt er einen schwarzen Umhang, der ein ebenso großes Zeichen von Bornehmheit ist wie das Reittier selbst. Handelt es sich aber um eine Frau, so ist ihr Kopf sicherlich mit einem breitrempigen Filzhut bedeckt.

Aber die Reiter sind verhältnismäßig so gering an Zahl, daß sie das Gesamtbild der Straße nicht ändern. Straßen und Marktplatz gehören den Fußgängern. Diese haben immer Zeit, Bekannte zu begrüßen und sich lange mit ihnen zu unterhalten, und die Zahl der Bekannten ist nicht gering. Die höfliche Begrüßung ist fast feierlich in ihren Formen. Statt, daß man sich die Hand gibt, verbeugt man sich, und zwar ist die Tiefe der Verbeugung verschieden nach dem Grade der Empfindung, die man ausdrücken will. Oft sieht man Leute, die anderen die Füße küssen. Das ist der Ausdruck für die höhere Stellung des Begrüßten oder des Dankes für eine erwiesene Wohlthat. Die bei der Begrüßung gebrauchten Worte beziehen sich auf das Wohlergehen der verschiedenen Familienmitglieder, man fragt, ob man gut geschlafen und gegessen habe, oder ob man in letzter Zeit etwa von Verdauungsstörungen geplagt worden sei.

Trotz all der Zeit, die bei der Unterhaltung verschwendet wird, ist der Marktplatz, auf dem Haustiere zum Verkauf vorgeführt werden, und der Basar hinter dem Postamt frühmorgens mit Käufern und Verkäufern angefüllt. Nahrungsmittel, Kleider und Schmucksachen sind auf Ständen ausgebreitet und lassen die Verkäufer ihren höchsten Eifer entfalten. Die schwarzen wollenen Capes üben eine starke Anziehungskraft auf die Menge aus, desgleichen die silbernen Kreuze und Ketten für Hals und Fußknöchel, Sättel und Pferdegeschirre, die mit kupfernen und zinnernen Ornamenten verziert sind. Alle diese Dinge sind Landeserzeugnisse,

angeboten werden aber auch billige Artikel europäischer Herkunft. Auf den Nahrungsmittelständen bemerkte ich Gescho, ein ähnlich wie Hopfen wirkendes Produkt, das beim Brauen von Talla, dem abessinischen Bier, gebraucht wird, ferner sah ich viel Schumbura, der wie Spinat aussieht, aber einen bitteren Geschmack hat, und der eine ebenso wichtige Marktware darstellt wie der Teff, eine zu den Gräsern gehörende Pflanze, die das Mehl liefert, aus dem die flachen Brote gebacken werden. Kartoffeln sind nirgends zu haben; die wenigen in Abessinien gezogenen sind so teuer wie Treibhausdelikatessen in anderen Ländern; sie werden mühsam von einem Franzosen oder einem Ungarn für den Verkauf an die in Addis Abeba wohnenden Europäer angebaut.

Man findet auf dem Marktplatz manche für Aethiopien charakteristische Erzeugnisse, die der Börse des Fremden gefährlich werden. Wenn man indessen auf der Suche ist nach Schätzen, wie zum Beispiel nach den alten, in hölzerne Einbanddecken gebundenen und in Ledertaschen getragenen Geez-Manuskripten, so darf man sich nicht den öffentlichen Verkaufsstellen zuwenden. Auch meine kostbaren Seidenmalereien von der Hand des einzigen abessinischen Künstlers Uto Belatschhou habe ich nicht im Basar erstanden. Ich hörte, daß man auch Gegenstände kirchlicher Kunst nur auf privatem Wege bei einflußreichen Personen erwerben könne. Es gibt gelegentlich Priester, deren Gewissen ebenso leicht ist wie ihre Börse, und diese pflegen als Zwischenhändler für gewisse Artikel aufzutreten, an welchen sie zwar kein persönliches Besitzrecht haben, die ihnen aber auf Grund ihrer Stellung eher zugänglich sind als anderen.

Als Gast der deutschen Gesandtschaft befand ich mich in nächster Nachbarschaft der italienischen, dagegen mehrere



Ras Tafari  
(Phot. Bararanian, Addis Abeba)



Kaiserin Zauditu

Kilometer weit entfernt von der britischen, französischen, belgischen und amerikanischen. Die italienische Gesandtschaft war zur Zeit meiner Ankunft mit der Lösung eines Problems beschäftigt, das zwar an sich nicht politischer Natur war, dessen Lösung trotzdem aber gerade in dieser Hinsicht viel Takt verlangte. Der Negus hatte der Gesandtschaft einen wilden Büffel als Geschenk für den Herzog der Abruzzen übersandt. Während der ersten Tage hatte sich das Tier losgerissen und tobte im Park der Gesandtschaft zum Schrecken der Gesandtschaftsmitglieder und der fremden Besucher umher. Die Frage, was mit diesem Geschenk zu geschehen habe, verursachte die größte Aufregung. Das Tier in einem Käfig nach Italien zu schicken, hätte viel Kosten verursacht, es ohne Käfig zu transportieren, wäre sehr gefährlich gewesen, und doch war es nötig, den Büffel bald wegzuschaffen, sowohl aus Sicherheitsgründen, als auch um die gebührende Wertschätzung für die dem Herzog erwiesene Ehre erkennen zu lassen.

Während der ersten Tage in Addis Abeba ist sich der Fremde nicht ganz klar darüber, ob das Herz der durch die Höhenlage bedingten stärkeren Beanspruchung gewachsen sein wird, aber bald hat er sich angepaßt und fühlt sich durch die dünne, trockene Luft angeregt. Es gibt dort keinen besseren Beweis für die Güte des Klimas als die kräftige Gesundheit der zwanzig europäischen Kinder, die ich im Park der deutschen Gesandtschaft beieinander sah.

Unmittelbar nach meiner Ankunft in der Hauptstadt wurde ich bei Ras Tafari eingeführt und empfing so einen ersten flüchtigen Eindruck vom äthiopischen Hofleben. Die Gelegenheit gab ein zu Ehren einer vom Field-Museum in Chicago ausgerüsteten Expedition, die aus fünf Gelehrten

unter der Führung des Kapitäns White bestand, gegebenes Essen. Zu den Gästen gehörte die ganze amerikanische Kolonie, die sich zusammensetzte aus dem Gesandten, Herrn Southard, seiner Frau und etwa einem halben Duzend Missionsbeamter.

Eine Reihe von bewaffneten Soldaten außerhalb des Gibbi salutierte beim Eintritt der Gäste. Unter den Ministern in Hofkleidung, die uns im Empfangsraum erwarteten, befand sich auch Seine Excellenz Belatan-Geta Herouy, der Generaldirektor der Auswärtigen Angelegenheiten. Dieser alte Herr hatte einen langen und schwierigen Weg bis zu seiner heutigen Stellung bei Hofe und im Reich durchlaufen. Er stammte aus sehr bescheidenen Verhältnissen. Es hatte eine Zeit gegeben, in der er als Gehilfe eines Tierarztes in der französischen Gesandtschaft tätig gewesen war. Einige Beobachter schreiben ihm hypnotische Kräfte zu und betrachten ihn als einen zweiten Rasputin. Zweifellos hat er ein sehr bemerkenswertes Gesicht. Sein Ausdrucksvermögen ist sehr groß, es reicht von geistloser Leere bis zu bezwingender Kraft. Während meines späteren Aufenthalts habe ich ihn in seinem Hause besucht. Ich sah die von ihm geschriebenen Bücher und bedauerte außerordentlich, nicht Amharisch lesen zu können, was mir Gelegenheit gegeben haben würde, in den Geist dieses erstaunlichen Mannes einzudringen. Er sprach etwas Englisch und hatte früher einmal England in einer politischen Mission besucht. Der Händedruck bei der Begrüßung war eine Konzession an europäische Sitten.

Als alle Eingeladenen versammelt waren, wurden wir in den Thronsaal geführt, wo der Negus uns erwartete. Das Licht war gedämpft, aber es genügte, um die Schönheit der

Teppiche und den Glanz des goldenen Thrones, der auf einer Estrade stand und von einem Baldachin in rotem Samt überdacht war, erkennen zu lassen. Der letzte Erbe des salomonischen Thrones stand auf der ersten der vier Stufen, die zu der Plattform hinaufführten. Da er etwas unter Mittelgröße ist, brachte diese Stellung seine Augen in gleiche Höhe mit denen der meisten Eingeladenen. Sein dunkles Gesicht ist schön und aristokratisch, seine Züge sind fein geschnitten, und die großen Augen blicken melancholisch. Ebenfalls schön und aristokratisch und nicht leicht zu vergessen sind seine schmalen, feinnervigen und wohlgeformten Hände.

Der Speisesaal des Palastes ist nach europäischem Geschmack ausgestattet. Das goldene Tafelservice war das Werk des Hofjuweliers, eines Armeniers, der auch die kürzlich von Ras Taffari angenommene Krone geschaffen hat. Über die Tafel hinüber begrüßte mich, eingedenk unserer Begegnung während der Bahnfahrt, der kleine Prinz Makonnen mit kindlichem Lächeln. Neben den amerikanischen Gästen nahm noch ein halbes Duzend Abessinier in hohen Regierungsstellen an dem Essen teil, so der Kriegsminister, der ebensowohl durch sein weißes Haar als auch durch seine fast negerhaft dunkle Haut und durch seinen malerischen hellblauen Mantel auffiel. Ferner erblickte man Ras Kassa, den mächtigen Gouverneur von fünf Provinzen, mit seiner imponierenden Gestalt und seinen stolzen schwarzen Augen. Man sieht ihn jetzt meist in der Nähe Ras Taffaris. Der Regus befolgt die Politik, den eventuellen Feind möglichst unter Aufsicht zu halten. Ein Mann, der jünger war als alle anderen, wurde als der Kantiba, Bürgermeister von Addis Abeba, vorgestellt.

Ich hatte einen für eine Unterhaltung mit dem Negus günstigen Platz. Wir sprachen französisch, und ich war in der Wahl meiner Worte sehr vorsichtig, um nicht jene Geste hervorzurufen, vor der ich von Gesandtschaftsmitgliedern gewarnt worden war, und die darin besteht, daß man den Kragen des schwarzen Seidencapes aufhebt und eine Seite des Gesichts damit verdeckt. Diese Form ist bei den abessinischen Aristokraten gebräuchlich und drückt Betrübnis, Mißfallen oder Abscheu aus; sie will sagen: „Du und dein Atem beleidigen mich.“ Die Sitte stammt aus jenen Zeiten, als man es noch nicht nötig hatte, zu allerhand Feinheiten seine Zuflucht zu nehmen, wenn man seine Abneigung ausdrücken oder verbergen wollte. Glücklicherweise verhüllte Ras Taffari sein Antlitz nicht vor mir, obwohl ich nahe daran war, dieses Mißgeschick zu erfahren, nämlich in dem Augenblick, als ich zu ihm sagte, ich würde mich freuen, in Addis Abeba einem militärischen Schauspiel beiwohnen zu können. Auf Grund von Mitteilungen, die ich erst später erhielt, wurde mir klar, daß diese Bemerkung etwa ebenso ungeschickt war wie diejenige einer Dame, die London besuchte und zum König sagte, daß sie den lebhaften Wunsch hätte, während ihrer Anwesenheit eine Krönung zu erleben.

Obwohl die letzte Entfaltung militärischer Kräfte in Addis Abeba, die mehr infolge eines Versehens und sehr überstürzt stattgefunden hatte, schließlich zugunsten Ras Taffaris ausgelaufen war, beschwor sie doch eine große Gefahr für seine ehrgeizigen Pläne herauf, und noch jetzt war die allgemeine Lage innerhalb seines Reiches nicht so ruhig, wie er es wünschen mochte.

Ich erzähle hier die Geschichte dieser letzten Vorgänge, wie sie mir von Angehörigen der Gesandtschaften berichtet

worden ist. Während der Nacht des 4. September 1928 ertönten plötzlich Schüsse aus dem Palast der Kaiserin Zauditu im Gibbi. Schon ein einzelner Schuß würde Aufsehen erregt haben, hier aber wurden ganze Salven abgefeuert. Ras Taffari, damals noch Regent, aber begierig, Regus zu werden, geriet in starke Unruhe. Er war gerade im Begriff, die Welt davon zu überzeugen, daß sein Land vollständig befriedet sei, und jetzt erdröhnten Gewehrsalven innerhalb des Palastgebietes, die von allen Gesandtschaften und damit von allen durch sie vertretenen Ländern gehört wurden. Ras Taffari begab sich eilig zum Palast der Kaiserin, stieß den Befehlshaber des Hofstaates beiseite und verlangte Zauditu selbst zu sprechen. Von ihr erfuhr er den Grund der Aufregung. Eine der Hofdamen der Kaiserin, die Frau eines zu ihrem Hofstaat gehörenden Fitaurari, war soeben von einem Kinde entbunden worden. Die Schüsse waren zur Feier dieses Ereignisses abgefeuert worden, was durchaus abessinischer Sitte entsprach. Aber Ras Taffari, der wohl erkannte, daß die Welt nichts von der Geburt des Kindes, wohl aber von den Schüssen im Gibbi, dessen gespannte Lage bekannt war, hören würde, legte dem Fitaurari erhost eine Strafe von dreitausend Talern auf. Die Kaiserin fühlte, daß die Strafe ungerecht war, und erklärte sich bereit, die volle Verantwortung für die nächtliche Störung auf sich zu nehmen. Ras Taffari verlangte nunmehr von ihr, daß sie die Strafe des Fitaurari zahlen solle, was sie aber ablehnte.

Jetzt nahm die Angelegenheit, die mit Freudenschüssen über die Geburt eines Kindes angefangen hatte, eine politische Wendung, und zwar eine sehr bedeutsame.. Der Befehlshaber des Hofstaates zog im Auftrage Zauditus dreihundert Soldaten zusammen und bezog mit ihnen ein Lager

bei dem neuen Mausoleum Menelik's. Gleichzeitig sandte die Kaiserin einen Läufer mit der Bitte um Hilfe zu ihrem alten Freund und Vasallen, Ras Rassa, dessen Hauptstadt im Distrikt Selali, Provinz Schoa, etwa drei Tagereisen von Addis Abeba entfernt, lag. Ras Rassa brach sofort mit sechstausend Mann auf. Unterdessen hatte Ras Taffari Tausende von Soldaten zusammengezogen und den Ligawa, den Befehlshaber des Hofstaates Zauditus, zur Übergabe gezwungen. Wohl wissend, daß Eile geboten war, da Ras Rassa sich bereits der Hauptstadt näherte, berief der Regent den Kronrat ein. Die Mehrzahl war gegen ihn. Unter seinen Widersachern befand sich der Etschedi, das Haupt der Mönchsorden. Trotz der gegnerischen Übermacht, die einen schwächeren Mann entmutigt hätte, zeigte Ras Taffari Würde, Mut und Kraft. Sowohl den Ligawa als den Etschedi verurteilte er zu zwölfjähriger Verbannung in die Provinz Rassa, was infolge des dort herrschenden Klimas gleichbedeutend war mit ihrem Todesurteil.

Während des nächtlichen Tumults hatten die Ausländer in Addis Abeba Zuflucht in ihren Gesandtschaftsgebäuden gesucht. Am nächsten Tage begab sich Belatan-Geta Herouy, der Leiter der Auswärtigen Angelegenheiten, in Begleitung von tausend Soldaten als Unterhändler Ras Taffaris zu Ras Rassa. Die Zusammenkunft fand an einer Stelle statt, die etwa eine Tagereise von Addis Abeba entfernt lag, und endete mit dem Abschluß eines Friedensvertrages. Nachdem Ras Rassa eine bedeutende Geldsumme und die Zusage eines Regierungsamtes empfangen hatte, erklärte er sich bereit, Ras Taffari zu unterstützen. Er lehnte aber Taffaris Forderung ab, den entthronten Lidj Dassu, der unter seiner Bewachung stand, auszuliefern.

Der Vertrag sah ferner vor, daß Ras Kassa keinen Protest erheben sollte, wenn Ras Taffari sich selbst zum Regus krönen würde. So wurde diese Angelegenheit beigelegt, und einen Monat später fand die Krönung Ras Taffaris statt. Dieses Ereignis lag kaum zwei Monate zurück, als ich meine Hoffnung, ein militärisches Schauspiel zu erleben, zum Ausdruck brachte, woraus zu ersehen ist, daß Ras Taffari sich gut beherrschte, wenn er nicht den Kragen seines Capes aufhob.

Von politischen Dingen nationalen oder internationalen Charakters war dann nicht mehr die Rede. Wir sprachen vom Essen, von häuslichen Angelegenheiten und über Erziehungsfragen. Der Regus bemerkte, daß er einen Küchenchef aus Paris mitgebracht habe, da er die französische Küche der abessinischen vorzöge. Er bedauerte, daß der Aufenthalt seiner Gemahlin in der Klinik deren Anwesenheit beim Diner verhindere. Er sprach dann von der Erziehung seines Sohnes, der zur Zeit bei Mister Russell von der amerikanischen presbyterianischen Mission Englisch studiere und später eine englische Universität besuchen wolle. Die Rede kam dann auf das Überhandnehmen von Ehescheidungen in Amerika. Ich fragte Ras Taffari, ob Scheidungen auch in seinem Lande häufig vorkämen. „Nur die Reichen können sich eine Scheidung leisten“, antwortete er. Ich erfuhr, daß es ein Lugus war, den er sich selbst nicht versagt hatte.

Dann wurden Kaffee und Liköre im Thronsaal gereicht. Danach verdunkelte man den Raum, und die große Halle verwandelte sich in ein Kinotheater. Mit Hilfe des Vorführungsapparates wurde uns ein Teil von Ras Taffaris Reich nahegebracht: Berge und Täler, Flüsse und Ort-

schaften, Karawanenzüge und Tiere, die, ohne es zu wissen, von der Filmkamera aufgenommen waren, und zwar für einen Film, der auf einer früheren Expedition des Field-Museums gedreht worden war. Auf geographische Details folgten Sittenbilder. Der zweite Film zeigte uns Szenen vom Meskal, dem religiösen Fest, das im Spätseptember stattfindet. Wir sahen zuerst den Tanz der Priester im vollen Gepränge kirchlicher Ausstattung mit ihren Kleidern und Stäben, Raffeln und Kreuzen. Dann kam der Kreuztanz, an dem eine größere Anzahl Kavallerieschwadronen teilnahm. Schließlich erblickten wir Tausende von Soldaten, die zum großen Meskal-Schmaus versammelt waren, dem dritten und letzten Teil dieser jährlichen Feier.

Ich verließ den Gibbi mit dem Gefühl, daß Ras Taffari uns keine interessantere Unterhaltung hätte bieten können. Er hatte seinen fremden Gästen einen kurzen Eindruck von sich selbst und seinen Ministern vermittelt und weiter ein Bild des von ihm beherrschten Landes und von dessen am meisten charakteristischer „Fantasia“, die für seine Bevölkerung so voll von religiöser und sozialer Bedeutung ist, gegeben.

Zweimal noch sah ich ihn später. Bei beiden Gelegenheiten nahm er teil an einer Zeremonie. Die Grundsteinlegung der neuen armenischen Kirche in Addis Abeba war ein so bedeutendes Ereignis, daß der Etscheki aus Aksum gekommen war. Natürlich mußte also auch der Hof anwesend sein.

Die Gemahlin Ras Taffaris, wiederhergestellt und von Direbaua zurückgekehrt, verließ zuerst den Wagen. Für europäische Augen wirkte sie etwas seltsam. Sie trug einen breitkrempigen, mit einem blaßroten Band besetzten

Filzhut; ein lavendelfarbener Kragen ragte über ihren schwarzen Seidenmantel hervor, das Gesicht war hinter zwei Schleiern verborgen. Während sie langsam vom Wagen zu dem provisorischen Thron, der für sie und den Regus errichtet worden war, hinüberschritt, wurde ein mit goldenen Fransen versehener Baldachin über ihrem Haupt gehalten. Seine Farbe, Scharlach, deutete auf die erst kürzlich erworbene Würde hin. Früher war die rote Farbe dem Regus Negesti und seiner Gemahlin vorbehalten. Die „Königin“ mußte sich, wie der Adel, mit der grünen Farbe begnügen.

Nas Taffari, der ihr folgte, trug ein dunkelrotes Cape, das sich stark von den lilaroten Mänteln der beiden Limoquas, die ihn flankierten, abhob. Während der Schlacht müssen diese beiden Männer in völlig gleicher Kleidung wie der König sich beiderseits neben ihm aufhalten, um seine Erkennbarkeit und damit die Gefahr für ihn zu vermindern. Da es sich diesmal um ein friedliches Ereignis handelte, bestand keine Notwendigkeit für die Gleichförmigkeit der Kleider.

Hof, Kirche, Armee und Bevölkerung ehrten das Gedächtnis Meneliks II. an seinem Todestage, dem 12. Dezember. Bisher war dieser Tag hauptsächlich durch das Abfeuern von einundzwanzig Kanonenschüssen am frühen Morgen gekennzeichnet.

In der ersten Zeit hatte man es vermieden, das Volk daran zu erinnern, daß der große Kaiser nicht mehr am Leben sei, aber 1928 waren fünfzehn Jahre seit seinem Tode verfloßen, und außerdem hatte man seine irdischen Überreste erst kürzlich aus seinem kupfernen Sarg in einen weißen Marmorsarkophag nach dem schönen neuen Mausole-

Ieum, dem Meisterwerk eines deutschen Architekten, übergeführt. In diesem Jahre sollte die Erinnerung an den großen Menelik mit großer Zeremonie, die seiner Bedeutung entsprach, gefeiert werden.

Ein einziger Europäer außer mir war durch die frühen Kanonenschläge veranlaßt worden, das Bett zu verlassen. Als ich das Mausoleum betrat, war die Feier bereits in vollem Gange. Ein Kreis kniender Priester in weißen Gewändern und mit weißem Turban umgab den Sarkophag. Vor jedem von ihnen stand ein Pult, auf dem ein aufgeschlagenes Buch ruhte. Alle diese frommen Männer sangen, doch sang jeder andere Worte und nach einem anderen Rhythmus.

In das Mausoleum hinein strömte eine lange Reihe von Priestern und Mönchen, die sangen und den Takt mit den in hochgehobenen Händen gehaltenen Rasseln angaben. Weihrauchgefäße tragende Altardiener gingen vor dem Hohenpriester her, der das Innere des Mausoleums umschritt und ein griechisches Kreuz, von dem Bänder herabhingen, in den Händen trug. Dieses Kreuz wurde jedem an der Feier Teilnehmenden dargeboten, damit er das darauf angebrachte, mit Email überzogene Porträt der Jungfrau küssen möge.

Während ich diese Zeremonie beobachtete und abwartete, ob man auch mir das Kreuz reichen würde, teilte mir mein Dolmetscher mit, daß die Ankunft des Negus bevorstände. Ich begab mich ins Freie, und von den Stufen des Mausoleums erblickte ich die Prozession, die sich vom Palasthügel herunterzog. Soldaten, Geistliche, Hofbeamte — der Negus war der am wenigsten glänzend angezogene von allen Teilnehmern dieses ganzen Schaugepräuges. Er

war vom Scheitel bis zur Sohle in Schwarz gekleidet und trug ein Gewehr über der Schulter. Das einzige Zeichen seiner königlichen Würde war der mit goldenen Fransen verzierte rote Baldachin, unter dem er einherschritt.

Die Prozession betrat das Mausoleum, umschritt den Sarkophag, und sobald sie wieder ins Freie heraustrat, schlossen sich ihr ein halbes Duzend Priester und weitere vier Männer an, die ein riesiges Porträt Meneliks trugen. Sie drehten das Bildnis hin und her, so daß das Volk, das den Wegrand säumte, es gut sehen konnte.

Dreimal umkreiste die Prozession das Mausoleum, bevor sie sich auflöste. Die Priester versammelten sich vor der Treppe. Ras Taffari unter seinem roten Baldachin saß in der Nähe. Er trug den Hut auf dem Kopf und hielt das Gewehr auf den Knien.

Dann begann der letzte Abschnitt der Zeremonie. Während ein Priester einen monotonen Gesang aus einem Buch erschallen ließ, tanzten Mönche zum Schlag der Trommel und mißtönender metallener Rasseln. Zwanzig von ihnen, aufgestellt in zwei Reihen zu zehn Mann, bewegten sich vorwärts, rückwärts und wieder vorwärts in gleichbleibenden, gleitenden Schritten. Mit einem Schlage hörte der Priestergesang und der Mönchstanz auf. Die Prozession schloß sich von neuem zusammen und bewegte sich wieder den Hügel hinauf zum Palast.

Die Feier war beendet. Indem sie Hof und Kirche, Armee und Bevölkerung vereinte, hatte sie uns gleichzeitig einen flüchtigen Überblick über alle in Aethiopien wirksamen Kräfte vermittelt.

## Jamjam

Die erste Karawanenreise — Tofa — Addis Alam — Ein Läufer — Der Wald — Die Sägemühle Abessinians — Gastfreundschaft einer abessinischen Dame — Primitives Baumwollspinnen — Ein üppiges Geschenk — Hakim Zahns Erzählungen

Meine erste Reise von der Hauptstadt aus führte mich zum Rande eines Waldes in der Nähe von Jamjam, achtzig Kilometer westlich und ein wenig nördlich von Addis Abeba. Dieser Wald, dazu noch einer in der Provinz Djimma und einer in Kaffa ist alles, was Aethiopien an geschlossenem Baumbestand verblieben ist, obwohl das Land früher in manchen Theilen stark bewaldet gewesen sein muß. Es ist aber alles abgeholzt worden für die unmittelbaren Bedürfnisse der Armee und für Bauzwecke, und bis auf die Zeit Menelik's sind keine Maßregeln für Wiederanpflanzung getroffen worden. Die Eukalyptuswälder, die heute Addis Abeba umgeben, bilden wohl das beste Denkmal für die Weisheit und die Vorsorglichkeit dieses großen Mannes.

Zu unserer Reisegesellschaft gehörten vier Europäer. Baurat Dahms aus Berlin und Dr. Melchers, ein junger Attaché von der deutschen Gesandtschaft, hatten die Absicht, die seinerzeit auf Befehl Menelik's errichtete Sägemühle zu besuchen. Sie forderten mich auf, mitzukommen, und in letzter Minute schloß sich uns noch Hakim Zahn an. Der letztere war eine wertvolle Bereicherung unserer Gesellschaft. Hakim — weiser Mann — wurde er von den Eingeborenen genannt, die seine Apotheke in Addis Abeba in erster Linie besuchten, um sich von ihm Rat und Medikamente gegen ihre Bandwürmer zu holen; sein Ruhm war weit verbreitet. Ein

Eingeborener, der vierzehn Tage gewandert war, um den weisen Mann zu konsultieren, bestand darauf, daß Zahn lache, bevor er ihm seine Beschwerden mitteilte. Der Mann hatte gehört, daß der Hakim einen goldenen Zahn habe, und war erst, als er das goldene Wunder gesehen hatte, überzeugt, daß er es nicht mit einem Betrüger zu tun hatte. Zahn war auch für uns in Wahrheit, nicht nur dem Namen nach, ein Hakim: seine Kenntnis der Bevölkerung und seine Geschicklichkeit als Dolmetscher erwiesen sich als außerordentlich nützlich.

Wir reisten per Nagadi. Das ist ein sehr dehnbarer Ausdruck, der ursprünglich nur die Bedeutung „reisende Kaufleute“ hatte; da aber diese in Karawanen reisen, nahm der Ausdruck auch die Bedeutung dieses Wortes an und wurde schließlich sogar angewendet auf Maultiertreiber und Ausrüstungsgegenstände. Die Hälfte des Weges legten wir mit dem Motorwagen zurück, aber bei Addis Alam war die Autostraße zu Ende. Hier trafen wir unsere Maultierkarawane, die schon zwei Tage früher abgegangen war. Ein Duzend Packtiere, Reittiere für uns selbst, einige Maultiertreiber mit Führer und ein Boy für jeden von uns vier Europäern bildeten den Zug und seine Ausrüstung, die im Verhältnis zu der Länge unserer Reise und der Dauer unseres Aufenthaltes viel zu groß erschien.

Mein Boy führte den Namen „Tofa“. Bei der Ankunft in Addis Abeba wurde er mir von meiner Gastgeberin geliehen. Aus einem Küchenjungen wurde ein persönlicher Diener. Er war völlig erfüllt vom Bewußtsein seiner neuen Würde und sah stolz und schneidig aus in seiner Khaki-Uniform, Mütze und mit seinem Patronengürtel, obwohl manche der Patronen bereits gebraucht waren. Auch er

hatte seinen Namen nach dem ersten Wort, das die Mutter nach seiner Geburt ausgesprochen hatte, erhalten. In seinem Falle hatte sie gesagt „Metermaß“. Im Lichte seines größten persönlichen Fehlers wirkte dieser auf das Exakte hindeutende Ausdruck etwas ironisch. Er war eifrig und begabt, auch willig und fähig, alles, was ihm lag, leicht zu begreifen, aber Ordnung in zusammengehörige Dinge zu bringen, gehörte leider nicht dazu. Toilettenartikel waren niemals zu finden. Die Schreibmaschine stellte er stets falsch auf den Tisch. Wenn er durch meine pantomimische Aufforderung veranlaßt wurde, etwas richtig zu machen, wurde die Unordnung noch größer. Tosa war der erste einer Reihe von Boys, die mich in Abessinien bedienten. Er sprach nur Amharisch, und ich lernte von ihm die unumgänglich notwendigen Ausdrücke; er lehrte mich bis zehn zählen, „ja“ und „nein“ und „beeile dich“ zu sagen, Ausdrücke für Tee und Limonade, für heißes und kaltes Wasser. Im übrigen half ich mir mit Gesten, mit ein wenig Philosophie und Geduld.

Die Unterhaltung und die Erörterungen zwischen den Leuten, während die Maultiere beladen wurden, interessierten mich. Jeder von ihnen hatte eine Nilpferdpeitsche, Manga genannt. Der Führer besah sich die Peitsche, die ich aus Zentralafrika mitgebracht hatte und die dort Kibofo heißt. Ihre Ausführung erregte sein Mißfallen, besonders den Handgriff, der in Abessinien besonders geschickt gemacht wird, beurteilte er sehr abfällig. „Was können Sie von den Schwarzen auch anders verlangen“, bemerkte er geringschätzig.

Ich lächelte, als mir seine Worte übersetzt wurden; er war nämlich selber ziemlich schwarz. „Sind Sie Galla?“ fragte

ich ihn. „Nein, Abessinier.“ Ich erkundigte mich bei einem andern Treiber nach seiner Stammeszugehörigkeit. Der grinste und antwortete: „Ich weiß es nicht, ist mir auch gleichgültig, ich bin nur ein Sklave.“

Wir hatten Pässe angefordert, da sie aber zu lange auf sich warten ließen, traten wir die Reise ohne sie an. Obwohl sie nicht immer nötig sind, bilden sie doch ein Schutzmittel gegenüber der Habgier der Beamten. Jemandeiner derselben, bis hinunter zu den Schums (Ortsvorsteher), konnte sich leicht erlauben, außer den üblichen Abgaben auf den Zollstationen eine besondere Zahlung zu verlangen. Glücklicherweise wurden wir aber nirgends aufgehalten und in Anspruch genommen.

In Addis Alam fanden wir die für uns bestimmten Maultiere vor, die Packtiere waren schon aufgebrochen. Dieser Ort ist das Versailles von Addis Abeba genannt worden; denn hier wohnte Menelik, bevor er den Gibbi zu seiner Residenz machte. Er hat heute nichts mehr, was das Interesse der Reisenden in Anspruch nehmen könnte. Wir hielten uns daher nur auf, um unser Frühstück einzunehmen, womit wir der um uns versammelten Jugend ein seltenes und aufregendes Schauspiel boten. Die Abessinier betrachteten Essen und andere Befriedigungen der Notdurft als eine viel zu private Angelegenheit, als daß man sie ungeschützt gegen den „bösen Blick“ von Zuschauern ausüben könne. Eine Unterwerfung unter die Landesitte hätte die eilige Errichtung eines Schamma-Zeltes, bei dem unsere Boys als Zelstangen hätten dienen müssen, nötig gemacht. Damit wäre mir aber selbst wieder die Möglichkeit zu Beobachtungen genommen worden. Ich hätte zum Beispiel nicht den Unblick gehabt, der mich, sooft ich auch Gelegenheit dazu hatte,

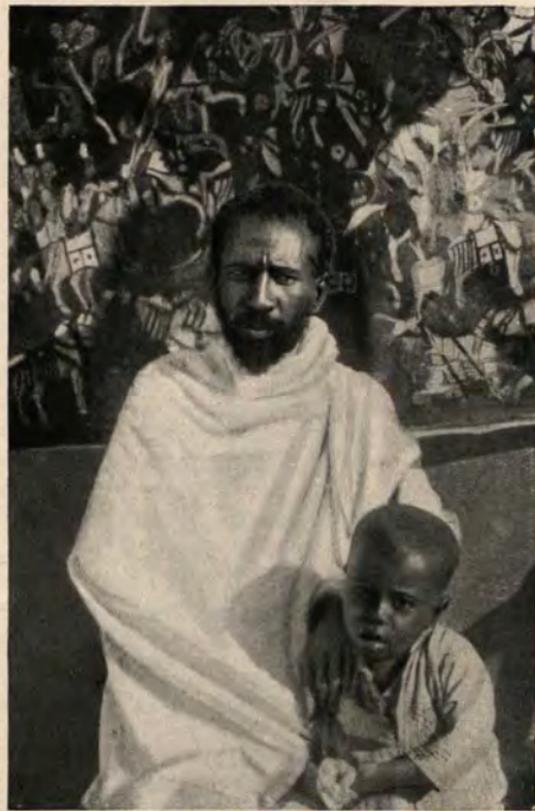
immer von neuem wieder ergriff, nämlich den eines äthiopischen Briefträgers. Der Mann trug mit vorgestrecktem Arm einen meterlangen Stock, in dessen oberem Spalt ein zusammengefaltetes Stück Papier steckte. Uraltes Gesetz und unantastbare Sitte gewähren solchen Läufern Sicherheit auf ihrem Wege. Sogar Räuber respektieren seine Unverletzlichkeit. Der Stab mit seiner Botschaft wird zu einem Schutzmittel gegen alle menschliche Unbill und Gefahr. Dieser Unblick ruft alte Zeiten wach und gibt dem Brief die romantische und wichtige Bedeutung im Leben zurück, die ihm eigentümlich war, Jahrhunderte vor unserem heutigen Briefträger, der uns dreimal am Tage seine Last von Rechnungen und gleichgültigen Drucksachen ins Haus bringt.

Als wir im Begriff waren aufzubrechen, verstieß einer von uns zu seinem Schaden gegen den dort üblichen Brauch, von der rechten Seite in den Sattel zu steigen. Als früherer Rittmeister wollte er natürlich von links aufsteigen und landete infolge seiner Unkenntnis der Tradition auf dem staubigen Erdboden. Wir übrigen machten uns seine Erfahrung zunutze und bestiegen unsere Maultiere von rechts. Racker „Momos“ und „Mamikes“ rannten neben uns her und schrien: „à la mer.“ Die wortgetreue Bedeutung dieses Ausdrucks verstanden sie natürlich nicht, sie wußten nur, daß sie Geld haben wollten. Die kleinen Bettler des äthiopischen Hochlandes riefen „ins Meer“, so wie es die Kinder in Oshibuti tun, die damit sagen wollen, daß sie bereit sind, nach kleinen Münzen ins Wasser zu tauchen.

Unterwegs begegneten wir langen Reihen von Maultieren, die mit Steinen aus einem in den Bergen gelegenen Steinbruch für Addis Abeba beladen waren. Ebenso stießen wir auf das einzige Lastauto des Landes, den Vorläufer sicherlich



Arussi-Krieger beim Besuch der  
Baumwollplantage Neigels



Der Künstler Ato Belatschou mit  
seinem Sohn



### Jagdscenen

Photographie nach einem Gemälde von Ato Belatschou. Original im Besitz des Verfassers.

von vielen, die einst die lasttragenden Maultiere ablösen werden. Wann dieser Tag kommen wird, läßt sich schwer sagen. Einstweilen gibt es jenseits von Abdis Alam keine Wege, und das einzige Auto, das wir beobachteten, zog schwankend durch Gras und Buschwerk in stetigem Aufstieg zu den Bergen hinauf.

Gegen Abend wurden unsere Zelte am Rande des großen Waldes unter Akazienbäumen aufgeschlagen. Sie sollten unser Standlager während unseres Aufenthaltes in Jamjam bilden. Der Wald, dicht und wegelos, war ein beliebter Schlupfwinkel für Räuber. Eine Woche vor unserer Ankunft waren erst drei von ihnen, die der Schrecken der Karawanen gewesen waren, gefangen genommen und getötet worden. So wenigstens wurde uns erzählt, und wir hofften, daß uns das Glück günstig sein und uns eine flüchtige Begegnung mit derartigen romantischen, wenn auch gefährlichen Menschen gewähren würde. Dieser Wunsch wurde uns aber nicht erfüllt.

Wir hatten unsere Gewehre mitgenommen, empfanden aber wenig Bedürfnis, nach den Singvögeln oder den auffallend weiß und schwarz gezeichneten Kolobusaffen zu schießen, die in den Baumkronen lärmten und sich aufgeregt von Zweig zu Zweig schlangen. Die Perlhühner und Antilopen, die wir in der Steppe erblickten, schienen uns ein würdigeres Jagdwild zu sein. Vom schwarzen Panther, der in dieser Gegend häufig sein soll, haben wir nichts, nicht einmal eine Spur gesehen.

An Dörfern gab es nicht allzuviel, überdies waren sie nur klein. Das größte, das wir sahen, bestand aus zwanzig Tukul, runden Grassütten, mit oben in eine Gabel auslaufenden Strohdächern. Aus einer derselben drang an-



dauerndes, durchdringendes Klagen zu uns herüber. Eine Frau hatte die Nachricht erhalten, daß ihr Mann in Addis Abeba gestorben sei. Vielleicht war es die später von uns auf dem Wege beobachtete Frau, die sich Stirn und Schläfen mit einem spitzen Stein blutig riß und sich Staub auf den Kopf streute, womit sie Sorge und Trauer zum Ausdruck brachte.

Andere Töne hatten eine mehr kommunale Bedeutung. Ein schriller Pfiff forderte die Dorfbewohner auf, sich zu versammeln. „Das Dorfgericht“, sagte Hakim, „da hat jemand etwas gestohlen. Die Angelegenheit wird erst einmal eine Woche lang unter den Bäumen diskutiert, bevor darüber entschieden wird, was zu geschehen hat.“

Eines Nachmittags kündigte ein Trompetenstoß die Ankunft eines Beamten an, der die Steuern einzog. Jeder Besitzer von mindestens fünfundsiebzig Acres wurde mit einem Ochsen veranschlagt. Jeder freie Mann, ohne Rücksicht auf Einschätzung seiner Steuerkraft, hatte ein Brett, das von der Sägemühle erstanden werden konnte, zu liefern. Auf unserem Rückwege nach Addis Abeba trafen wir einen Zug von Maultieren, die mit Steuererträgen beladen waren.

Eines unserer Reittiere wurde im Lager krank. Der Treiber erklärte die Krankheit als die Wirkung eines von einem Gibrilvogel während des Vorüberfliegens auf das Maultier geworfenen Schattens. Das Heilmittel für dieses geheimnisvolle Leiden bestand in einem Aderlaß, zu welchem Zweck ein Einschnitt in der Flanke des Tieres vorgenommen wurde. Der Eingriff half nichts, und so mußten wir das Tier bei unserer Abreise zurücklassen. Es wäre vielleicht besser gewesen, wenn man Hakim, der auf eine Leberstörung diagnostizierte, freie Hand gelassen hätte. „Daran leidet

auch die Hälfte der ganzen Bevölkerung“, sagte er. „Die Leute kommen immer zu mir und klagen, daß sie sich krank fühlen, weil der Schatten eines Vogels auf sie gefallen sei.“ Dies ist ein Beispiel von Aberglauben, von dem ich vermute, daß er bei vielen Primitiven vorkommt: der Glaube an die verderbenbringende Wirkung des Schattens gewisser Personen oder Tiere. Ich habe nicht erfahren können, ob es nur der Schatten des Gibrils ist, der in Aethiopien die Gesundheit bedroht.

Unser Hauptinteresse in Jamjam richtete sich auf das Leben und Treiben, dessen Mittelpunkt die Sägemühle bildete, die, wie ich glaube, die einzige im Lande ist. Während meines späteren Aufenthalts in einer anderen Gegend sah ich einen Missionar, der mit lebhaftem Verlangen einen gestürzten Baum betrachtete. Der Stamm lag dort wertlos, und er hätte ihn so gern zum Hausbau verwendet, aber er hatte kein Werkzeug, und es gab in der Nachbarschaft keinerlei Möglichkeit, ihn in Bauholz zu verwandeln. Sicherlich ist auch geschnittenes Holz mehr ein europäisches als ein äthiopisches Bedürfnis, denn die Eingeborenenhütten werden immer aus Gras oder aus Lehm und geflochtenen Zweigen errichtet.

Bei der einzigen Sägemühle beobachteten wir Arbeiter vom Sklavenstamm der Gurage bei ihrer Tätigkeit. Sie fällten Bäume und zerrten sie die steilen Abhänge herunter. Dann beluden sie Esel mit dem geschnittenen Holz und brachten sie auf den Weg nach Abdis Abeba. Diese Leute bilden die unterste Klasse in Abessinien und sind anscheinend der einzige Menschenschlag, der bereit oder durch die Umstände gezwungen ist, schwer zu arbeiten. Sie sind die wahren Handarbeiter des Landes, die Diener der Diener in

den Haushalten. Ihre helle Farbe und die Feinheit ihrer Gesichtszüge macht die Legende glaubwürdig, daß die heutigen Gurage Nachkommen europäischer Sklaven sind, die von ägyptischen Herrschern nach Abessinien gesandt wurden, um in den Kupferminen, die in den Bergen südöstlich von Addis Abeba liegen, zu arbeiten. In dieser Gegend sind nämlich die heutigen Reste der Gurage zu Hause. Ich hatte einzelne von ihnen Trägerdienste in Addis Abeba leisten sehen, die mit Ausnahme eines Lendenschurzes oder eines in gleicher Form getragenen Schaffelles nackt einhergingen. In Jamjam sah ich sie als Trupp, so daß ihre typische Eigenart noch stärker hervortrat.

Von der Sägemühle aus ritten wir zu einer kleinen Hochfläche hinauf, um eine abessinische Dame zu besuchen, die Witwe eines Schweizers, der zu Meneliks Zeiten die Sägemühle besaß und betrieb hatte. Ihr Name lautete Workenisch, was bedeutet: „Du bist mein Goldiges.“ Außerdem trug sie den Titel „Woizero“, was anzeigt, daß sie eine Dame von Rang ist.

Workenischs Besitztum war von einer hohen dicken Mauer umgeben und bestand aus mehreren runden strohbedeckten Lehmhütten, den landesüblichen Tufuls, in denen sie mit ihrem Personal und ihrem Vieh hauste. Sie begrüßte uns in der Tür ihrer Wohnung. Lebhaftige Augen, olivfarbene Haut und feingezeichnete Züge machten ihr Gesicht schön, ihre Gestalt allerdings war nicht gerade anmutig. Sie war in die übliche Schamma gehüllt und trug eine wogende Fülle von Kleiderröcken, unter denen lange weiße Unterhosen hervorragten, die für abessinische Kleidung beider Geschlechter ebenso charakteristisch sind wie die Schamma. Licht erhielt die Hütte nur durch die Tür, denn das einzige Fenster war

klein, hoch und dicht geschlossen. Als meine Augen sich an die Dunkelheit gewöhnt hatten, konnte ich die innere Ausstattung unterscheiden. Es gab einen niedrigen Tisch, eine Bank, einen Sessel und ein quadratisches Kanapee, das augenscheinlich als Bett diente. Auf dem letzteren lag ein kleines Kind. Mit Hilfe Hakims, der als Dolmetscher diente, erklärte uns unsere Gastgeberin, daß das Kind einer ihrer Dienerinnen gehöre, daß sie es aber sehr liebe und oft bei sich habe. Obwohl Kind einer Sklavin, wird das Kind selbst nicht diesem Stande angehören, es sei denn, daß es vorziehen sollte, bei der Herrin seiner Mutter zu bleiben. Die abessinischen Gesetze sehen vor, daß Kinder von Sklaven frei sind.

Wir bildeten eine große Gesellschaft im Verhältnis zu dem engen Raum der Hütte. Eine Freundin von Worenisch befand sich ebenfalls auf Besuch bei ihr. Vor der Tür drängte sich das Hauspersonal, ein Mann und eine Anzahl von Mädchen, die offensichtlich von der Neugierde getrieben waren, die Fremden zu sehen. An den Narben auf ihren Wangen erkannte man, daß diese Sklaven aus der Provinz Gemira stammten. Die Angehörigen dieses Stammes werden nämlich durch drei Schnitte gekennzeichnet. Auf ein Zeichen ihrer Herrin brachten sie Erfrischungen: Talla, das abessinische Bier, und Kuhmilch, deren rauchiger Geschmack davon herrührt, daß die Gläser, in denen sie gereicht wurde, vorher über dem Feuer sterilisiert werden. Ich hätte die Milch mit geringerem Eifer getrunken, wenn ich damals schon von der äthiopischen Sitte gewußt hätte, nach der die Milchkannen vor ihrer Benutzung mit dem Urin der Kuh ausgespült werden. Ein Sklave schnitt Getreidekörner aus Ähren, röstete sie in der Ecke über dem Feuer und reichte sie uns.

Da wir Fremde und interessiert waren, die Sitten und Gebräuche ihres Landes kennenzulernen, ermutigte uns unsere Gastgeberin, ihre Hütte als ein kleines Museum zu betrachten, sich die Ausstattung anzusehen und Fragen an sie zu richten. Sie zeigte uns einige Toilettenartikel, einen hölzernen Kamm mit groben Zähnen und ein kleines, aus Horn gemachtes Salbengefäß. Als ich ihre Schamma bewunderte, erzählte sie mir, daß sie sie selbst gewebt habe. „Das ist Landessitte bei uns, unsere Schammas lassen wir nicht von den Sklaven machen.“ Aus einer schweren Truhe in der Ecke ließ sie eine Anzahl von ihnen, die sie selbst gefertigt hatte, durch eine Dienerin herbeibringen. Schammas für den Alltag und Schammas für große Gelegenheiten. Diejenigen, die anlässlich einer „Fantasia“ getragen wurden, zeigten eine feinere Webart und waren mit einer drei Zoll breiten farbigen gestickten Borte verziert. Vermutlich etwas belustigt darüber, daß ihre Geschicklichkeit in einer Kunst, die für ihr Volk etwas Selbstverständliches war, unsere Erörterung und Bewunderung erregte, machte sie uns das Anerbieten, uns die Webarbeit selbst zu zeigen.

Ein Sklave brachte ihr einige Samenkapseln von Baumwollsträuchern, die auf einem kleinen Fleck innerhalb ihres Besitztums wuchsen. Sie entfernte die Samenkörner mit einer Stopfnadel, die Baumwolle selbst rupfte, streckte und kämnte sie und klopfte sie schließlich mit einem weichen Stein, der, wie sie sagte, schon seit Generationen in ihrer Familie zum gleichen Zweck verwendet wurde. Danach peitschte sie die Fasern unter Verwendung eines mit einer Darmseite versehenen Bogens zu einer hauchdünnen Wolke, worauf sie sie mit Hilfe einer Spindel zu einem Faden drehte, der auf einem alten Handwebstuhl zu Stoff ver-

arbeitet werden konnte. Die ganze Prozedur vollzog sich wie eine feierliche Handlung. Die Hilfsmittel waren unglaublich primitiv. Auf diese Weise haben die Abessinier durch viele Generationen hindurch ihre Baumwolle aus der Samenkapsel in Schammas verwandelt. Die Spinnereien von Manchester bedeuten für sie nichts, es sei denn für die billige, schlechte Ware, die man für Unterkleider verwendet. Sie zeigte uns auch einige Körbchen, die in ihrem Hause geflochten waren. „Zu Meneliks Zeiten“, sagte sie, „stellten wir unsere Farben selbst her; rot und gelb aus verschiedenen Erden, schwarz vom Ruß verbrannten Holzes. Heute werden künstliche Farben verwendet.“

Außerhalb der Hütte sahen wir noch ein letztes Stück primitiver Industrie. Zwei Schankali-Sklavenfrauen waren damit beschäftigt, Pfefferkörner durch Stampfen mit einer hölzernen Keule in einem hohen Steinmörser in Pulver zu verwandeln. Workenisch gestattete freundlichst, diesen Vorgang und ebenso ihre Hütte zu photographieren. Eine Aufnahme des Innenraumes hätte allerdings wegen der Dunkelheit die Verwendung von Blitzlicht nötig gemacht. Sie bedauerte, daß wir nicht so lange bleiben wollten, um uns zu Ehren ein Lamm rösten zu können. Sie hätte uns gern mehr Gastlichkeit erwiesen, als es unter diesen Umständen möglich war.

Am nächsten Tage erschien die Dame in vollem Staat, um unseren Besuch zu erwidern. Ein Läufer überbrachte uns die Nachricht davon und bat uns, seine Herrin zu erwarten. Wir stellten rasch einen Tisch mit Biskuits und Cherry Brandy unter den Bäumen auf. Hakim meinte, daß sie dieses Getränk dem Tee vorziehe. Sie erschien in prächtigem Aufzuge. Zuerst tauchte ein bewaffneter Diener mit

Rhakirock und Kniehosen im Gebüsch auf. Ihm folgten zwei Sklavenmädchen. Dann erschien Worenisch auf dem Rücken eines weißen Maultieres, dessen Sattel mit scharlachrotem und goldfarbenem Stoff bekleidet war; eine silberne Glocke himmelte am Hals des Tieres. Die Dame selbst trug einen grünen Sonnenschirm. An der einen Seite schritt eine ihrer Frauen einher, den Zaum des Reitieres in der Hand haltend, auf der anderen Seite ein junges Mädchen. Vier Sklaven im Gänsemarsch beschloffen den Zug. Ich wurde durch Hakim verhindert, ihr entgegenzugehen, da das der guten Sitte widersprochen hätte. Das Aus-dem-Sattel-Steigen ist eine mit Discretion zu behandelnde Angelegenheit. Die Mädchen breiteten ihre Schammas als Vorhang vor ihrer Herrin aus. Als die Dame sicher auf dem Erdboden angelangt war, wurde der Vorhang wieder entfernt, und erst dann nahm sie von unserer Anwesenheit Kenntniss. Sie ehrte die europäische Sitte, indem sie jedem von uns die Hand reichte, worauf sie den ihr höflichst angebotenen Platz an unserem Tische einnahm. Hakim und eine ihrer Dienerinnen kosteten den Likör, bevor er der Dame angeboten wurde.

Der Besuch bei vier Männern, von denen nur ein einziger ihre Sprache verstand, bildete für die Besucherin sicherlich keine einfache gesellschaftliche Aufgabe. Übersetzte Unterhaltung ist ja niemals eine leichte Sache für die daran Beteiligten. Aber inmitten all der umständlichen Formen zeigte Worenisch so viel Scharm und Gewandtheit des Umganges, daß ich diese Fähigkeit als einen charakteristischen Zug einer abessinischen Dame erkennen mußte. Wir unterhielten uns den ganzen Spätnachmittag bis zu der Zeit, in der in einem weniger südlichen Lande bereits die Dämme-

rung hereingebrochen wäre. Hier kam die Dunkelheit mit tropischer Plögllichkeit, und wir ließen einige bis dahin aufgehobene Feuerwerkskörper zur Unterhaltung abbrennen. Obgleich es das erste Mal war, daß unser Gast und auch unsere Boys so etwas sahen, waren doch alle darin typische Abessinier, daß sie nicht die leiseste Spur von Begeisterung zeigten. Diese vor dem dunklen Nachthimmel umhersprühenden feurigen Blitze in ihren verschiedenen Mustern waren gewiß Wunderdinge, aber sie kamen aus fernen Landen und ließen die Anwesenden daher völlig gleichgültig, statt ihre Bewunderung zu erwecken. Beim Ausbruch wurde vor der Dame wieder der Schammavorhang ausgebreitet, hinter dem sie ihr Maultier bestieg. Beim Lichte der von mir geliehenen Laterne trat die kleine Prozession ihre Rückreise zu dem Besitztum der Dame an.

Am nächsten Tage gab es ein neues Schaustück. Diesmal sandte Workenisch die Diener mit Geschenken. Zunächst das geröstete Lamm, das uns in Aussicht gestellt war, mit spanischem Pfeffer stark gewürzte Bratensoße und einen Korb voll Brot, das ein Better, wenn nicht ein noch näherer Verwandter, der hebräischen Mache ist. Weiter gab es Krüge mit Tetsch, dem abessinischen Honigwein, Körbchen mit Rettichen, Salat, Tomaten, Blumen- und Spargelkohl. Einige dieser Gemüsesorten haben ihren Ursprung in Abessinien, die meisten davon sind aber hervorgegangen aus Samen, den der italienische Verwalter der Sägemühle aus seiner Heimatstadt Turin eingeführt hatte.

Sakim, der einen Überschlag über die Geschenke nach Maßgabe unseres Geldwertes machte, sagte: „Es ist nur ein Glück, daß wir nicht von höherem Rang sind als die Dame, sonst hätten wir ein Gegengeschenk von doppeltem Wert

machen müssen und wären ruiniert gewesen.“ Wir revanchierten uns natürlich, denn das entspricht der Sitte und auch der Erwartung des Gebers. Aber da wir keine anderen Geschenke zur Hand hatten, mußten wir Geld schicken.

Zahn erklärte uns, daß er manchmal von dieser ihm bekannten Landessitte, wonach eine Person von Rang verpflichtet ist, ein Geschenk im doppelten Wert zu erwidern, profitiert habe. So zum Beispiel habe er sich, als er einmal keinen Käufer für ein ihm gehöriges Haus finden konnte, ausgedacht, es dem Negus zu schenken, dessen Annahme seines Geschenkes ihm eine bedeutende Besitzvermehrung eingetragen habe.

Ob diese Geschichte nun wahr ist oder nicht, Zahn erzählte sie jedenfalls sehr amüsanter und fügte noch eine Anekdote hinzu, die beweist, daß ein solches Verfahren üblich ist, manchmal aber auch zurückgewiesen wird. „Einmal schickte ich dem Außenminister eine Kiste mit Sekt. Das Geschenk wurde zurückgeschickt mit dem Bemerkten: „Wenn Sie sich begnügt hätten, mir zwei Flaschen zu senden, hätte ich sie mit Vergnügen angenommen, ein Duzend ist mir zuviel.“

Die Tage waren sehr heiß, aber mit der Dunkelheit kam die Kühle, und so saßen wir jeden Abend um unser Lagerfeuer herum. Hakims Erzählungen bildeten unsere Hauptunterhaltung. Er erzählte alte Schauspieler-Erinnerungen, wie er einen Abend Komödie und den anderen Tragödie gespielt habe, immer mit dem gleichen Eifer und der gleichen Geschicklichkeit. Weiter erzählte er uns von entwichenen Gefangenen, die sich zu Trupps zusammengeschlossen und Zuflucht in den Wäldern unweit von Abdis Abeba gefunden und ihre Zeit damit verbracht hätten, Elefantenjäger-Karawanen auszuplündern und das geraubte Elfenbein an

reisende Kaufleute zu vertreiben. Er berichtete von Räubern, die in Addis Abeba in seine Apotheke eingedrungen seien, aber nichts gestohlen hätten als Bandwurmmittel.

Während der letzten Nacht im Lager wurde die Flut seiner Anekdoten unterbrochen durch aus der Ferne herüberbringende Trommelschläge, an deren besonderem Rhythmus wir erkannten, daß eine „Fantasia“ im Anzuge sei. Eine Schar musizierender und wild tanzender Menschen bewegte sich heran.

Wir forderten die Boys auf, sich das Schauspiel anzusehen in der Annahme, daß sie die Gelegenheit begrüßen würden, an der Festlichkeit teilzunehmen, stießen aber bei ihnen auf völlige Gleichgültigkeit. Sie waren Abessinier und als solche stolz und zurückhaltend. Sie zeigten keinerlei Wunsch, sich, auch wenn es sich um eine „Fantasia“ handelte, mit Vertretern anderer Stämme einzulassen, „insbesondere nicht mit den Gurage“, sagte Tosa, und ich erfuhr, daß diese Abneigung ebensosehr eine Frage der Religion als der Rasse sei. Die Gurage sind nämlich Mohammedaner.

Am nächsten Morgen bestiegen wir unsere Reittiere und ritten nach Addis Alam zurück, wo das Auto auf uns wartete, um uns in die Hauptstadt zu bringen. Unterwegs trafen wir Kamelkarawanen, die wir schon aus der Ferne an den im Winde flatternden Schammas der Kaufleute erkannten.

Auch eine Anzahl von Fußgängern kreuzte unseren Weg, vom Alter gebeugte Frauen und alte Männer mit Speeren. Diese werden nur noch von alten Leuten getragen, während jeder junge Abessinier heute ein Gewehr besitzt.

Wir waren nur achtzig Kilometer von der Hauptstadt entfernt gewesen, aber wir hatten das Gefühl, daß wir eine weite Reise, sowohl zeitlich als räumlich gesprochen, hinter uns hatten.

## Im Hawasch-Tal

Die Gallas — Metahara — Eine Baumwollplantage — Besuch vom Stamm der Arussi, Danakils, Karayu und Itu — Feinde tanzen miteinander auf neutralem Grund — Buro-Rowio und sein großer Eunuch — Hochzeitsfitten — Die Legende von den sieben Töchtern Ewas — Roba-Buway bietet Blutsbrüderschaft an — Seine Exzellenz der Gouverneur von Harrar — „Fantasias“ und Gerichtssitzungen auf den Bahnstationen

Die Änderungen im Plan meiner abessinischen Reise machten die Rückkehr nach der Küste nötig, um von dort aus in den Norden des Landes einzudringen. Die Fahrt nach Dschibuti unterbrach ich, um im Hawasch-Tal, dem Herzen des östlichen Galla-Landes, einen Besuch zu machen. In diesen Landesabschnitt hat sich ein Strom der großen einwandernden Volksmassen der Gallas ergossen, die jetzt, mit Vorsicht behandelt, zwei Drittel der Bevölkerung des äthiopischen Reiches ausmachen. Sie stammen aus dem Norden der Victoria-Nyanza-Region und sind nach allgemeiner Annahme zuerst um 1540 in Äthiopien aufgetaucht. Über die Geschichte der Gallas vor dieser Zeit bestehen nur Vermutungen. Einige Kenner glauben, daß sie ursprünglich aus südlicheren Teilen Afrikas stammen, andere gehen von der Hypothese aus, daß ihre Anfänge im südlichen Arabien liegen, und daß sie nach Überschreitung des Roten Meeres zunächst durch das Gebiet des heutigen Kenia-Landes gezogen sind. Menelik hat einen Teil der von ihm besiegten

Gallas gemeinsam mit anderen, lange im Hawasch-Gebiet wohnenden Stämmen ausgesandt, um sie mit den noch außerhalb seiner Reichweite liegenden wilderen Galla-Völkern zu vermischen; dazu gehören die Stämme der Itu, Karayu und Urussi, die, obwohl verwandt, in ständiger Feindschaft untereinander und aller gegen die Danakils leben.

Alle sind nomadisierende Viehzüchter, zwischen deren Stämmen dauernd Kriegezüge stattfinden. Am schlimmsten sind ihre Zusammenstöße nach der Regenperiode, wenn der Nahrungsüberfluß die Kampflust steigert, wenn selbst, wie man sagt, die Pferde mit Milch gemästet werden. Verstümmelungen des Gegners gehören zu ihren Kriegssitten. Ob der besiegte Feind tot oder nur verwundet oder gefangen genommen ist, auf jeden Fall wird er kastriert und das abgetrennte Organ als Siegestrophäe getragen. Diese schreckliche Prozedur ist vielleicht ein Überrest des alten Phalluskultes, vielleicht geht sie auch zurück auf die reine Freude des Arabers an der Grausamkeit. Aber wie dem auch sei, sicherlich ist sie das Symbol einer Feindschaft, die Generationen überdauert, da dem Besiegten die Fähigkeit der Fortpflanzung genommen worden ist. Ohne solche sichtbaren Beweise, einen Mann, einen Löwen oder Elefanten getötet zu haben, darf kein junger Mann hoffen, eine Frau zu finden; sie sind das Zeichen von Mut und Tapferkeit. Der weiße Mann wird nicht als Feind betrachtet und ist daher sicher vor ihrem Angriff. Aber von allen Feinden ist der beherrschende Abessinier der am meisten Gehäßte und am heftigsten Verfolgte.

Ich verdanke meinen Aufenthalt in dieser Gegend der Liebenswürdigkeit eines Europäers. Mein Gastgeber war

Herr Reigel, den ich in Addis Abeba traf, und der eine in der Nähe Metaharas gelegene Baumwollplantage, die mit deutschem und englischem Kapital begründet worden ist, verwaltet. Er studierte früher Religionsgeschichte an der Universität Jena, und so ist Baumwollkultur für ihn ein ganz neues Gebiet; aber seine Thätigkeit verschaffte ihm eine sehr intime Kenntniss der Landes sitten, die ihm bei der Herstellung von Verbindungen mit den Volksstämmen, von denen er seine Arbeitskräfte bezog, ebenso nützlich war wie seine Gewandtheit im Gebrauch ihrer Sprache. Seine persönliche Einladung, in Metahara Aufenthalt zu nehmen, wurde nach seiner Rückkehr auf seine Plantage durch einen Brief ergänzt, den ich hier wiedergeben möchte, da er einen guten Einblick in die dortigen Verhältnisse gewährt.

„Heute besuchte mich der Danakilhäuptling Ibrahim, der das Land südlich von Ankabar beherrscht. Dennon, ein anderer Danakilhäuptling, ist unglücklicherweise in Addis Abeba verhaftet worden, um sich wegen der Ermordung von sechs Arabern und sechs Abessinern, die sich in der Nähe seines Wohnsitzes zugetragen hat, zu verantworten. Ich weiß, Sie wollten mit Dennon auf die Jagd gehen, hoffe aber, daß seine Abwesenheit Sie nicht verhindern wird, zu kommen.

Die Flußpferde haben uns infolge des niedrigen Wasserstandes im Hawasch verlassen, aber einige Gazellen und Antilopen sind da. Meine Kochkiste ist geheimnisvollerweise verschwunden, Sie tun daher, falls Sie nicht mit Eingeborenenkost zufrieden sind, gut, sich etwas mitzubringen. Straußeneiergerichte ohne Speck und viel Perlhühner sind hier immer zur Verfügung. Einige Flaschen mit trinkbarem Inhalt würden Ihrer Volkstümlichkeit bei den Eingeborenen

nicht abträglich sein, das heißt bei den Nicht-Mohammedanern. Wenn die nichts anderes haben, machen sie sich mit Unmengen von Milch betrunken. Ich selbst und meine Mitarbeiter führen eine alkoholfreie Existenz, allerdings nur der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe. Bringen Sie, bitte, Ihr Zelt und Bettzeug mit, ferner viel Fiebermittel. Ihr Gewehr und Ihren Revolver werden Sie natürlich nötig haben. Pferde wird uns der Karayu stellen. Für den Fall, daß wir in die Urussiberge gehen, werde ich die für die Karawane erforderlichen Maultiere beschaffen.

Eine kleine bedauerliche Nachricht für Sie: Gisti Nomina, die weitberühmte Zauberdozentin vom Abomasa-Berge ist letzte Woche gestorben. Das ist schade, die alte Frau war ein interessantes Weibsbild. Ich kann Ihnen indessen mit einem Gegenstück dazu bei den Karayu aufwarten.“

Mit mir auf die Reise ging der Staffelführer Bowman von der englischen Fliegertruppe in Aden. Er hatte den Auftrag, der ihn nach Addis Abeba geführt hatte, erledigt und nutzte mit Freuden die Gelegenheit aus, vom Lande etwas zu sehen, was nichts mit einer diplomatischen Mission zu tun hatte. Die britische Gesandtschaft ließ ihm ein Zelt, und so verließen wir, alle anderen von Reigel in seinem Brief erwähnten Ausrüstungsgegenstände wohl verstaubt, an einem Dezembertage neun Uhr Addis Abeba. Tofa konnte mich nicht begleiten. Er wurde bei einer Karawane meines liebenswürdigen Gastgebers gebraucht. Statt seiner gab man mir den ersten Wäscher — Mangist Un — mit, den ich bei seinem ins Englische übersetzten Namen Be my Kingdom — Sei mein Königreich — zu rufen pflegte. Auch er war wie Tofa kein Sprachenkenner und verstand sich sogar noch weniger auf Pantomimen, so daß er mir bis

zu unserer Ankunft auf der Plantage ein ziemlich nutzloses „Königreich“ war. Nachher ging es besser, Bowmans Boy, Peron, ein Somaliner, hatte in Indien gelebt und war imstande, meine Anordnungen durch einen Eingeborenen auf der Pflanzung, der ebenfalls Hindostanisch sprach, weiterzugeben.

Infolge der langsamen Fahrt brauchten wir einen ganzen Tag bis Metahara. Es gab Aufenthalte aus verschiedenen Anlässen, so zum Beispiel einmal wegen eines weggewehrten Gutes. Während er wieder eingefangen wurde, nahmen wir unsere Gewehre zur Hand, um etwas Wild zu schießen. Über Mangel an Fleisch hat in diesen Tagen niemand nötig gehabt, sich zu beklagen. Kinder brachten lebendes Geflügel an die Haltestellen, Enten und Dick-Dicks (Windspielantilopen), schlank wie Rehkälber, die sie mit Schlingen gefangen hatten. Für ein Kupferstück erwarb ich eine Ente, die „Sei mein Königreich“ bis zum Ende der Reise wie ein Baby im Arm trug.

Die Unterhaltung mit einem zufälligen Reisegenossen gab uns einige Einblicke in die Landes sitten unter dem Gesichtswinkel seines Berufes. Er war Einkäufer von Schafsdärmen, die von der bekannten deutschen Firma Heine als Wursthäute verwandt werden, und erzählte uns, daß er seine besten Einkäufe anlässlich der Messtalsfeiern mache. „Bei dieser Gelegenheit werden fünftausend Schafe für das Festessen der Soldaten des Regus geschlachtet. Das bedeutet, daß ich fünftausend Wursthäute von fünfzehn bis zwanzig Meter Länge kaufen kann, an gewöhnlichen Tagen komme ich höchstens auf fünfhundert.“

Seine Geschäftsreisen hatten ihn auch nach Fische, der Hauptstadt Ras Kaffas, der den entthronten Sidj Dassu in



Mausoleum Menelik's in Addis Abeba



In Waizeros Tukul



Schwedische Mission bei Addis Alam

Gewahrſam hatte, gebracht. „Ich bin oft an der Stelle vorbeigekommen, wo Yaſſu gefangen ſiſt. Das Gefängnis iſt nur etwa zwanzig Meter vom Wege entfernt, und die Wache iſt ſo wenig zahlreich, daß ein paar Handgranaten genügen würden, ihn zu befreien.“ Der Reiſende, dem die unruhigen politiſchen Verhältniſſe in Aethiopien und des Prinzen Hinneigung zum Iſlam nicht bekannt waren, vertrat die Anſicht, Lidj Yaſſus Sturz ſei darauf zurückzuführen, daß er während des Krieges prodeuſch eingeteilt war. Er habe den Plan gehabt, an der Spitze einer Armee nach Deuſchloſtafrika zu marſchieren und Lettow-Vorbeck zu Hilfe zu kommen. Daher ſäße er heute, ſtatt im Gibbi in Addis Abeba, in den Bergen von Fiſſche, gefeſſelt mit goldenen Ketten.

Immer und immer wieder hört man in Aethiopien die Geſchichte von den goldenen Ketten. Sie geht zurück auf die Gefangennahme Ras Raſſas durch Menelik. Der Befiegte hatte goldene Ketten mitgebracht, die er hoffte, Menelik anlegen zu können, und erſuchte dieſen, als er ſelbſt beſiegt wurde, ihn damit zu binden. Menelik entſprach dieſer Bitte und ordnete an, daß künftig kein Fürſt, ſelbſt im Falle eines Angriffs, getötet, ſondern gefangengeſetzt und mit goldenen Ketten gefeſſelt werden ſollte.

Bowman und ich waren die einzigen Paſſagiere, die in Metahara ausſtiegen. Die Landſchaft, Ebenen mit einzelnen buſchbewachſenen Stellen, die in Richtung der weiter weg liegenden Berge langſam anſtieg, erinnerte an gewiſſe Gebiete in Arizona. Neben dem kleinen ſteinernen Stationsgebäude bildeten einige wenige Hütten nahe der Bahnlinie die einzigen Anzeichen menſchlichen Lebens. Zu ſehen war niemand, aber während unſere Boys das umfang-

reiche Gepäck ausluden, bemerkten wir in der Ferne eine Staubwolke, aus der einige Reiter auftauchten. Es war unser Gastgeber mit einem Diener, die Pferde für Bowman und mich brachten.

„Ein Ochsenwagen wird gleich hier sein“, sagte Reigel. „Ihr Gepäck kann ruhig so lange bei den Schienen liegen bleiben, Ihre Boys werden das schon machen. Die Eingeborenen hier stehlen keinen Gegenstand, dessen Gebrauch sie nicht kennen.“

Sein Glaube wurde nicht betrogen. Zwei Fahrten des langsam gehenden Ochsenwagens, die fast die ganze Nacht in Anspruch nahmen, waren nötig, um unsere Ausrüstung zur Pflanzung zu transportieren. Es fehlte nichts an unseren Sachen, obwohl sie zum Teil stundenlang unbewacht geblieben waren.

Ein Ritt von weniger als einer Stunde brachte uns zur Plantage, die bis zu diesem Zeitpunkt ein ziemlich aussichtsloses Wagnis geblieben war. Der fleißige und energische Verwalter vertiefte sich in die Literatur über Baumwollkultur und hoffte die große Konzession hochbringen zu können, aber unglücklicherweise steht in den Büchern nichts über die Möglichkeit, die Regenmenge zu regulieren. Noch in jedem der sechs Jahre, solange die Plantage besteht, sind alle angepflanzten Ländereien überschwemmt worden. Infolgedessen hat man es bis jetzt noch nicht zu einer nennenswerten Ernte gebracht. Aber wie auch der Ausgang dieses kommerziellen Unternehmens immer sein mag, als unbeabsichtigtes Nebenprodukt bietet es die Gelegenheit zu einem wichtigen soziologischen Experiment. Die mit Stacheldraht eingezäunte Landfläche ist neutraler Boden für Stämme, die seit vielen Generationen Feinde ge-

wesen sind. Hier treffen sie sich als Arbeitsgenossen in den Baumwollfeldern.

Das Hauptgebäude der Plantage ist ein Lehmhaus mit drei Räumen. An einem Ende desselben befinden sich die Schlafräume des Verwalters, am anderen die seines österreichischen Gehilfen, dazwischen liegt ein großer Raum, der zugleich als Büro, Wohn- und Esszimmer dient. Gegenüber einem Viehstall, der vier Pferde und zwei Maultiere beherbergte, steht eine Hütte für den Koch und den Hausboy. Albert, ein netter junger Mann, halb türkischer, halb abessinischer Herkunft, der als Schreiber und Dolmetscher beschäftigt wurde, bewohnte, ebenso wie seine Mutter, der das Hauspersonal unterstand, ein eigenes Haus. Ihrer Kunst verdankten wir das köstliche Brot und den Honigwein, eine gute Ergänzung der Konservenbüchsen in meiner Kochkiste. Ein weiteres schmuckloses Lehmhaus diente dem Ingenieur mit seiner Frau und seinen zwei Söhnen zur Wohnung.

Diese kleine Ansiedlung von Europäern und ihrem Hilfspersonal steht einsam und verlassen da; mit Ausnahme der Hütten in der Nähe der Eisenbahngleise gibt es meilenweit keine Eingeborenenhütten. Das Gebiet der Plantage wird durchflossen vom Hawasch. Das schlammige Wasser, das zur Zeit meines Besuches nur einen niedrigen Stand hatte, strömte durch eine tiefe Schlucht dahin. Krokodile sonnten sich auf den Felsen und Sandbänken. Jagdgelegenheit gab es in Hülle und Fülle, Gazellen, Antilopen, Scharen von Perlhühnern waren immer irgendwo in Schußweite. Wenn ich des Morgens bei Sonnenaufgang mein Zelt verließ, konnte ich sie jedesmal, erschreckt durch solche höchst gefährlichen Geschöpfe wie die Menschen, in das Gebüsch rennen

sehen. Andere Tiere, wie Zebras, Kudus, Wasserböcke, Dick-Dicks, Meerkatzen, Affen und Warzenschweine statteten zwar der Pflanzung keinen Besuch ab, aber wir brauchten nur in den Busch zu reiten, um ihnen zu begegnen. Die Vogelwelt war vertreten durch den Strauß und die hühnerartigen Frankoline bis hinunter zu den Holztauben und Sandhühnern. Es gab viel Wildkatzen und Hyänen, und mit Ausnahme von Löwen war die ganze Fauna der großen ostafrikanischen Bruchspalte vorhanden. Auch die Dryg-Antilope kommt in dieser Gegend vor, aber sie ist außerordentlich schwer zu fangen oder zu schießen, da sie sehr flüchtig ist und sich im dichten Dorngestrüpp zu verstecken pflegt. Von allen Tieren, deren Schutz in der Schnelligkeit liegt, ist sie am erfolgreichsten gegenüber der Gefahr, die von seiten der Menschen droht.

Obgleich wir auf einem Jagdausflug waren, lag mein Hauptinteresse doch bei den in der Gegend wohnenden Eingeborenen. Infolge der von meinem Gastgeber ausgesandten Botschafter erschienen Abgesandte der verschiedenen Stämme bei uns. Abessinier, Danakils und Vertreter der Galla-Völker der Arussi, Karayu und Itu kamen, um vor uns zu tanzen oder an irgendeiner „Fantasia“ teilzunehmen, die von den Europäern, zu denen sie Vertrauen gefaßt hatten, veranstaltet wurde. Albert und seine Mutter wirkten eifrig als Dolmetscher und Vermittler, aber selbst sie vermochten die Eingeborenenfrauen nicht davon zu überzeugen, daß ihnen kein Leid geschehen würde, wenn sie sich vor der Kamera aufstellten. Weder Überredung, noch Schmucksachen oder Geld konnten ihre Furcht vor dem „bösen Blick“ besiegen.

Nach dem Essen saßen wir um die Lagerfeuer herum und sahen den Tänzen zu. In Gruppierung und Bewegung

waren sie denen, die ich in anderen Teilen Ostafrikas gesehen hatte, ähnlich. Der große und bedeutsame Unterschied lag in der Tatsache, daß ich bei früheren Gelegenheiten nur Mitglieder gleicher oder befreundeter Stämme als gemeinsame Teilnehmer der festlichen Veranstaltung beobachtet hatte, hier dagegen fanden sich Angehörige feindlicher Stämme zusammen. An jeder anderen Stelle wären sie ohne weiteres bereit gewesen, sich zu töten oder zu verstümmeln.

Ubeffinier in blendend weißen Schammas erschienen mit Speeren in den Händen und tanzten im Kreise herum. Einige Meter davon vollführten Urussi in gerader Linie rhythmische Bewegungen, und zwar in Kleidern, die vor Schmutz fast schwarz erschienen. Nicht nur, daß diese vor dem Tragen in Fett getaucht werden, sie waren außerdem mit Staub und Schmutz von Monaten bedeckt. Ein kurzer Säbel baumelte jedem von ihnen vom Gürtel herab. Zwischen den beiden Gruppen stand Albert, schneidig aussehend in seinem gestreiften Sweater und seinen Khakireithosen und scharf aufpassend, daß die Eingeborenen sich in der Ekstase des Tanzes nicht zu feindlichen Handlungen auf neutralem Boden hinreißen ließen. Entgegen der Anordnung Neigels trugen sie ihre Messer. Obwohl dieser ärgerlich darüber war, entschuldigte er sie doch. „Das Waffentragen beim Tanz ist bei ihnen Sitte, ich hätte das voraussehen müssen. Passen Sie also gut auf, Albert. Vor einigen Tagen warf einer von den Leuten einen anderen Stammesangehörigen mit einem Messer. Wir können nicht zulassen, daß das hier passiert.“ Ein nackter kleiner Junge rannte von einer Gruppe zur anderen, bis Albert ihn auf seinen Platz zwischen den Urussi zurückschob.

Die Eingeborenen begleiteten ihren Tanz mit Gesang, den Alberts Mutter übersezte:

„Wir sind edle Krieger,  
Wir haben keine Furcht vor unseren Feinden,  
Wenn wir sie auch nicht angreifen.“

Darauf folgte wildes Ratzengeschrei. Dann sprangen die Tänzer in die Luft und stampften den Boden mit den Füßen, als ob sie sich nur mit größter Mühe beherrschen könnten. Ein anderer Gesang lautete:

„Wir tanzen hier keinen Kriegstanz,  
Wir tanzen, weil wir euch lieben.“

Und sicherlich war es ein Ausdruck dieser von uns abgelehnten Liebe, wenn der Führer mehrmals seinen Platz verließ, zu uns herüberstürmte, einen von uns bei der Hand nahm und dreimal wiederholt die von allen mitgesungenen Worte schrie: „Hamma haubun, djuk, djuk, djuk.“

Ein fast erschreckender Tanz wurde von einem Eingeborenen fürchterlichen Aussehens ausgeführt. Ich glaube, es war ein Danakil. Abgesehen von einem Lendenschurz, der durch einen kräftigen Strick gehalten wurde, war er nackt. Buschiges schwarzes Haar bedeckte den Kopf über einer zurückweichenden Stirn, die für die Danakils charakteristisch ist. Ein dünner Schnurrbart, ein struppiger Backenbart, der von Ohr zu Ohr reichte, und wilde, hypnotisch wirkende Augen verliehen ihm einen verwirrenden Gesichtsausdruck, dem man so leicht nicht wieder begegnet. Sein Tanz bestand wesentlich aus Hüft- und Bauchbewegungen; in gewissen Abständen machte er eine Pause und sprang aufgeregt zu unserer Gruppe hinüber. Er pflanzte sich wuchtig vor dem

Betreffenden, dem er eine Aufmerksamkeit erweisen wollte, auf und warf mehrmals konvulsivisch den Kopf vor- und rückwärts, wobei er wie eine Schlange die Zunge blüßschnell ausstieß und wieder verschwinden ließ. Wer während dieser Szene von einem Blick seiner durchdringenden schwarzen Augen getroffen wurde, konnte sich eines starken Unbehagens nicht erwehren.

Ich wunderte mich nicht darüber, daß der kleine deutsche Junge vor Entsetzen heulte und noch während des ganzen nächsten Tages außer Fassung war.

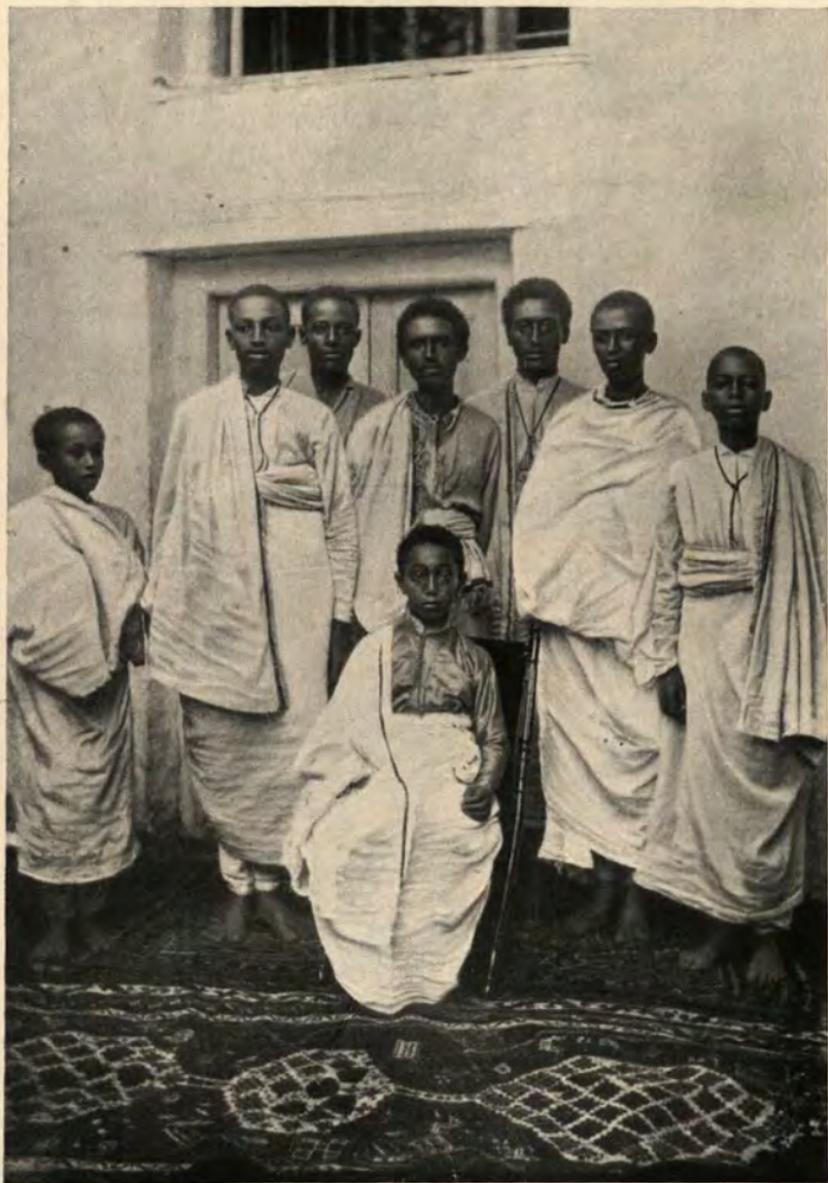
Einmal tanzte eine Frau allein. Ihre Bewegungen waren voll wilder Energie, zum Schluß sank sie in sich zusammen und blieb bewegungslos liegen, bis sie von zwei Männern ihres Stammes an den Fluß getragen und ins Wasser getaucht wurde. Das kalte Wasser brachte sie wieder zu sich. Wenn Albert nicht behauptet hätte, daß das der übliche Abschluß des Tanzes wäre, würde ich die Frau für ein Opfer der Epilepsie gehalten haben. Nicht alle Besucher nahmen an der Tanzfeier teil. Mit Ausnahme der Solotänzerin betätigten sich die Frauen nur als Zuschauerinnen. Ein junger Mann hielt sich abseits; scheu beobachtete er die anderen aus der Ferne. Der Grund lag darin, daß er vom Teufel besessen war, des Nachts wurde er zu einer Hyäne, die heulend im Wald umherstreifte. Auch der Zauberdozent der Karayus tanzte nicht; das hätte zweifellos seiner Würde Abbruch getan. Mit Hilfe des Dolmetschers erzählte er mir, daß er ein kenntnisreicher Mann sei. „Die Eingeweide der Röhre sind meine Bücher“, sagte er.

Später hatte ich Gelegenheit, mich mit den Häuptlingen einiger Stämme zu unterhalten. Buro-Rowio, Häuptling der Karayu, war der erste dieser wichtigen Persönlichkeiten.

Die Gegend, in der sich dieser nomadisierende Stamm zeitweilig niederzulassen pflegte, lag etwa drei Stunden von der Plantage entfernt. Buro-Kowio kam, begleitet von vierzig Mann, um mit Neigel eine Verabredung über Arbeiten seiner Leute auf der Plantage zu treffen. Darüber hinaus erstrebte er noch eine besondere Vergünstigung.

Die Verhandlung fand im Wohnzimmer Neigels statt. Die meisten Mitglieder der Delegation blieben draußen; der eine der beiden, die mit dem Häuptling hineingingen, war der Priester Sidama. Der andere zog von der ganzen Gruppe die stärkste Aufmerksamkeit auf sich. Er war alt, schwach und ausgemergelt, wohl über sechs Fuß hoch und genoß eine so augenscheinliche Autorität, daß ich ihn für den Häuptling gehalten hatte, bis ich das Fehlen der kleinen Haarflechte, die eines der Zeichen dieses hohen Ranges ist, bemerkte. Man war peinlich überrascht, wenn man ihn sprechen hörte, seine Stimme war dünn und hoch als Folge einer in seiner Jugend bei den Danakils erlittenen Verstümmelung. Trotz der Tatsache, daß er Eunuch war, hatte man ihm nominell viele Frauen in die Ehe gegeben. Er machte sie zu einer guten Einnahmequelle, indem er sie anderen Männern überließ. Ihre Kinder unterstützte er, bis sie alt genug waren, um als Sklaven verkauft zu werden.

Während der Konferenz saßen der Häuptling, der Priester und der große Eunuch auf einer Bank in der Nähe der Tür. Neigel und ich hatten am Tisch Platz genommen, und Albert wirkte als Dolmetscher. Nachdem das Übereinkommen bezüglich der Arbeit getroffen war, brachte Buro-Kowio das Anliegen vor, das ihm sehr am Herzen lag. Er wünschte den Standort seines Stammes oder doch auf jeden Fall den seiner Familie in die Nähe der Pflanzung zu verlegen.



Der gefangene Exkönig Lidj Daffu



Typisches Hochgebirgsdorf zwischen Metahara und Addis Abeba



Markt in Agordat

„Diese Erde hier war jahrelang unser Kampfplatz. Sie ist getränkt mit Blut, mit unserem und mit dem unserer Feinde. Wir lieben diese Stätte. Ich möchte, daß mein Stamm sich hier in ihrer Nähe niederläßt.“

Neizel lehnte das Ansuchen mit unerschütterlicher Festigkeit ab. Gerade die von Buro-Rowio vorgebrachte Begründung wird ihm klar gezeigt haben, daß es eine Torheit sein würde, seinem Wunsche zu entsprechen; wenn es überhaupt noch eines überzeugenden Grundes bedurft hätte. Zu mir sagte er: „Wenn ich ihnen erlaube, zu kommen, so werden andere Stämme folgen und meine Tage bald gezählt sein. Der Boden, den Buro-Rowio so sehr liebt, würde von neuem mit Blut getränkt werden.“

„Auch mit dem Ihrigen vielleicht?“ bemerkte ich. Aber er teilte diese Befürchtung nicht.

Es wurde noch viel geredet und getrunken, bevor der Bittsteller sich mit dem negativen Entscheid abgefunden hatte. Die von Neizel als Geschenk überlassenen Baumwollstreifen schienen ausreichender Trost für den teilweisen Mißerfolg zu sein. Hinterher legte ich mit Alberts Hilfe dem Häuptling einige Fragen über Sitten und Gebräuche seines Stammes vor.

Ich erfuhr von ihm, daß die Karayu-Galla keinerlei Handwerk treiben. Ihre Schwerter werden von den ihnen freundlich gesinnten Arussi-Galla im Norden angefertigt. Polygamie ist erlaubt, doch hängt die Zahl der Weiber ab vom Vermögen des Mannes: auf je hundert Köpfe seines Viehbestandes darf er sich eine Frau nehmen. Aber „Vieh“ ist ein sehr dehnbarer Begriff, er umfaßt das ganze lebende Inventar, sogar die Hunde. Buro-Rowio erzählte mir, daß sein Stamm zur Zeit arm sei. Eine Epidemie habe kürzlich

gewütet und alles Vieh bis auf zweitausend Stück vernichtet. Auch hätten starke Kriegsverluste die Zahl seiner Stammesmitglieder auf vierhundert Männer zusammenschmelzen lassen. Ich fragte, ob er einen Sohn habe, der sein Nachfolger werden könne, wenn er einmal in die Hände seiner Feinde fallen sollte. „Ich sterbe niemals“, antwortete er mit stolzer Überzeugung, rief aber zwei junge Männer von der draußen wartenden Menge herein und stellte sie mir als seine beiden Söhne vor.

Obgleich er auf meine Frage nach „Andenken“ an seinen Stamm antwortete: „Wir verkaufen von unserem Eigentum nichts“, legte er doch großen Wert darauf, daß wir ihrem Wohnplatz einen Besuch abstatteten. Aber er ersuchte uns, erst am übernächsten Tage zu kommen, da er gerade stark mit einer Familienangelegenheit beschäftigt sei und daher für Gäste keine Zeit habe.

Buro-Rowios Mutter war vor zwei Jahren gestorben und in der Nähe der Plantage begraben worden. Bei seinem letzten Aufenthalt in der Gegend hatte der Häuptling das auf dem Grab wuchernde Gras und Gebüsch angezündet. Darauf hatte sich etwas Seltsames ereignet. In dem Grabe war eine Öffnung entstanden, und Buro-Rowio konnte feststellen, daß der Sarg geborsten war. Das war eine Sache, die als Vorzeichen furchtbaren Unheils gelten konnte und eine Rücksprache mit dem Priester nötig machte. Sidama hatte ein Opfer befohlen und Buro-Rowio angewiesen, die Eingeweide eines Schafes auf den Boden eines frischen Grabes zu legen und den Sarg darüber zu stellen; der nächste Tag war für das neue Begräbnis vorgesehen.

Buro-Rowio und seine Begleitung gestatteten mir eine photographische Aufnahme, eine Gunst, die sie mir, wie

Neigel erklärte, noch ein Jahr vorher nicht gewährt haben würden. Damals hatte er einen Versuch gemacht, sie mit einem Grammophon zu unterhalten, aber die Klänge hätten ihnen keine Freude bereitet, sondern vielmehr ihren Zorn entfacht, da sie glaubten, in dem Kasten sitze ein gefangener Sklave, der gezwungen wurde zu singen.

Ein Danakil-Häuptling mit Namen Ali Fernami war der nächste unserer ehrenwerten Besucher. Eingedenk der spärlichen Zahl der Stammesmitglieder Buro-Kowios fragte ich Ali, wieviel Leute ihm unterständen. „So viel, wie ich Haare auf dem Kopfe habe“, antwortete er breitpurig. Die Zahl seiner Kriegstrophäen gab er darauf etwas weniger bildlich mit „neun“ an und bemerkte dazu mit Stolz, daß er jede von ihnen einem persönlichen Feinde abgenommen habe. Er gestand, daß nicht die Not, sondern vielmehr der Überfluß sie veranlaßt habe, sich auf den Kriegspfad zu begeben. Auch Heiratsabsichten seien ein Grund zu Feindseligkeiten. „Du mußt ein Weib sein, da du keinen Mut hast“, würde ein Danakilmädchen zu einem Bewerber sagen, der keine Siegestrophäe vorzeigen könne.

Anläßlich der Hochzeit wird vom Bräutigam ein acht-tägiges Fest veranstaltet. Dem Vater der Braut hat er einen Kaufpreis für das Mädchen zu zahlen, der aus zwei Gewehren und einer beträchtlichen Stückzahl von Vieh besteht. Erforderlich sind zehn Kamele, zehn Schafe oder Ziegen, zwölf Kühe, zwei Pferde und zwei Maultiere, doch wiegt nach der unheilvollen Berechnungsart des Stammes eine Trophäe sechzehn Stück Vieh auf.

Die Danakils kennen Ehescheidung, aber ein durch Untreue der Frau entehrter Mann greift nicht zu diesem Mittel. Er darf die Frau sowohl als den Liebhaber auf der Stelle töten

oder sie ohne Schußwaffen gegen wilde Tiere in den Wald jagen. Manchmal empfindet der Ehemann die ihm angetane Schmach so stark, daß er Selbstmord begeht.

Nachdem der Danakilhäuptling sich so über die Sitten seines Stammes ausgelassen hatte, teilte er seine Auffassung über die Art mit, wie die Karayu Ehefragen behandeln. Der Vergleich fiel nicht gerade zugunsten der letzteren aus. Der Grund und Boden, auf dem wir standen, mochte hinsichtlich kriegerischer Handlungen neutral sein, die Gelegenheit über seine Feinde sich auszusprechen, erschien dem Ali Fernami zu günstig, um sie nicht auszunutzen. Ein Karayu hat kein Interesse an der Ehescheidung; die einzige Rache, die er als betrogener Ehemann nimmt, besteht in einer pekuniären Buße der Schuldigen. Ein Karayuliebhaber lehnt seinen Speer an die Hauswand als Wink für den Ehemann; dieser zieht sich feige zurück und verlangt später Schadenersatz. Die Karayus sind nach Alis Meinung in jeder Hinsicht abscheuliche Menschen. Sie verzehren Schlangen, Holz und Vieh, das an Krankheit zugrunde gegangen ist.

„Wir Danakils stammen von Adam und Eva“, sagte er, „aber die Karayus haben einen beschämenden Ursprung; sie leiten sich zurück auf eine von Evas sieben Töchtern. Adam hatte diese Töchter in einen Käfig eingeschlossen, der in der Krone eines Baumes hing, und schickte jeden Tag einen Sklaven, um ihnen Nahrung zu bringen. Dieser gelangte mit Hilfe einer Strickleiter in den Käfig und blieb sieben Tage oben. Als Adam erfuhr, daß Evas Töchter schwanger waren, sandte er sie in die Ferne über das Wasser. Auf ihrem Wege kamen sie an einen See, der mit Milch gefüllt war. Dort ließen sie sich nieder und ernährten die Kinder

mit der Milch. Das ist das Land, in dem die Karaju seither gelebt haben.“

Es interessierte mich, diese Legende mit der verwandten abessinischen Erzählung über das ganze Gallavolk zu vergleichen. Danach sind diese Nachkommen einer in Ungnade gefallenen abessinischen Prinzessin und eines Guragesklaven, der sieben Söhne hatte, die alle Banditen und Mörder waren.

Reizel war von beiden Häuptlingen Blutsbrüderschaft angeboten worden. Die Herstellung dieser engen Beziehung geschieht symbolisch, indem die beiden in Frage kommenden Personen mit einem Darm zusammengebunden werden, während ein Priester einen Segen über sie ausspricht. In beiden Fällen wurde das Ansuchen abgelehnt. Der ewige Freundschaftsbund schloß die Verpflichtung ein, im Kriege Waffenhilfe zu leisten. Freundliche Beziehungen ohne allzu große Vertraulichkeit ist der beste Schutz für Reizels Neutralität. Als wir eines Tages auf der Jagd waren, kamen wir zufällig zu Roba-Buway, einem Unterhäuptling der Karaju, der ihm als letzter die Ehre der Blutsbrüderschaft antrug.

Stundenlang waren wir der Spur einer Dryg-Antilope gefolgt und dabei immer tiefer in den dornigen Busch eingedrungen. Dichtes Laub verdunkelte unseren Weg so sehr, daß wir mit der Gefahr rechnen mußten, in eine der Wildfallen der Eingeborenen — tiefe Löcher, in deren Boden man spitze, nach oben gerichtete Pfähle gesteckt hat, und die oben mit Buschwerk verkleidet sind — zu stürzen. Die Pferde waren ebenso vorsichtig wie wir selbst. Sie konnten sich nicht einmal umdrehen und auf demselben Wege zurückgehen. Dazu kam noch, daß unsere Jagdgesellschaft bei der unübersichtlichen Hin- und Herbewegung im Busch getrennt

wurde. Und was die Sache noch schlimmer machte, Bowman und der Österreicher hatten das Frühstück bei sich und Reigel und ich die Getränke.

Dryg-Antilope und anderes Wild waren vergessen. Wir fingen an Hallo zu rufen nach unseren verlorenen Jagdgenossen und dem verlorenen Frühstück. Statt einer Antwort erschien Roba-Buway, dessen Name „Windregen“ wahrscheinlich Zeugnis ablegt von dem Wetter, das zur Stunde seiner Geburt geherrscht hat. Es gelang ihm auf irgend eine Weise, uns aus dem dichten Gebüsch wieder ins Freie zu führen.

Obwohl Reigel einer Blutsbrüderschaft abgeneigt war, hatte Roba ihm doch das bei Herstellung dieses Verwandtschaftsverhältnisses übliche Geschenk gemacht, und zwar hat er ihm eine Ziege, eine Kuh und ein Kamel gesandt. Reigel hatte ihm als Gegengeschenk weißes Baumwollzeug im Werte von fünfzehn Talern, aus dem sich Lendenschurze und Kopfbedeckungen schneiden ließen, geschickt. Die Beziehungen zwischen beiden waren daher sehr herzlich, und als Reigel mich im Dickicht als seinen Bruder vorstellte, erklärte Roba sich bereit, auch mich unter denselben Bedingungen als Bruder anzunehmen. Er sagte, er würde mit mir als dem Bruder seines Bruders bis ans Ende der Welt gehen.

„Wo ist denn das Ende der Welt?“ fragte ich. Er beantwortete meine Frage rasch, und zwar nicht nur mit einer bloßen Redensart. Es gab wohl Wasser, von dessen jenseitigem Ufer die Ferengi kamen; aber diese zog er gar nicht in Betracht. Für ihn war das Ende der Welt Bale, eine Provinz im Süden Ethiopiens.

Roba-Buway hatte nämlich außer den üblichen Wanderungen seines Stammes eine besondere Reise hinter sich. Vor

mehreren Jahren hatte er Europäer begleitet, die auf Tierfang für zoologische Gärten begriffen waren. Auf dieser Expedition hatte er seinen Mut durch eine Tat bewiesen, die noch heute selbst unter seinen Feinden rühmend erzählt wird. Im Turkana-Gebiet, wo sie nach Löwen Ausschau hielten, rannte Koba hinter einer Löwenfamilie her, die aus einem männlichen, einem weiblichen Tier und einem Jungen bestand, und es gelang ihm, das Junge beim Schwanz zu erfassen und es von seiner Mutter zu trennen.

Reizel erzählte mir diese Geschichte, als ich die Bemerkung fallen ließ, daß Koba mit seiner bronzefarbenen Haut, seinem haarlosen Kopf, den vollen Lippen und mandelförmigen hellbraunen Augen einen ziemlich weibischen Eindruck mache.

Bei einem anderen Jagdausflug kamen wir an das Grab eines Urussi-Galla, einen Hügel, an dessen Seiten sich Linien von spitzen Steinen in Form eines Drachens hinzogen. Ein großer Stein, der die Stelle des Drachenkopfes einnahm, bedeutete den Krieger, der an dieser Stelle in der Schlacht gefallen war; mit den kleineren waren die Feinde gemeint, die er getötet hatte.

Mangist Un war mir nur für die Zeit meines Besuches auf der Baumwollplantage zur Verfügung gestellt worden. Als der Zeitpunkt meiner Abreise nach Dschibuti herankam, zahlte ich ihm seinen Lohn und versuchte ihn auf den Heimweg zu bringen. Aber „Sei mein Königreich“ hatte andere Pläne. Mit Hilfe verschiedener Dolmetscher, von dem einer noch beredter war als der andere, bestürmte er mich, ihn doch mitzunehmen „an das große Meer, zu dem Wasser, den Wellen und der großen Stadt, die dort liegt“. Es ist der Traum eines jeden Abessiniers — vielleicht jedes Inland-

bewohners überhaupt — das Meer zu sehen. Ich telegraphierte nach Uddis Ubeba um Erlaubnis, Mangist Un mit mir zu nehmen; da ich aber bis zu dem für die Abreise festgesetzten Zeitpunkt keine Antwort erhielt, hatte ich nicht das Herz, mich an unsere Vereinbarung gebunden zu halten. Ich empfand Beklemmung, wenn ich an die Wäsche auf der Gesandtschaft dachte, aber ich beschloß, daß Mangist Un die Reise mitmachen und einen Tag an der See weilen sollte. Schlimmstenfalls würde er sechs Tage später in Uddis Ubeba wieder eintreffen, was für Abessinien immerhin noch pünktlich ist.

An der Eisenbahnstation Metahara waren verschiedene Häuptlinge versammelt, um uns Lebewohl zu sagen. Einige küßten uns die Hände, aber im ganzen waren sie doch weniger freundlich, als sie sich auf der Plantage gezeigt hatten. Photographische Aufnahmen lehnten sie an dieser Stelle ab.

Hier wurde mir erst recht deutlich, daß Neigels Farm eine Stätte der Neutralität und der Freundschaft war.

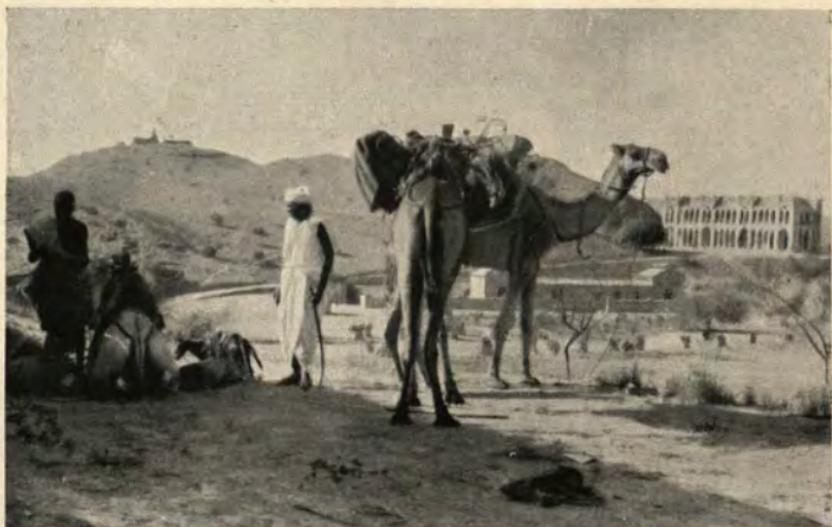
Wir verbrachten die Nacht in Hawasch, einem verlassenem Dorf, zweiunddreißig Kilometer oder zwei Stunden Bahnfahrt von Metahara entfernt. Als wir am nächsten Morgen abfuhrn, gab es einige Aufregung, weil ich einen Zusammenstoß mit einem Athiopier höheren Ranges hatte. Der Schaffner hatte mich in ein Abteil gewiesen, das bereits von zwei mit Schammas bekleideten Eingeborenen, einem Mann und einer Frau, besetzt war. Ein schwarzer Sklave stand in der Thür, um den Eintritt anderer Fahrgäste zu verhindern, obwohl im Abteil noch vier Plätze frei waren. Als ich versuchte hineinzugehen, packte mich der Sklave und hielt mich fest.



Mädchen im Fremdenviertel, Agordat. Links der Verfasser



Die Maultierkarawane wird beladen



Aufbruch nach Gondar



Das Beladen der Kamele

Zunächst schien es, als ob die längere Rede, die ich auf französisch losließ, keinem anderen Zwecke diene, als meinen Zorn zu erleichtern. In diesem Augenblicke erschien indessen ein europäisch gekleideter Athiopier aus dem einzigen Schlafwagen und ersuchte mich, ihm zu folgen. In dem Abteil, zu dem er mich führte, fand ich Seine Erzellenz Dedjasmatsch Emerou, den Gouverneur von Harrar und den dazugehörigen Gebieten. So jedenfalls stellte sich der in abessinisches Weiß gekleidete und mit einem schwarzen Seidenkappchen bedeckte Herr selbst vor. Sein Abgesandter war Ato Kebreth, der nach Dschibuti wollte, um dort sein Amt als Konsul anzutreten. Ich hatte früher schon von Emerou gehört und wußte, daß er ein Mann aus königlichem Blut und von großem Einfluß auf den Negus war. Seine Provinz Harrar ist eine der reichsten und fruchtbarsten im ganzen Lande. Ihre Hauptstadt gleichen Namens hat fünfzigtausend Einwohner, von denen die meisten Mohammedaner sind.

Emerou sprach Französisch. Mit der schönen weichklingenden Stimme, die für seinen Stand so charakteristisch ist, entschuldigte er sich für die Unhöflichkeit, die mir soeben widerfahren war.

„Die Eisenbahn ist meinem Volke noch eine zu neue Einrichtung“, sagte er, „sie sind mehr an das Reisen mit Maultieren gewöhnt. Meine eigene Hauptstadt ist zwei Tagesreisen von der Eisenbahn entfernt.“ Wir blickten gemeinsam zum Fenster hinaus auf die gestikulierenden aufgeregten Volksgruppen, die auf jeder Station versammelt waren. Der Zug hatte in Gota einen längeren Aufenthalt. Zu beiden Seiten der Gleise war eine „Fantasia“ im Gange, in der ich speertragende Eingeborene zur Musik der Hörner und

Trommeln tanzen sah, und zwar so wild, wie ich es später nur an abgelegenen Stellen zu beobachten Gelegenheit hatte. Es zeigte sich, daß die „Fantasia“ zu Ehren des Mannes, der mich aus dem Abteil hinausgeworfen hatte, ausgeführt wurde. Er war Bezirksrichter und Verwalter des Gota-Distriktes, und die Menschen feierten seine Durchfahrt durch ihren Ort.

Auf einer anderen Station hielt er Gericht von der Plattform des Zuges aus. Verschiedene Angeklagte und Ankläger waren erschienen und hielten ihre Reden. Urteile wurden schnell und anscheinend unbarmherzig gefällt, denn ich sah keinen, der freigelassen wurde. Zwei alte Weiber, die mit Ketten zusammengebunden waren — Hegen in schmutziger Kleidung — erschienen mit der Bitte, sie zu trennen, aber sie baten vergebens. Ihr Verbrechen hatte in Diebstahl bestanden.

Auch Delegationen von Schums, Häuptlingen und Stammesleuten erschienen, um Emerou ihre Ehrerbietung auszudrücken.

So war die Reise eine Folge von Empfängen und Förmlichkeiten. Wir trennten uns mit einem Lebewohl in Direbaua, wo seine Exzellenz den nach Dschibuti gehenden Zug verließ, um den Weg nach seiner Provinz einzuschlagen.

Es war eine unterhaltsame und interessante Begegnung gewesen. Er gab mir Briefe mit, von denen er glaubte, daß sie meine Reise durch die unruhigen nördlichen Gebiete erleichtern würden.

## Italien in Aethiopien

Italienischer Frachtdampfer auf der alten Weihrauchroute — Assab — Asmara — Scheren — Der Baum Gottes — Agordat — Der Cavaliere auf der Jagd — Italienische Heimatlieder — Die schwedische Mission in Culluca — Mohammeds Geburtstag zu Barentu — Cunamas und Bareas — Die erste weiße Frau als Besucher — „Fantasias“ — Gerichtsszenen und Baumwollkultur in Erithräa

Mein Rückweg ins eigentliche Abessinien führte durch Erithräa. Ich benutzte die Gelegenheit, einen Eindruck von Italiens Verwaltung dieses Theils von Aethiopien zu gewinnen, den es seit 1882 als Kolonie in Händen hat. Damals hatte die Vereinigung von Genueser Schiffszweckern den großen Landstreifen, den sie gekauft hatte, um dort für ihre Dampfer einen Anlaufhafen zu schaffen, ihrer Regierung abgetreten. Die Kolonie umfaßt eine Fläche von 119 700 Quadratkilometer. Die eingeborene Bevölkerung von annähernd 388 000 Seelen besteht hauptsächlich aus Abessinern mohammedanischen Glaubens, doch sind auch einige andere Stämme vertreten; davon zählen die heidnischen Cunamas und Bareas ungefähr 13 000.

Doch bevor ich Erithräa erreichte, hatte ich erst einige Tage auf dem Roten Meere zu kreuzen, und zwar an Bord des italienischen Frachtdampfers „Somalia“, der zwischen Massaua, dem nördlichen Hafen von Erithräa, und Sansibar verkehrt und an mehreren Stellen der afrikanisch-arabischen Küste des Roten Meeres anlegt. Jedesmal, wenn ich früher im Roten Meer war, geschah es nur auf der Durchreise, wie das bei den meisten Reisenden auf dieser großen Handelsstraße zwischen dem Mittelmeer und dem Indischen Ozean der Fall ist. Über die Fahrt auf der „Somalia“ machte aus dem Roten Meer etwas mehr als einen nassen

Korridor zwischen Okzident und Orient. Auf dieser gemächlichen Reise hatte ich Zeit, die Romantik des Fahrtweges zu empfinden, den die alten, mit Spezereien und Weihrauch beladenen Frachtschiffe der Pharaonen, der Phönizier, der Griechen und Römer zurücklegten. Insbesondere erinnerte ich mich, der ich von Abessinien kam und wieder nach Abessinien wollte, an die Königin von Saba, die dieses Gewässer gekreuzt hatte. Auch ein modernes romantisches Ereignis fiel mir ein: England, dem es gelang, den Union Jack auf der Insel Peri zu hissen, wobei es seinen Mitbewerber Frankreich um eine Nasenlänge schlug. So gut und so lange hatten es — wenn man glauben darf, was erzählt wird — die Engländer verstanden, die neben ihnen in Aden ankernden Franzosen zu unterhalten.

Auch unsere Schiffsladung, obwohl sie nicht aus kostbaren Gewürzen und Weihrauch bestand, war aromatisch. Wir lagen vierundzwanzig Stunden vor Anker auf der Höhe des arabischen Hafens Hodeida, um Kaffee einzunehmen. Die Rabinnenpassagiere der „Somalia“ waren Vertreter beider Küsten, zwischen denen wir hin und her fuhren; ein nach Erythraä fahrender neuernannter abessinischer Konsul, zwei Polizeioffiziere aus Italienisch-Somaliland, ein italienischer Arzt, der in einer der Kolonien stationiert war, ein arabischer Kaffeehändler aus dem Jemen. Auch die Deckpassagiere setzten sich aus Bewohnern beider Küsten zusammen. Eine buntscheckige Gesellschaft, deren Kleider alle Grade vom makellosen Weiß bis zum äußersten Schmutz durchliefen. Die Mohammedaner unter ihnen verbeugten sich andauernd in der Richtung des nicht weit entfernt liegenden Mekka. Auf dem Schiff ging ein Gerücht um, daß wir eine Gruppe von Sklavenhändlern, die nach Abessinien wollten, an Bord

hätten. Sie hofften, die gekauften Sklaven durch Erythräa zu bringen und sie an der arabischen Küste landen zu können.

Während ich mich so auf dem Schiff umtat, allerlei sah und hörte, fragte ich mich, ob die kleineren Fahrzeuge — Segel- oder Ruderboote —, die auf dem Roten Meere hin und her fuhren, tatsächlich mehr Romantik in sich bargen als der italienische Frachtdampfer, der im Zickzack die afrikanische und die arabische Küste berührte.

Assab war der erste erythräische Hafen, den wir anliefen. Diese früheste italienische Niederlassung auf äthiopischem Boden ist noch heute ein Dorf. Weniger als hundert runde Grashütten beherbergen die eingeborene Bevölkerung. Aber auch ohne daß man die im Winde flatternde Fahne auf dem Gouvernementsgebäude sieht, erkennt man, daß man sich in einer italienischen Besizung befindet: Die nackten schwarzen Kinder in den krummen Gassen erheben die Hände zum römischen Gruß. Das villenartige Haus des Gouverneurs, ein riesiges Zollgebäude nebst Warenlager, ein Gefängnis mit hohen grauen Mauern bilden den ganzen italienischen Teil des Ortes. Zwei oder drei weiße Lehmbauten dienen als Kauf- und Lagerhäuser für die Händler. Aber Assab ist nicht ganz ohne Industrie. Gleich jenseits des Dorfes befindet sich an der Küste eine Salzfiederei, und hinter dieser erblickt man eine Anzahl kleiner Anpflanzungen von Dattelpalmen. Da wir nur anhielten, um Fracht auszuladen und einzunehmen, waren wir bald wieder auf Fahrt. Eine Woche später landeten wir in Massaua, dem Heimatsort der „Somalia“ und dem Hafen, in dem der ganze Handel von Abessinien und dem Sudan, auf seiner letzten Wegstrecke durch fremdes Land behindert, das Rote Meer erreicht. Mit seinen 2500 Einwohnern wirkt Massaua im Vergleich mit

Affab wie eine Stadt, aber der europäische Stadtteil ist kaum größer und unterscheidet sich wenig von dem in Affab mit der Ausnahme, daß sich hier kein Gefängnis befindet.

Ich hatte den halbwöchentlichen Zug, der zwischen Massaua und Ugordat verkehrt, versäumt und verhandelte deshalb mit einem Araber wegen eines Autos nach Asmara, der Hauptstadt der Kolonie. Dort wollte ich mit dem Gouverneur sprechen, um meine Vorbereitungen für die Reise durch Erythraa und die Karawane, die mich nach Abessinien zurückbringen sollte, zu treffen. Die Straße, auf der wir fünf Stunden dahinfuhren, durchschnitt den wüstenartigen Küstenstrich, lief durch Wälder und zu den Bergen hinauf, zwischen denen die kleine Hauptstadt liegt. Seemöwen, Geier und Adler schwebten über der Wüste. Hier und da zog ein Kamel durch den Sand. In den Wäldern bemerkte ich allerlei Vögel mit leuchtendem Gefieder. Wir stiegen langsam aufwärts, aber die Berge wurden, wenn wir sie erreichten, zu Hügeln, und immer weitere Berge erhoben sich vor uns. Kühe, Schafe und Ziegen weideten auf grünen Wiesen. Die schwarzen Hirten brachten uns mit einem Ruck wieder in Erinnerung, daß wir uns in Afrika befanden und nicht in der Schweiz. Afrika, und doch gab es an der Eisenbahn Eindrücke wie in Italien. Überall standen weiße, mit wildem Wein überwachsene Stationsgebäude. Unter einer Eisenbahnbrücke begegneten wir dem einzigen Auto, das wir an diesem Tage sahen. Die Begegnung war sogar etwas heftig, jedenfalls hatte der Kotflügel des anderen Wagens die Folgen davon zu tragen. Es gab einen längeren Aufenthalt, und ich freute mich, daß ich die während dieser Zeit von den Chauffeuren geführte Unterhaltung nicht verstand.

Bei Sonnenuntergang erreichten wir Asmara. Die Stadt ist nicht groß, aber sie gewährt den Kolonial-Italienern einige der Annehmlichkeiten städtischen Lebens. Mehrere Straßen mit Fußwegen — ein Luxus für Afrika — führten auf die Viale Mussolini. An einem Ende dieser breiten Straße steht das Gouvernementsgebäude und am anderen die Kathedrale. Der Justizpalast und eine von Asmaras drei Banken befinden sich an der Piazza Roma. Im Sommer sind die beiden Hotels wahrscheinlich überfüllt, weil Asmara mit seiner 2280 Meter hohen Lage einen Höhenkurort darstellt, zu dem die Europäer aus dem heißen Tieflande hinauf flüchten. Einige Engländer aus dem Süden fühlten sich hier wohl wie im Himmel. Ich kam am letzten Tage des Jahres an, als die europäischen Besucher fast alle wieder verschwunden waren. Im Speisesaal des Regierungshotels, dem Hamassen, waren außer mir nur zwei Personen anwesend.

Gouverneur Zoli empfing mich sehr herzlich. Während der zweistündigen Unterhaltung zwecks Festlegung meiner Reiseroute erfuhr ich so nebenbei allerhand Interessantes über äthiopische Politik, was mir während meines Aufenthaltes in Abessinien nicht bekanntgeworden war. Gouverneur Zoli bezweifelte, ob die Route über Adua und Aksum, die heilige abessinische Stadt, nach Gondar bei den unruhigen Verhältnissen in den nördlichen Provinzen genügend Sicherheit böte. Der beste Weg, der eine interessante Reise durch Ernythraa mit einem sicheren Eintritt in Abessinien verbinden würde, führe durch Agordat an der Barea. Dort befände ich mich inmitten eines Gebietes der Baumwollkultur, die mit ausgezeichnetem Erfolge eingeleitet sei und eine reiche Entwicklung verspräche. Von hier aus könnte ich den Cunama- und Barea-Distrikt besuchen und bei der Grenz-

station Om Aggar am Setit abessinisches Land betreten. Mit einem Telegramm nach Agordat begann die Anordnung meines Reiseweges. Gouverneur Zoli wollte mir eine Eskorte von sechs bewaffneten Leuten mitgeben. „Aus Prestigegründen“, sagte er; „wir Europäer dürfen uns nicht von abessinischen Häuptlingen übertreffen lassen.“

Die Bahnfahrt nach Agordat war sehr interessant. Einer der Sekretäre des Gouverneurs war mein Reisegenosse und informierte mich aufs beste. Er machte mich auf gewisse Eingeborene aufmerksam, die Angehörige des Bilenstammes waren. Kleine, von Steinringen umgebene Hügel erklärte er mir als mohammedanische Gräber. Weiße Steine bezeugen einen natürlichen Tod, schwarze, daß der Begrabene von Feindeshand gefallen ist. Die schwarzen Steine sind auch ein Erinnerungszeichen für die Familienmitglieder des Verstorbenen, daß sie für immer zusammenhalten gegen die Familie des Feindes. Cheren ist Sitz und Wohnort des Morgani, des Oberhauptes der mohammedanischen Kirche in Ernthräa.

Sudanesen in flatternden weißen Gewändern und mit einem Turban umstanden den Zug in Cheren. Auch sah ich ein abessinisches, mit Goldschmuck überladenes junges Mädchen. Sie trug eine Halskette aus Münzen, die bis unter die Taille reichte, halbmondförmige Ohrringe und eine goldene Uhr am Handgelenk. Dieser Schmuck und ihre leichten Schuhe mit hohen Hacken sowie ihre champagnerfarbenen Seidenstrümpfe deuteten ebenso wie ihre helle Farbe und der europäische Anzug ihres vier Jahre alten Sohnes auf ihre Verwandtschaft mit einem Europäer hin.

Hinter Cheren befand ich mich bald im tiefsten Afrika, ohne jede Erinnerung an italienische Bilder mit weißen

Stationen und purpurrotem Weinlaub. Hin und wieder passierte der Zug dichte Wälder, in denen die Dumpalme mit ihrem üppigen Buchs auffiel. Den „Baum Gottes“ nennen die Eingeborenen sie, und zwar durchaus mit Recht, da er so viele ihrer Bedürfnisse befriedigt. Seine Rinde, mit Rohr verflochten, wird zum Hüttenbau verwendet, Tauwerk aus seinen Fasern ist stärker als die für Stühle und Hängematten verwendete Rotangpalme. Feinere Fasern werden zum Flechten von wasserdichten Körbchen benutzt, aus noch feineren webt man Teppiche, Matten und Säcke. Aus seinen harten Früchten, der Steinnuß, werden Knöpfe gemacht, aber die am weitesten oben sitzenden Nüsse sind, wenn sie stark geschält werden, weich genug, um gegessen zu werden. Der Duft ihres faserigen Fleisches erinnert an süße Kartoffeln. Seit kurzem hat das italienische Gouvernement eine Strafe auf das Fällen dieses Baumes gesetzt, so wertvoll ist er für die Gegenwart und auch als Aktivposten für den sich entwickelnden Handel der Kolonie.

Agordat ist Endstation der Bahn nach Massaua. Eine Reihe von Bergen erhebt sich über der Stadt. Ein Gefallenendenkmal berichtet dem Fremden, daß er auf geschichtlichem Boden steht. Hier haben im Jahre 1893 von italienischen Offizieren geführte Eingeborenentruppen Erythräa aus der Hand der Derwische befreit.

Oberst Pizzolati, Kommissar der wichtigsten Provinzen Erythräas, Barea, Gasch und Setit, nahm mich sehr liebenswürdig auf. Er erwies sich als reizender und kenntnisreicher Gastgeber während meines einwöchigen Aufenthalts in der Stadt. Der erste Abend hatte einen festlichen Charakter. „Unsere Eingeborenen fangen an, Touristen anzuziehen“, sagte er und erzählte mir, daß die erste Gruppe

von Reisenden bereits angekommen sei, und daß ich sie beim Abendessen kennenlernen würde. Vier Italiener waren mit dem Auto von Asmara gekommen, darunter eine schöne Signora, die ihren Ehegatten auf seiner Expedition in das Cunamagebiet begleitete.

Agordat ist vorherrschend mohammedanisch. Bei einer Einwohnerzahl von sechstausend ist das Verhältnis von Mohammedanern zu Christen fünf zu eins. Die Kuppel einer Moschee ragt weit über die sie umgebenden Hütten empor. Das zufällige Durcheinander von Hütten, wie man es in äthiopischen Dörfern findet, ist in Agordat nicht statthaft. Die Häuser stehen in geraden Reihen an der Seite von Straßen, und jedes ist mit einem kräftigen Rohrzaun zum Schutze gegen Leoparden umgeben. Auf einem meiner Spaziergänge durch den Ort begleitete mich als Führer und Auskunfter der Polizeichef, dessen Amt durch die rote um den weißen Armelausschlag gewundene Binde gekennzeichnet war. Er erklärte mir, daß die weiße Flagge, die auf einer Hütte im Winde flatterte, anzeige, daß dort frisch gebrauter Tetsch zu haben sei. Wir traten ein, und während ich mein Getränk zu mir nahm, sah ich mir die Inneneinrichtung des runden Raumes an. Man sah ein Bett mit einem Waschbecken daneben, ein Kohlenfeuer mit einer Holzkiste und darüberhängenden Küchenutensilien. Eine Truhe an der Wand barg die Familienschammas. Es fanden sich also alle wesentlichen Ausrüstungsgegenstände einer abessinischen Heimstätte vor. Gruppen von Tukul's innerhalb einer Mauer erwiesen sich als Bordelle. Ihre Zahl wurde mit Stolz als ein Beweis für die Wichtigkeit der Stadt an dem Handelsweg erwähnt. In diesen Häusern finden sich meistens abessinische Mädchen, auch einige Christinnen und Mohamme-

danerinnen. Einige davon waren so freundlich, ihr Frühstück zu unterbrechen, ans Tageslicht zu kommen und sich photographieren zu lassen.

Darauf gelangten wir zum Stand eines Fleischers, neben dem im Freien auch Gerichte serviert wurden. Hungrige Marktbefucher brachten noch blutendes Kamelfleisch, das sofort in einer Pfanne oder zwischen Steinen gebraten und gegessen wurde. Die reichliche Verwendung von Paprika ließ erkennen, daß diese Leute den starken Geruch und Geschmack dieses Fleisches ebensowenig lieben wie ich und ihn durch das Gewürz zu mildern suchten.

Wir gingen dann zum Marktplatz hinüber, der für mich immer den interessantesten Teil eines Dorfes bildet. Da ich im Begriff war, eine Karawane auszurüsten, lag mir daran, noch einige persönliche Wünsche zu befriedigen; hauptsächlich suchte ich eine Kaffeekanne und eine Kaffeemühle. Die erste war bald gefunden in einem roten Tonkrug. Man sagte mir, daß der Kaffee angenehm nach dem Ton schmecken und sehr klar sein würde infolge des Faserfilters in dem Ausguß. Eine Kaffeemühle entdeckte ich nicht, doch kaufte ich einen hölzernen Mörser mit Keule, der auch in Abessinien zum gleichen Zweck verwendet wird.

Eine besondere Reihe war für die Schwert- und Dolchmacher reserviert. Ebenso wie die Goldschmiede bilden sie eine verachtete und verfolgte Kaste. Man glaubt, daß sie sich in Hyänen verwandeln, die in Gräbern wühlen und nachts heulend umherlaufen.

Die armen Menschen taten mir leid, und ich dachte an ihre Handwerksgenossen im belgischen Kongo, die wie Fürsten behandelt werden. Ehrbegriffe sind wie Sitten und Gebräuche geographische Angelegenheiten.

Verkaufsstände mit Parfümen und Salben in Büchsen, die aus Dumholz gemacht sind und die Form von Köpfen haben, waren von Käuferinnen umlagert. Von hier gehen sie zu den Schuhmachern, um die ihnen so gut stehenden zarten Sandalen zu kaufen. Diese Erzeugnisse sind verschieden von jenen, die man für Kameltreiber macht, und deren Sohlen aus weggeworfenen Automobilreifen geschnitten werden.

Ich schritt weiter, um Zigaretten zu kaufen, und fand schließlich auch solche, die im Ort selbst für den Gebrauch von Europäern hergestellt werden. Daneben lagen kleine Borräte von Kautabak und Holzkohlenasche, die daran erinnerten, daß der Abessinier zwar nicht raucht, aber doch kaut, und seinen Priem, solange er ihn nicht im Munde hat, hinters Ohr steckt.

Ich sah mir dann noch ein halbes Duzend Kurzwarenstände mit Baumwollstoffen und billiger Seide indischer, chinesischer oder italienischer Herkunft an. Zum Schluß besuchte ich noch einen allgemeinen Kaufladen, dessen Besitzer ein Grieche war, und hatte damit eine Übersicht über den ganzen Handel Agordats gewonnen. Der Grieche war übrigens neben den Regierungsbeamten und dem Stationsvorsteher der einzige Europäer in der Stadt.

Mein nächstes Ziel war das Cunamagebiet. Auf dieser Tour hatte ich eine amüsante, zeitweilig sogar aufregende Reisegesellschaft. Ein italienischer Journalist, den ich in Asmara getroffen hatte, kam mit einem kaufmännischen Freund mit demselben Reiseziel wie ich in Agordat an, und beide luden mich ein, mit ihnen zu fahren. Ich stieg in ihren Wagen und ließ mein Gepäck in dem von mir gemieteten Auto folgen. Unsere Gewehre nahmen wir mit. Die Etikette verlangt, daß Europäer bewaffnet sind, und darüber hinaus

hatten wir auch den Wunsch, unterwegs etwas für den Kochtopf zu schießen.

Die hundertunddreißig Kilometer zwischen Ugordat und Barentu im Zentrum des Cunamagebietes erforderten eine Fahrt von acht Stunden. Niemals habe ich einen unermüdlicheren Jäger gesehen als den Journalisten mit dem Titel eines Cavaliere. Er schoß auf alles, was da kreucht und fleucht: Strauße, Geier, Hirsche, Blaukehlchen und Schlangen. Und doch hatte er keine Freude am Töten. Bei den wenigen Gelegenheiten, wenn er etwas getroffen hatte, beugte er sich über das getötete Tier und murmelte wehleidige italienische Worte. Ich sah ihn die Augen einer kleinen Gazelle zudrücken, aber eine halbe Stunde später nahm er eine harmlose, an ein Eichhörnchen erinnernde Pyramidenmaus aufs Korn. Einmal fuhr ich, vorn sitzend, auf den Knall eines hinter mir losgehenden Gewehrs herum. Scharfer Pulvergeruch drang mir in die Nase, und ich sah, wie der Cavaliere sich über den Kaufmann beugte, der blaß und stöhnend in der Ecke lag. Der eifrige Jäger hatte das Gewehr nach dem letzten Schuß weder entladen noch gesichert. Ein Stoß des Wagens hatte den Abzug betätigt, und der Kaufmann war an der Schulter von einem Schuß gestreift worden. Nach dem Aufstöhnen fiel der Verwundete in Ohnmacht und war überrascht, sich noch am Leben zu befinden, nachdem ich ihm Salmiakgeist unter die Nase gehalten hatte.

Wir waren in diesem Augenblicke nur noch eine halbe Stunde von Barentu entfernt, wo wir schließlich einen Arzt fanden, der die Wunde verband. Des Cavaliere Jagdlust war keineswegs vermindert, aber ich gab diese Beschäftigung für den Rest der Zeit auf, die wir noch zusammen

verbrachten, und widmete meine Aufmerksamkeit ihm und den Gewehren.

Diese Vorsicht bewahrte mich aber nicht vor Aufregung hinsichtlich meiner Person. So erlebte ich zum Beispiel eines Tages, daß der Cavaliere und sein Freund, die auf der Verfolgung von Wild begriffen waren, in den Busch einbrangen. Ich blieb währenddessen beim Wagen zurück. Da ich mir aber einige Bewegung zu machen wünschte, sagte ich dem Chauffeur, ich würde schon vorausgehen und später wieder einsteigen. Die Einsamkeit tat mir wohl. Ich stapfte vergnügt dahin, erfreute mich an den Wundern der Schöpfung und verfolgte mit Interesse Tierspuren; denn ich wußte, daß es überall um mich herum verborgenes Leben gab, das mir allerdings, solange es nicht gestört wurde, nicht gefährlich werden konnte. Die Dunkelheit brach herein, und ich blieb stehen, um auf den Wagen zu warten. Sie schienen es nicht sehr eilig zu haben. „Hat der Cavaliere inzwischen vielleicht den Kaufmann getötet?“ fragte ich mich. Nach einer Wartezeit, die mir Stunden gedauert zu haben schien, sah ich in der Ferne die Scheinwerfer des Autos aufblitzen. Plötzlich waren sie wieder verschwunden. Der Wagen konnte nicht durch hügeliges Gelände verdeckt sein, denn der Weg, den ich zurückgelegt hatte, war einigermaßen eben gewesen. Mir kam deutlich zum Bewußtsein, daß ich allein war, ohne Nahrung und Wasser, und daß Hyänen und andere Tiere meinen Weg kreuzen könnten. „Nicht gefährlich, wenn nicht gestört“, hatte ich gedacht, solange es Tag war. Aber vielleicht würde schon allein meine Anwesenheit hier als Störung aufgefaßt werden. Die Tiere konnten ja schließlich nicht wissen, daß ich weder mein Gewehr noch mein Jagdmesser bei mir, sondern beides dem

Cavaliere geliehen hatte. Vorsichtig bewegte ich mich in der Richtung des Lichtes weiter, das ich eben noch gesehen hatte, und stieß alle Augenblicke den Indianerschrei aus, den ich vor Jahren in den Sierras kennengelernt hatte und der auf weite Entfernung hin hörbar ist.

Der Klang eines Hornes gab mir das Gefühl der Sicherheit wieder, aber gleich darauf war dieses wieder verschwunden, als ich einen Schuß und dann noch mehrere fallen hörte. Schöß der Cavaliere auf Hyänen in der Dunkelheit? Vor einigen Stunden hatte er mich, wie mir einfiel, gefragt, ob deren Augen nicht grün leuchteten während der Nacht. Vielleicht erschienen meine so. Wie unrühmlich wäre es, zu sterben, weil man für eine Hyäne gehalten wird, und dazu noch durch das eigene Gewehr zu fallen! Meine Streichholzschachtel war lange aufgebraucht, und so bestand meine einzige Aussicht auf Rettung darin, mich hörbar zu machen. Ich stieß abwechselnd meinen Indianerschrei aus und rief: „Ne tirez pas!“ (Nicht schießen!) Schließlich hörte das Schießen auf, der Cavaliere tauchte in der Dunkelheit auf und umarmte mich wie einen Bruder — den er bereits als tot beweint hatte. Ich nahm ihm sorgfältig das Gewehr aus der Hand, bevor ich die Umarmung erwiderte. Sie hatten nicht geglaubt, daß ich so weit marschiert wäre. Die Auto-lichter waren in dem Moment wieder verschwunden, als man sich darüber klarwurde, daß man mich auf dem Wege verfehlt hatte. Man hatte den Wagen gewendet und war im Begriff gewesen, wieder zurückzufahren. Was die Schüsse bedeutet hätten? Jedenfalls keine Gefahr, versicherte der Cavaliere. Er hatte nur in die Luft geschossen, um mir ein Zeichen zu geben. Die Autoscheinwerfer nach oben zu richten — auf den Gedanken waren sie nicht gekommen.

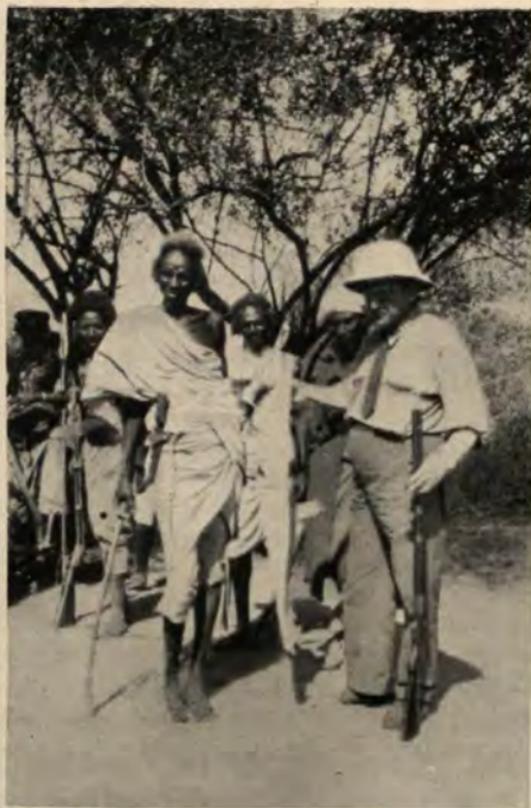
Barentu ist ein Dorf mit etwa hundert Einwohnern in und um seinen Basar herum. Der Gouvernementsposten ist viel kleiner als der von Ugordat und liegt in den tüchtigen Händen des Kapitäns Salvatore. Bei ihm traf ich auch den Provinzkommissar, Oberst Pizzolati, wieder, der mit seinen italienischen Besuchern im Auto von Ugordat herübergekommen war. Der mit ihnen verbrachte Abend wird mir lange in Erinnerung bleiben. Es waren Stunden, die ganz einer mit Heimatsehnsucht erfüllten Musik gewidmet waren. Der Kapitän, ein Florentiner, spielte die Gitarre, der Arzt sang mit seinem schönen tiefen Bariton Lieder, die ihn im Geiste nach Rom versetzten, die Signora und ihr Gatte tanzten eine Tarantella und ließen die Nachtluft von neapolitanischen Volksliedern vibrieren.

Ich hatte noch eine andere Berührung mit Europa oder, besser gesagt, mit Europäern im Exil, bevor wir unsere Reise durch den Cunamadistrikt nach Om Aggar antraten. In Culluca, vierzig Kilometer von Barentu entfernt, befindet sich eine Mission, die bereits vor der italienischen Okkupation Erythräas gegründet war und die Erlaubnis erhalten hatte zu bleiben. Ich fuhr hinüber und ließ den Wagen am Fuß eines Hügels halten, auf dessen Höhe die Missionsgebäude standen. Oben traf ich einen Mann, der nicht nur weiß, sondern auch blond war, und redete ihn englisch an. Er antwortete italienisch. Ich versuchte es mit Französisch, und wieder überschüttete er mich mit italienischen Ausdrücken. Dann warf ich einige schwedische Worte hin, und nun ergoß sich ein Redestrom über mich.

Der Mann war ganz benommen vor innerer Bewegung. Ich mußte sofort mit in sein Haus kommen, da seine Frau sich gewiß sehr freuen würde, mich zu begrüßen. Sie hätten



Glockenturm der Schwedischen Mission  
bei Barentu



Der Verfasser mit einem Barea-Häuptling



Bewässerungsanlage bei Tefzenei



Staudamm bei Tefzenei

so lange niemand außer den Mitgliedern ihrer kleinen Gemeinschaft gesehen mit Ausnahme eines gestrigen Besuches: eine schöne Signora, die Offiziere von dem Militärposten und einige andere Herren, und jetzt schon wieder ein Besucher! Man konnte es wohl verstehen, daß er ganz aufgeregt war. Ich fand im Hause friedliche Leute, den Mann, seine Frau und einen kleinen Jungen. Die Missionsärztin wohnte bei ihnen. Das Haus glänzte von schwedischer Sauberkeit. Da immergrüne Bäume nicht vorhanden waren, hatte man einen Olivenbaum abgehackt und als Weihnachtsbaum für das Kind aufgestellt. Er stand noch in der Ecke des Zimmers und erinnerte an die vergangenen Festtage.

Obgleich anscheinend glücklich in seiner Arbeit, besaß der Missionar doch wenig Optimismus. Man zeigte mir zwanzig Cunamakinder in ihren kleinen weißen Nachthemden, die der Missionschule angehören. Sie machten einen artigen Eindruck, aber der Missionar sagte mir, daß sie sehr schlecht seien. In ihrem Stamm würden Herausforderung zum Kampf und Grausamkeit für Tugenden gehalten. Er zog an einem Tau, das von einem wie ein Bohrturm aussehenden Gerüst herabhing, und läutete eine Glocke. „Es hat viel Geld gekostet, die Glocke zu kaufen und hierher zu schaffen“, sagte er. „Ich läute sie jeden Sonntag, kein Mensch kommt, aber die Glocke sagt ihnen doch, daß wir hier sind.“

Von dem Missionar und der Ärztin erfuhr ich einiges über die Sitten der Menschen, unter denen sie arbeiten. Für vier oder fünf Kühe oder für dreißig Ziegen kann eine Frau gekauft werden. Als Hochzeitsgeschenk erhält die Braut Schmucksachen, Fußringe und Armbänder, einen Ring, der ins buschige Haar gesteckt wird, ein Medaillon aus Silber oder von Kaurimuscheln, oder ein Stück braunen Elfenbeins.

Wenn Zwillinge geboren werden, ist es erlaubt, einen davon zu töten. Man übt Ahnenverehrung und Austreibung böser Geister. Bei jeder Mahlzeit wird eine Kleinigkeit für die Toten auf den Boden gesetzt, auch legt man etwas Tabak auf die Gräber. Die Männer betrinken sich mit Durra-bier. Ihre Frauen arbeiten nicht auf den Feldern, noch warten sie das Vieh. Sie führen nur den Haushalt und flechten Körbe. Im Kriege, oder wenn ein persönlicher Feind getötet wird, schneidet man eine Hand als Kriegstrophäe ab. Der Missionar erzählte mir, daß er gern einen Cunamadold besessen hätte, aber da er keinen habe finden können, der nicht gebraucht worden war, habe er darauf verzichtet.

Über die Rassenzugehörigkeit der Cunama wagte er keine bestimmte Meinung auszusprechen, was gewiß sehr klug war. Denn die Ähnlichkeiten und Unterschiede in Typus und Sitten zwischen den Stämmen dieses Gebietes machen die Beantwortung dieser Frage äußerst schwierig. Vielleicht hamitisch, sagen die Italiener, die sie am besten haben beobachten und studieren können.

Unseren letzten Abend in Barentu verbrachten wir im Dorf selbst. Es war Mohammeds Geburtstag, und die Klänge dieser besonderen Feier veranlaßten uns, vom Hügel herabzukommen und uns zu der Moschee, die weiß im Sternenlicht vor uns lag, zu begeben. Als Fremde vermieden wir es, die Aufmerksamkeit auf uns zu ziehen. Wir hatten uns sorgfältig einen für die Beobachtung geeigneten Standpunkt ausgesucht, weit genug entfernt, um die Festteilnehmer nicht zu stören, und doch nahe genug, um alles richtig sehen zu können. Innerhalb der Moschee lasen turbanbedeckte Männer in weißen Kleidern aus dem Koran vor

und sangen Gebete. Außerhalb, und zwar im Gebüsch versteckt, hielten sich die weiblichen Teilnehmer an der religiösen Feier auf. Ihre Stimmen erhoben sich wie Vogelgezwitscher über den monotonen Gesang der Männer. Nach der Feier kamen Frauen und Männer zusammen und erfreuten sich an Süßigkeiten und Kaffee.

Der Weg von Barentu nach Om Aggar führte durch den Cunama- und Bäreadistrikt. Bei unserer Abreise füllten unsere Reisegenossen und unsere Ausrüstung vier Wagen. Kapitän Salvatore und die vier italienischen Besucher reisten mit uns. Man hatte Boten vorausgeschickt, die die Stammeshäuptlinge aufforderten, an unserer Reiseroute „Fantasias“ zu veranstalten. Die Fahrt glich insolgedessen einem endlosen Karneval, der unterhaltsam und interessant anzusehen war, aber uns nur eine geringe Vorstellung vom Leben der verschiedenen Stämme gab. Da die Bevölkerung Befehl erhalten hatte, sich an unserem Wege zu versammeln, hatten wir keine Gelegenheit, ihre Dörfer zu besuchen. Die Leute waren zu Gruppen von fünfzig bis zweihundert zusammengeströmt, alles in allem vielleicht dreitausend Menschen von den verschiedenen Stämmen. Diese Schwarzen sahen vorzüglich aus. Vielleicht waren es die glücklichsten Menschen, die ich je in Afrika gesehen habe. Ob aber diese Haltung lediglich auf die von ihnen veranstalteten „Fantasias“ zurückzuführen oder ob sie der Ausdruck ihrer normalen Lebensform war, konnte ich nicht beurteilen.

Im allgemeinen gingen die Männer mit Ausnahme eines Lendenschurzes nackt, die Frauen waren etwas mehr bekleidet. Sie trugen ein Hemd, manchmal auch ein Stück Kattun um den oberen Teil ihres Körpers. Man sah viel Tatauierung und körperlichen Schmuck, Halsketten von

Steinen, solche von Silber, von denen Fruchtschalen herabhingen, von Rinde und von Blättern. Fußringe schienen aus allem möglichen Material zu bestehen, ich sah sogar solche aus Bananenschalen. Im Haar getragene Ringe waren im allgemeinen aus Gold. In den Nasenflügeln steckten sowohl goldene Schmuckstücke als auch gewöhnliche Köpfe. Unser Wagen erregte ihre Neugierde. Es machte ihnen Vergnügen, mit eigener Hand zu hupen. „Er spricht“, sagte ein Häuptling, und als Wasser in den Kühler gegossen wurde, bemerkte er: „Er trinkt, gerade wie wir.“ Aber selbst das Auto interessierte sie weniger als die Signora, die erste weiße Frau, die sie jemals gesehen hatten. Sie berührten mit den Fingerspitzen ihre Kleider, ihren Hals und ihre Hände.

Wir machten vierzehnmal halt und sahen infolgedessen vierzehn „Fantasias“, überall tanzten die Eingeborenen. Nirgends aber gab es Schamlosigkeiten, wie ich sie bei den Eingeborenentänzen in der Kenia-Kolonie gesehen hatte, und ich fragte mich, ob diese Leute sich vielleicht weniger schicklich bei ihren spontanen „Fantasias“ betrogen. Was wir sahen, geschah jedenfalls alles auf besonderen Befehl. Sie tanzten in Form mehrerer Kreise zum Rhythmus von Trommeln, die von zwei Mädchen geschlagen wurden. Der innere Kreis wurde von jungen Mädchen und Frauen, die ihre Kinder auf den Rücken gebunden hatten, gebildet. Tanzende Männer, die Keulen in der Form von Poloschlägern und Speere in den Händen trugen, und von deren Gürteln Dolche herabhingen, bildeten den äußeren Kreis. Zwischen beiden tollten nackte Kinder, Knaben und Mädchen, herum. Die Schritte waren langsam und schiebend, ausgenommen wenn die Männer Luftsprünge ausführten, und ihr Gesang ent-

sprach ihrem Tanz. Beim größten der Dörfer — Boscioca — am Ende unseres Weges waren volle sechshundert Mann zu unserer Begrüßung zusammengekommen. Hier erregte die Signora großes Entzücken durch Verleihung von Schnüren mit venezianischen Perlen für die beste Tänzerin. Jede Frau, die einen Preis erhielt, hingte die Schnur sofort um den Hals des auf ihrem Rücken thronenden Kindes.

Die wirkungsvollsten Tänze, die durchaus individuell und untereinander sehr verschieden waren, hatten wir in Gulluli, einem Barea-Dorf zwischen Tessenei und Om Aggar, Gelegenheit zu sehen. Diese Veranstaltung wich von den früheren ab. Waren dort die Tänzer nur knapp bekleidet, so waren diese hier fast nackt. Die Kinder auf dem Rücken der Frauen schienen in keiner Weise die Freiheit ihrer Bewegung zu stören. Die Männer sprangen hoch in die Luft, wobei sie ihre Keulen schwangen. Sie bewegten sich auf die Frauen zu, zogen sich zurück und schritten wieder vorwärts. Ein wilder Kontertanz — unterbrochen von Sprüngen und Keulenschwingen. Das Ganze vollzog sich in leuchtendem Sonnenschein.

In der Nähe unter einer Sykomore waren etwa hundert Sudanesen versammelt, die erst kürzlich in Gulluli angesiedelt und auch zu Ehren des italienischen Kommissars gekommen waren. Sie wirkten groß im Vergleich mit den untersehten Bareas. Ihre weißen, bis zu den Füßen reichenden Kleider standen in seltsamem Gegensatz zu der Nacktheit ihrer Nachbarn. Die Sudanesen standen im Hintergrunde, aber eine ihrer hübschen Frauen nach der anderen kam zu uns heran. In einer Entfernung von einigen Schritten von uns führte jede von ihnen eine Art Bauchtanz aus. Diese Darbietung ihrer selbst in weißen Kleidern mit den langsamen und

graziösen Bewegungen hatte fast etwas von religiöser Feierlichkeit an sich. Zum Schluß jedes einzelnen Tanzes lüfteten wir unsere Tropenhelme, um für die erwiesene Höflichkeit zu danken.

Zwischen diesen befohlenen „Fantasias“ konnte ich auch einzelne Beobachtungen aus dem täglichen Leben in diesem Gebiet machen. Ich sah Cunama-Bieh auf seinem Wege zu den Wasserlöchern, diesen Lebensrettern während der langen Zeit des Jahres, in der der Fluß versiegt. Im Barea-Gebiet arbeiteten Frauen und Kinder in den Feldern. Auch sah ich auf der Straße ein Bild, das diesen Landschaften selbst fremd war, nämlich ein Tatruri-Paar, das aus Französisch-Kamerun kam, nach Mekka pilgerte und wahrscheinlich schon zwei Jahre unterwegs war. Die Frau trug alles, was zu einem Lager am Wegrand nötig ist, auf dem Kopf. Nicht mehr weit vom Roten Meere entfernt, auf dessen gegenüberliegender Seite Arabien lag, werden sie wohl gefühlt haben, daß sie endlich dem langersehnten Ziel ihrer Wünsche nahe gekommen waren.

Nicht in den ausschließlich heidnischen Distrikten, sondern in den Ansiedlungsgebieten, wo die Bevölkerung gemischt war, konnte ich Gerichtssitzungen beiwohnen. In Tessenei hielt der Provinzkommissar Gericht in der großen Eingeborenenhütte, die als lokales Verwaltungsgebäude dient. Farmer stritten über Verletzung von Abergrenzen, der Besitzer einer Baumwollplantage mußte erklären, warum er seinem Verwalter den Lohn verweigert habe. Ein Schlächter war angeklagt, verdorbenes Fleisch verkauft zu haben, und ein anderer, daß er die Kehle einer Kuh nicht in der Form durchschnitten hatte, die dem religiösen Ritus seiner Käufer entsprach. Es gab Streitigkeiten über Verkäufe von Häuten

und Gummibäumen. Zwei junge Mädchen ersuchten um eine Konzession für eine Kaffeeschenke, wo sie Tetsch und Talla an vorüberkommende Kaufleute und andere Reisende verkaufen wollten. Neben dem Kommissar, der solche Sitzungen auf seinen Rundreisen abhielt, wirkte der Lokalrichter, ein turbanbedeckter, weißgekleideter Araber. Der Ortsvorsteher war ein mangelhaft bekleideter Cunama. Als Dolmetscher war ein Abessinier tätig, der das Ende seiner Schamma wie eine Schärpe über seine Schultern geworfen hatte.

Am nächsten Tage hatte der Kommissar über einen Mann zu verhandeln, der des Viehdiebstahls angeklagt war. Er fand ihn dieses Verbrechens, das im Lande der Viehzüchter als ein sehr schweres gilt, schuldig, und so wurde die Strafe des Auspeitschens unmittelbar nach dem Urteil auf dem Marktplatz vollzogen.

Während der letzten Tage in Ernythraa befand ich mich in der Nähe des größten industriellen Experiments in dieser Kolonie. Italien macht hier nämlich den Versuch, Baumwolle anzupflanzen. 7500 Acres waren bereits in Kultur, 30 000 weitere zur Anpflanzung vorbereitet. Zwischen dem Barea und dem Gasch wird amerikanische Hochlandsaat verwendet. Am Setit kultiviert man dagegen ägyptische Baumwolle.

Bei Tessenei befinden sich Wasserwerke und ein Staudamm. Hier beginnt auch der zwanzig Kilometer lange Kanal, der fast bis zur Grenze des Sudan führt. Man hat also einen bedeutenden Anfang in der Regulierung des Wassers gemacht, um die durch die Eigenart des Klimas bedingten Schäden auszugleichen. Von den zwölf Monaten des Jahres sind die Flüsse neun Monate trocken. In der

Regenzeit aber kommt das Wasser in Form von Wildbächen hernieder, überschwemmt das Land und ersäuft die Ernten. Das Problem der Arbeit glauben die Italiener leicht lösen zu können, wie groß auch die industrielle Entwicklung sein möge. Verschiedene Eingeborenenstämme müssen dazu herangezogen werden, und soweit die Erfahrung gezeigt hat, sind sie durchaus geneigt, die durch bezahlte Arbeit gewährleistete Sicherheit ihrer Existenz einer Lebensform vorzuziehen, die sie zwingt, ihr bißchen Durra einem mangelhaft beackerten Boden abzugewinnen. Oberst Pizzolati zeigte mir ein neugegründetes Dorf mit dreitausend Arbeitern, die sich aus Arabern, Somalis, Sudanesen, Cunamas und Bareas zusammensetzten.

Erythräa gab mir die erste Anschauung von einer italienischen Kolonie. Ich verließ sie mit Bewunderung für die Männer, in deren Händen die Verwaltung liegt, und für ihre Arbeitsmethode.

## Auf der Karawanenreise

Ausrüstung der Karawane — Efendi — Adum Ali — Ein gemütliches Lager — Schwierigkeiten mit Zollbeamten — Aufgehalten durch einen leprakranken Häuptling — Andere Karawanen — Fischfang im Casa-See — In höherem Gelände — Menschen auf dem Wege — Willkommensgruß und frische Reittiere vom italienischen Konsul in Gondar

Schließlich war ich so weit, Abessinien aufs neue betreten zu können. Hinter mir lag eine wohlgeordnete, von Europäern verwaltete Kolonie, vor mir das unruhige äthiopische Reich. Die innerpolitischen Verhältnisse waren so unsicher, daß es dem Gouverneur von Erythräa ratsam, wenn



Stromschnellen im Gash-Fluß, Erythraä



Baumwollernte am Gash-Fluß, Erythraä



Barentu, Viehtränke in dem fast ausgetrockneten Flußbett  
des Gafsch



Die Signora unter Cunamas

nicht notwendig für mich erschien, nach Gondar nicht über die alten Städte Aksum und Abua zu reisen. Dieses Gebiet stand so sehr im Gegensatz zum Regus, daß ein Aufruhr auszubrechen drohte und Pässe, die in Abdis Abeba ausgestellt waren, wahrscheinlich wenig zu bedeuten hatten. Auf dem Wege, den mir die italienischen Kolonialbeamten empfohlen hatten, erwartete ich keine Schwierigkeiten.

Auf dem Marktplatz von Om Aggar traf ich meine Karawane. Sechs Kamele und vier Maultiere waren mit den erforderlichen Nahrungsmitteln und all dem bepackt, was man zur Bequemlichkeit und Erfrischung während der dreiwöchigen Reise nötig hatte. Obwohl wir unterwegs etwas schießen und gelegentlich auch etwas kaufen konnten, mußte man hinsichtlich aller Vorräte Vorsorge treffen. Dörfer gab es auf der Strecke nur wenige, und diese lagen auch noch abseits. Außer den Lebensmitteln für mich selbst und meine Leute und Durra für die Tiere führten wir Kisten mit Getränken, einschließlich Wasserflaschen, mit. Oben auf der Last eines Kamels thronte ein großer Stuhl, den zu kaufen ich mir nicht hatte versagen können, als ich ihn in einem kleinen Laden stehen sah. Breit und bequem, mit geflochtenem Sitz, versprach er Bequemlichkeit und machte zugleich einen gewichtigen Eindruck.

Meine Mannschaft bestand aus dreizehn Köpfen, aus dem Dolmetscher, sechs bewaffneten Soldaten — mehr Ehrenwache als Schutztruppe —, dem Führer, Kameltreibern, dem Koch, dem Boy und seinem Gehilfen. Jeder von ihnen war in der Liste, die sämtliche Namen mit Dienstleistung und Löhnen enthielt, sorgfältig als Mohammedaner oder Christ aufgeführt. Daß der Dolmetscher die wichtigste Person war, zeigte schon die Tatsache, daß ich ihm dreißig Lire oder

etwa eineinhalben Dollar für den Tag zahlte, Kameltreiber und jedes der Tiere kosteten mich zehn Lire pro Tag, während die Soldaten und Boys mit dem bescheidenen Lohn von sechs Lire zufrieden waren. Da die Karawane von Erythräa ausging, waren die Löhne in italienischem Gelde festgesetzt worden.

Der Name des Dolmetschers lautete Workenah Efendi Desta. Es war ein Mann mittleren Alters, aber grau und gebeugt. Ich engagierte ihn auf Grund einer vorgewiesenen Referenz vom Gouverneur von Sudan, bei dem er als Dolmetscher tätig gewesen war. Bei unserer ersten Besprechung trug er einen Tarbûsch, und als er am nächsten Tage ohne diesen erschien, fragte ich ihn darüber aus. Wenn er nämlich Mohammedaner war, wäre es ein Zeichen von mangelndem Respekt gewesen.

„Gestern waren Sie Mohammedaner“, sagte ich, „sind Sie heute ein Christ? Ich sehe ja Ihren Tarbûsch nicht.“

„Ja“, erwiderte er, „ich bin Christ. Meine Familie zählt zu den ältesten in Abessinien und gehört seit Jahrhunderten der christlichen Kirche an. Mein Vater war Oberpriester in Gondar. Aber im Sudan erschien es mir zweckmäßiger, als Mohammedaner zu wirken, daher trug ich den Tarbûsch.“

„Und das ‚Efendi‘ bei Ihrem Namen? Haben Sie tatsächlich eine bessere Schulbildung?“

„Man hat mir während meines Aufenthalts in Khartum erlaubt, diesen Titel zu führen, und ich hielt es für richtig, ihn nicht abzulegen, solange ich in Ihren Diensten stehe. Übrigens habe ich ziemlich viel gelernt. Ich habe gute Kenntnisse in religiösen Dingen und in Sprachen.“

Er sprach Englisch viel besser, als er es schrieb oder sogar

als er verstand, wenn ich nach dem Resultat einiger von ihm verdolmetschter Aufträge urteilen kann. Ich verlangte schließlich von ihm, jeden Auftrag, den ich ihm erteilte, zu wiederholen, und er entwickelte seinerseits die Gewohnheit, mir kleine Zettel zu schreiben, gewissermaßen als Schutzmaßregel für sich selbst. Er war sicherlich diplomatisch veranlagt, diplomatisch mit allen dazugehörigen Umwegen. Ich war manchmal im Zweifel, ob diese Eigenschaft mehr die Wirkung hatte, Schwierigkeiten zu vermeiden oder sie erst zu erzeugen.

Mein persönlicher Boy, Udum Ali, war ein Mohammedaner aus dem Somaliland. Er gebrauchte einige englische Worte, als ich ihn anwarb; sie erwiesen sich jedoch als die einzigen, die er kannte.

Der erste der verschiedenen Namen des Führers lautete Andu. Er hatte die Reise nach Gondar bereits dreimal gemacht, gab aber schon am Abend des ersten Tages zu, daß er den Weg nicht sicher wisse. Dies Eingeständnis überraschte mich immer weniger, je länger wir auf dem Marsche waren. Es gab größtenteils überhaupt keine Wege. Bald folgten wir Viehs Spuren, bald war der Pfad bezeichnet mit Steinen, die schon vor Jahrhunderten gesetzt und von Gras und Buschwerk überwuchert waren. Die meisten Haltestellen waren weder auf der Karte noch in den verschiedenen mir mitgegebenen Routenverzeichnissen zu finden. Manche Orte hatten zwei Namen, einen in amharischer und einen in der Gallasprache. Die Verwirrung wurde nicht geringer durch die Tatsache, daß Dörfer, Distrikte und Flüsse allgemein die gleiche Bezeichnung ohne irgendein unterscheidendes Beiwort tragen.

Aber all diese Schwierigkeiten waren uns an jenem

Morgen noch fremd, als uns einer der Kameltreiber an der abessinischen Grenze mit dem muezzinartigen Ruf zum Aufbruch weckte, der täglich wiederholt und vom Efendi mit den Worten übersetzt wurde: „Möge Allah uns gnädig sein für diesen Reisetag!“ Einer der Treiber verzögerte unseren Abmarsch etwas, weil er erst Abschied von seinem Schatz nehmen mußte. Sie machte einen scheuen, er dagegen einen stolzen Eindruck, während sie sich zärtlich bei der Hand gefaßt hatten.

Zehn Minuten nach unserem Aufbruch vom Marktplatz in Om Aggar gelangten wir an den Setit. Mitten im Fluß hielten die Tiere an und tranken gierig, gleichsam um auszudrücken, daß man nicht wissen könne, welche Art von Wasser man das nächstmal finden würde. Am anderen Ufer, auf abessinischem Boden, ordneten wir unseren Zug karawanenmäßig. Der Führer, begleitet von seinem Boy, nahm die Spitze. Dann folgte ich auf meinem Maultier, hinter mir der Efendi auf dem seinigen und die übrigen. Boys, Soldaten, Packtiere und Kamele schlossen sich in langer Linie an. Das Gefühl der Wichtigkeit, das einen mit jedem Blick rückwärts über die lange Schar von Menschen und Tieren erfüllte, erlitt schon in der ersten Stunde unseres Vormarsches einen argen Stoß. Zwei mit Gewehren bewaffnete Männer stürzten aus dem Busch hervor und befahlen uns zu halten. Efendi trat in Funktion als Dolmetscher und berichtete, daß die Leute meinen Paß zu sehen wünschten. Sie seien Abgesandte des Schums eines benachbarten Dorfes, dem man den Nachweis bringen müsse, daß wir das Recht hätten, diesen Weg zu benutzen. Mein vom Konsul in Asmara ausgestellter Paß steckte in der Innentasche meines Schreibmaschinenfutterals, wo ich ihn sicher

aufgehoben glaubte. Die gewünschte Vorlage zwang uns, die Traglast eines Maultieres herunterzunehmen, und als der Beamte das Dokument in Händen hatte, schien er es nicht einmal lesen zu können. Das Siegel mit dem Löwen von Juda erkannte er, doch war er offensichtlich davon noch nicht genügend beeindruckt, um die Erlaubnis zur Fortsetzung der Reise geben zu können. Es folgte eine lange Debatte zwischen ihm und Efendi, bevor uns gestattet wurde weiterzumarschieren. Dieser Unterbrechung kam weiter keine Bedeutung zu als die, daß sie die erste auf äthiopischem Boden war. Die Stunde der Verzögerung schien eine lange Zeit zu sein, als wir sie erdulden mußten; als ich später eine Woche lang festgehalten wurde, blickte ich mit Bewunderung und Dankbarkeit auf die vernünftige Haltung des Paßkontrolleurs zurück.

Der erste Tag unserer Reise war ziemlich eintönig. Er führte durch niedriges Buschwerk und Somalirohr, das ich anderswo unter dem Namen Elefantengras kennengelernt hatte. Bei Royan schlugen wir unser Nachtlager auf. Wir hatten diesen Platz mit Rücksicht auf ein vorhandenes Wasserloch gewählt. Ich fand das braune und schmutzige Wasser nicht einmal für ein Bad einladend, aber die Eingeborenen tranken es mit Entzücken. Mit Rücksicht auf die zahlreichen weißen Ameisen mußten sämtliche Vorräte, um ihnen nicht zum Opfer zu fallen, auf meine eisernen Kästen gepackt werden, und ich selbst benutzte Strohmatten in meinem Zelt, anstatt die Matrage auf den Boden zu legen.

Das Lagerleben gestaltete sich am ersten Abend ganz unterhaltsam. Ich saß prächtig in meinem breiten Stuhl, hielt Appell über meine Mannschaft ab, schwang eine kleine Rede und versprach ihnen einen guten Backschisch am Ende der

Reise, wenn sie ihren Verpflichtungen treu nachkommen würden. Später drang von ihrem Lagerfeuer das Geräusch lebhafter Unterhaltung zu mir herüber. Wie alle Abessinier sprachen diese Leute beständig, solange sie nicht schliefen, doch ist für ihre Unterhaltung die wohlklingende Stimme ebenso charakteristisch wie der ununterbrochene Redefluß. Manchmal schritt ich nach dem Abendessen zu ihrem Lagerfeuer, das etwa hundert Meter von meinem Zelt entfernt war und erfreute mich am Anblick der ruhenden und sich unterhaltenden Menschen. Der Kameltreiber, der uns jeden Morgen mit seinem Ruf zu Allah weckte, hatte eine ausgezeichnete Singstimme. Es war schade, daß ich den Text seiner Lieder nicht verstand. Waren es äthiopische Volkslieder oder waren es vielleicht nur die Ereignisse des Tages, die er in rhythmischer und melodischer Form vortrug? Efendi folgte der üblichen Gewohnheit der Gesangsinterpreten: „Es handelt sich um einen Vogel“, oder: „Es ist von einer Frau die Rede“, sagte er, den Text der Lieder umschreibend.

In den meisten Fällen war eine direkte Unterhaltung mit meinen Leuten nicht möglich. Einer der Kameltreiber verstand meine wenigen Suaheliworte. Adum sprach eine Art von Pidgin-Französisch, was ganz lustig klang und auch genügte, um mir etwas aus seinem Leben erzählen zu können. Er redete mich stets mit Du an. Er war an der französischen Somaliküste zum Dienst auf einem Segelschiff gepreßt worden und in Aden entflohen. Hier hatte er sich lange genug aufgehalten, um seine wenigen englischen Wörter zu lernen. Später war er mit einem Segelschiff nach Massaua gelangt. Von diesem Hafen aus wanderte er nach Tessenei, wo ein Bruder von ihm lebte. Adum war niemals vorher bei einem Europäer als Diener beschäftigt

gewesen und hatte auch noch nie einer Karawane angehört. Infolgedessen bildeten seine Dienste bei mir eine Art Versuch, dessen Opfer ich war. Im ganzen aber machte er sich recht gut. Er war willig und freundlich, und meine Sympathie für ihn wurde verstärkt durch die Tatsache, daß die meisten Leute meiner Karawane ihn ablehnten, einmal weil er ein Fremder war, dann aber auch, weil sie eifersüchtig auf seine geringere Last waren.

Auch aus Efendis Leben hörte ich so manches während des Marsches. Er erzählte mir, daß er seine im Sudan gemachten Ersparnisse in Baumwolland in Erythräa angelegt habe. Infolge Mangel an Bewässerung habe er allerdings alles verloren. Er hatte sein Geld in Erythräa investiert, weil er dort nach seiner Meinung mehr Aussicht hatte als in Abessinien. „In meinem Lande ist ein Ras so schlimm wie der andere“, sagte er. „Es gibt dauernd Reibereien zwischen ihnen, und die Bevölkerung muß darunter leiden.“ Trotz dieser Reden zweifelte ich nicht an seinem Patriotismus, und ich gestattete mir keine Kritik seiner Herrscher. Er erzählte mir auch von seinen ehelichen Schwierigkeiten. Er war verheiratet, hatte aber aus dieser Ehe keine Kinder und möchte sich daher gern scheiden lassen, wenn das nicht so kostspielig gewesen wäre. Ganz kinderlos war er indessen nicht; in Anerkennung seiner Verdienste hatten zwei von seinen Herren ihm je eine Sklavin gegeben, die ihm Kinder geboren hatten. Ich ließ die Frage offen, ob diese Geschichte mehr zur Unterhaltung dienen sollte, oder ob er mir damit einen Backschisch nahelegen wollte. Er erzählte mir weiter, daß er durch seine Bekannten in Addis Abeba Gelegenheit gehabt hätte, Beziehungen zum geheimen Sklavenhandel anzuknüpfen, doch habe er darauf verzichtet. „Es sei ferne von mir, meine

Hände mit einer so gottlosen Angelegenheit zu besudeln; übrigens ist der Sklavenhandel gesetzlich verboten.“

Unser zweites Lager schlugen wir bei Sellaasil auf. Ich war mit Efendi und einem Boy vorwegmarschirt, hatte nach dem langen Ritt auf einem Felsen Platz genommen und genoß den Anblick eines vor uns in Windungen dahinziehenden Flusses. Meine Beschaulichkeit wurde plötzlich durch ein unerwartetes Ereignis unterbrochen. Durch das Elefantengras näherten sich mehrere Personen. Einer saß auf dem Rücken eines Maultieres, die anderen gingen zu Fuß. Alle trugen ein Gewehr. Der in eine weiße Schamma gehüllte Reiter zeichnete sich durch einen Gazeschleier aus, dieses Schutzmittel, das von einigen abessinischen Aristokraten noch heute gegen den Straßenstaub und den Atem gewöhnlicher Menschen angewendet wird. Efendi ging ihnen entgegen, um den Grund ihres Besuches zu erfahren. Er kehrte kurz darauf zurück und berichtete:

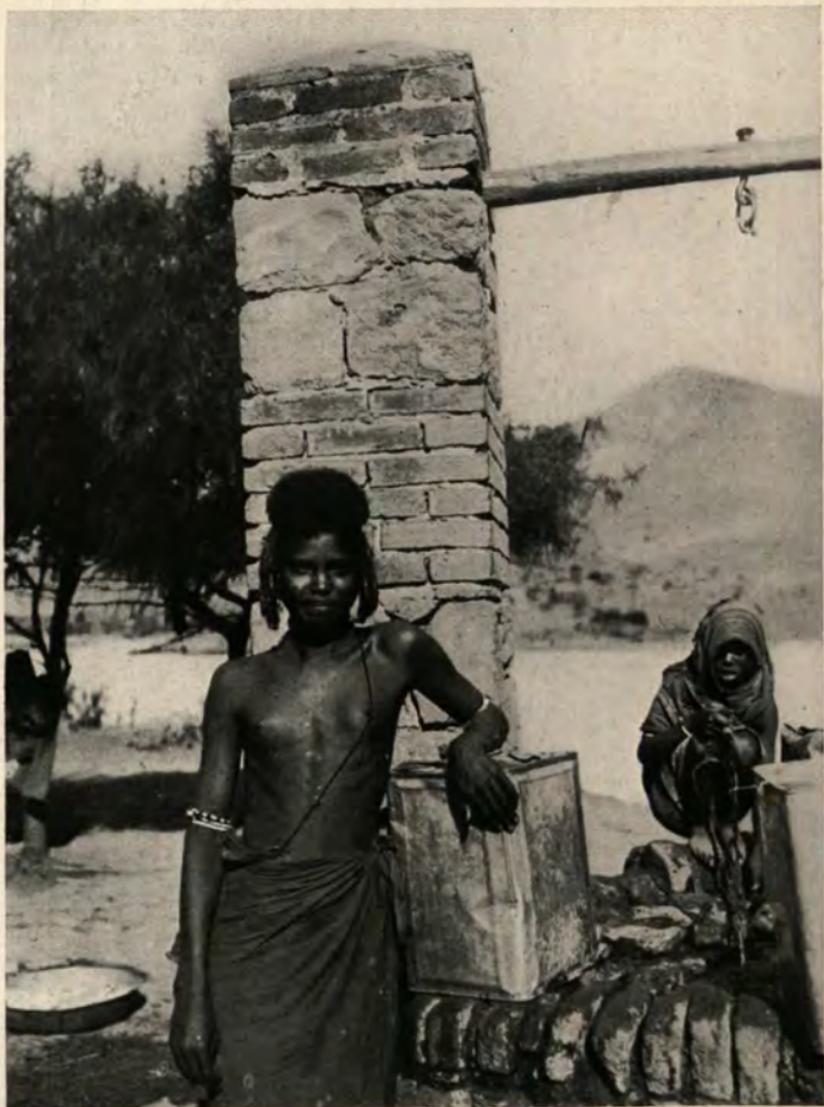
„Es ist Lidj Mangustu, er kommt von Lidj Derwew, dem obersten Zollbeamten des Desjasmatsch Ailu. Er erklärt, daß er beauftragt ist, Sie auf Ihrem Wege zu begleiten. Geben Sie ihm, obwohl er ein Mann von Rang ist, nicht die Hand. Er ist leprafrank.“ Es handelte sich um große Namen in diesem Distrikt, aber der Gedanke, von einem Leprafranken begleitet zu werden, wie hoch auch immer sein Titel sein mochte, war unerfreulich. Der Mann hielt seinen rechten Arm und die Hand sorgfältig unter seiner Schamma verborgen. Keinerlei Anzeichen seiner Krankheit waren sichtbar, ich war aber entschlossen, einen tunlichst großen Zwischenraum zwischen mir und ihm aufrechtzuerhalten. Mein Gesicht und meine Hände waren von Insekten zerstoßen und von Dornen zerkratzt. Ich sah durchaus nicht



Cunama-Mädchen mit Nasenschmuck



Bilen-Mädchen in Cheren



Mädchen beim Wasserholen am Setit-Fluß, Erythräa

ein, daß eine Ansteckung durch unmittelbare Berührung unbedingt notwendig war.

Inzwischen waren die Kamele herangekommen. Dem Leprakranken wurde eine Kiste als Sitzplatz angeboten, die man in einer gewissen Entfernung von meinem Stuhl hingesezt hatte. Acht Leute mit Gewehren standen hinter ihm, und neben ihm befand sich ein Boy mit einem kleinen um den Hals gehängten Signalhorn. Mangustu schob seinen Schleier zurück und enthüllte ein hübsches Gesicht mit olivenfarbener Haut, mit schwarzem Bart und melancholischen Augen. Ich ließ ihm durch Efendi sagen: „Ihr Besuch ehrt mich sehr, desgleichen Ihr Angebot, mich zu begleiten. Ich weiß, daß jeder Distrikt seine Zollbeamten hat, aber ich bin ein Gast Ihres Landes und nicht den Zollvorschriften unterworfen. Ich habe einen Paß und Briefe, die von Ihren höchsten Beamten in Addis Abeba ausgestellt sind. Ich brauche keine Begleitung. Meine Marschroute ist sorgfältig festgelegt. In diesem Distrikt gibt es keine Räubergefahr. Ich ziehe daher vor, mit meiner Karawane allein zu reisen. Mein Dolmetscher wird Ihnen jetzt meine Briefe überlegen.“

Es folgte eine halbe Stunde lebhafter Unterhaltung zwischen ihm und Efendi. Darauf wandte sich der letztere an mich mit den Worten: „Mangustu besteht darauf, Sie zu begleiten. Er sagt, es handelt sich darum, Sie vor Unbill zu beschützen, er will nicht weggehen.“

„Sagen Sie ihm, daß ich nicht in Gefahr bin, und daß ich eine bewaffnete Wache bei mir hätte. Sagen Sie ihm ferner, daß ich versuchen will, allein durchzukommen, und daß ich seine Begleitung nicht wünsche.“

Efendi gab diese Erklärungen mit vielen Worten und

wahrscheinlich mit vielen eigenen Hinzufügungen weiter. Über Mangustu blieb fest.

„Er will nicht weggehen“, sagte Efendi zu mir mit tiefster Überzeugung.

Bei der lebhaften Unterhaltung hatte Mangustu seine erkrankte Hand nicht immer unter der Schamma gehalten. Mein Blick fiel von ihr auf sein entschlossenes Gesicht, und ich empfand die Neigung, an die abessinisch-erythraische Grenze zurückzukehren. Aber sicherlich ließ sich noch ein Weg finden, mit diesem Problem fertig zu werden. Ich fragte Efendi, ob es möglich sein würde, den Mann mit Hilfe eines Geldgeschenktes loszuwerden. „Nein“, erwiderte er, „Mangustu handelt auf Befehl seines Vorgesetzten. Er wird keine Bestechungsgelder annehmen.“

Es blieb also anscheinend nichts anderes übrig, als die Begleitung des Leprakranken für die Dauer der dreitägigen Reise durch sein Gebiet anzunehmen.

In der ersten Nacht schlugen Mangustu und seine Soldaten ihr Lager auf den Sandbänken des Flusses auf. Das meinige lag zehn Fuß höher. Als wir am nächsten Morgen weitermarschierten, setzte sich der entschlossene Begleiter an die Spitze der Karawane.

Während ich den Spuren des unerwünschten Mannes folgte, wurde ich mir klar darüber, daß etwas geschehen müsse, um die Zeit seiner Anwesenheit abzukürzen. Wir kamen am Nachmittag bei unserem nächsten Lagerplatz an. Ich beratschlagte mit meinen Karawanenführern und ordnete an, daß wir nach einer mehrstündigen Ruhe und dem Abendessen weitermarschieren und beim nächsten, etwa sechs Stunden entfernten Wasserloch unser Lager aufschlagen würden.

Reisen im Mondlicht mußte nicht nur sicherer, sondern zugleich sehr angenehm sein. Aber als ich diesen Plan faßte, hatte ich nicht mit meiner Eskorte gerechnet. Als er meine Vorbereitungen für den Aufbruch sah, erhob er nicht nur Einwendungen, sondern verriet zuletzt auch den wirklichen Grund für seine Anwesenheit. „Ich kann nicht erlauben, daß Sie heute abend die Weiterreise antreten“, sagte er, „ebensowenig morgen, und vielleicht nicht einmal in den nächsten Tagen. Ich habe mich mit Lidj Derwew in Verbindung gesetzt, um zu erfahren, ob ich Sie überhaupt weiterziehen lassen darf. Ich weiß nicht, wann seine Antwort eintreffen wird. Es kann vielleicht länger dauern, da in diesen Tagen die ‚Fantasia‘ zur Feier der Christianisierung stattfindet.“

Ich war verhaftet. Nochmals machte ich den Versuch, meine Dokumente wirken zu lassen. Ich fügte noch eine Photographie hinzu, die Belatan-Geta Herouy mit seiner Namensunterschrift versehen hatte, aber alles ohne Erfolg. Ich mochte einen vom Negus genehmigten Paß vorzeigen, Briefe des Gouverneurs der wichtigsten Provinz Ethiopiens und auf freundlichem Fuße stehen mit dem Leiter der auswärtigen Politik des Reiches — Mangustu handelte auf Grund von Befehlen eines Ras, der in unserer Nähe residierte, eines Teilfürsten, für den eine in Addis Abeba erteilte Erlaubnis nicht eben viel bedeutete. Ich erkannte an dieser Haltung, daß die Zeiten Meneliks, dessen eiserne Hand sich in allen Gebieten des Reiches durchgesetzt hatte, tatsächlich vorbei waren.

Ich zog mich zurück und überlegte andere Pläne, und zwar ziemlich verzweifelte. Er hatte schließlich nur acht bewaffnete Männer bei sich und ich deren sechs. Außerdem besaß ich

Gewehr, Schrotflinte und Revolver. Aber meine Leute hatten nicht das Recht zu schießen, es sei denn, daß wir von Räubern oder anderen Menschen angegriffen wurden. Ich war aber nicht angegriffen, sondern nur begleitet und festgehalten worden. Dazu verdankte ich meine Schutzwache der Höflichkeit der italienischen Kolonialoffiziere, und eine Schießerei mußte unfehlbar ernste Folgen nach sich ziehen. Was ich auch unternehmen würde, es durften nicht andere darin verwickelt werden, sondern nur ich selbst, der ich ja bereit war, alle Konsequenzen zu ziehen.

Warum sollte man meinen Aufseher nicht fesseln und ihn als Gefangenen mit zum Desjasmatsch nehmen, der meine Dokumente vielleicht höher einschätzte? Dazu hätte man allerdings erst die Soldaten des Leptrafranken bestechen müssen. Ich unterbreitete Efendi den Plan. Er setzte mir sofort auseinander, wie unsinnig und zwecklos der Versuch eines Gewaltaktes sein würde. Ob ich nicht das kleine Horn gesehen habe, das Mangustus Boy um den Hals hängen hatte? Auf den ersten Klang dieses Horns würden bewaffnete Männer — Hunderte von bewaffneten Männern — aus allen im Busch versteckt liegenden Dörfern herbeistürzen, um ihrem Führer zu Hilfe zu kommen.

Ich war zwar skeptisch hinsichtlich der Existenz von Hunderten von Männern innerhalb der Hörweite eines Hornsignals, gab aber das Planemachen für diese Nacht auf. Der nächste Morgen brachte neue Palaver. Efendi hatte bereits einen förmlichen Fußweg zwischen meinem Zelt und dem des Mangustu ausgetreten, das hundert Meter entfernt lag, soviel Botschaften von mir hatte er hinübergetragen und ebensoviel Antworten zurückgebracht. Schließlich war meine Geduld zu Ende, ich folgte Efendi, ergriff den Leptra-

franken bei der Schulter und nahm dem Boy das Horn weg, um damit anzudeuten, daß mir jetzt alles einerlei sei. Die Wirkung war nicht die von mir gewünschte. Mangustu riß das Horn wieder an sich und blies einmal kurz darauf. Innerhalb einer halben Stunde war mein Lager von einer Anzahl von Männern umzingelt, alle mit dem Gewehr in der Hand.

Dieser Anblick überzeugte mich, daß ich so lange ein Gefangener war, bis es Mangustu gefallen würde, mich freizulassen. Es machte den Eindruck einer gewollten Beleidigung, daß ich verpflichtet war, meinen Gefängnisaufseher, seine Leute und seine Tiere während der Zeit meiner Gefangenschaft zu ernähren; denn drei Tage lang lehnte er es ab, sein Elefantengraslager zu verlassen. Obwohl ich den Glauben verloren hatte, ihn durch Überredung zu beeinflussen, fuhr ich dennoch fort, ihm Mitteilungen durch Efendi zu schicken, und anscheinend hatten sie schließlich doch etwas Erfolg. Soweit ich feststellen konnte, kam von Lidj Derwew keine Antwort, aber am Morgen des vierten Tages ließ Mangustu mir sagen, ich könne die Packtiere beladen und meinen Weg fortsetzen, allerdings nicht ohne seine Begleitung.

Zwei Tage lang noch marschierte der Leprafranke an der Spitze meiner Karawane. Als er am letzten Tage bei mir erschien, um sich zu verabschieden, setzte er mich in Erstaunen, indem er sich auf den Boden warf und meine Stiefel küßte. Offenbar bat er um Verzeihung, die ich allerdings nicht gerade geneigt war ihm zu gewähren.

Mangustu war der aufregendste von den Zollbeamten, mit denen wir in Berührung kamen, aber keineswegs der letzte. Einer von ihnen warnte alle Reisenden durch ein Stück

Papier, das an einem Baum befestigt war. Efendi über-  
sahte das amharische Skriptum wie folgt:

„Jeder freie Mann, der hier vorbeikommt, hat anzu-  
halten und folgende Mitteilung zu lesen: Achtung!“

Das Lesen der Vorschrift schien das einzige zu sein, was man verlangte; denn bei persönlicher Berührung erwies sich der Beamte als ein friedlicher Mann, der durchaus keine Schwierigkeiten machte. Einige andere, die wir später trafen, waren von gleicher Art, so daß ich schließlich dahin kam, ihnen mit einem gewissen Humor zu begegnen. Einmal hatte ich Efendi nach dem Ausweis eines dieser Beamten gefragt: Natürlich hatte er keinen, mit Ausnahme seines Signalhorns, was mir dann allerdings auch völlig genügte.

Es tat wohl, wieder frei zu sein und sich den einsamen Weg nach Gondar entlangzuarbeiten. Ganze Tage gingen hin, ohne daß man eine Spur menschlichen Lebens sah, mit Ausnahme der eigenen Karawane. Die spärlichen Dörfer dieser Gegend lagen weit von unserem Weg entfernt und waren im Gras und Busch versteckt. Es gibt zu allen Jahreszeiten nicht viel Reisende in diesem Landesabschnitt, und infolge des religiösen Festes waren es zur Zeit noch weniger als sonst. Während der drei Wochen meines Marsches zwischen Om Aggar und Gondar bin ich nur drei Karawanen begegnet. In jedem Fall stoppten Efendi und unsere Mannschaft, um sich mit den Reisenden zu unterhalten und von ihnen Neues von Gondar und anderen Ortschaften zu erfahren. Ich hoffte auf Nachrichten über die Expedition Dr. Prüfers, denn ich hatte von ihm seit meiner Abreise aus Addis Abeba nichts gehört. Ich fragte, ob man

etwas von einer großen Karawane mit zwei Ausländern und ihren Frauen bemerkt habe. Niemand hatte etwas gesehen. Meine persönliche Besorgnis wurde vergrößert durch den Gedanken, daß auch der Gouverneur von Ervthraa beunruhigt war und mich gebeten hatte, ihm sofort Nachricht zukommen zu lassen, wenn ich etwas in Erfahrung bringen würde.

Eine Karawane, die wir unterwegs antrafen, setzte sich aus hundert Maultieren zusammen, deren Last aus getrockneten Häuten, die in Massaua nach Europa verfrachtet werden sollten, bestand. Die nur von wenigen Treibern begleiteten Packtiere zogen einigermaßen ungeordnet einher, und da die Ränder der trockenen Häute hart und scharf wie Messer sind, mußten wir, solange sie in der Nähe waren, sorgfältig aufpassen, um nicht mit ihnen zusammenzustoßen.

Eine weitere Gefahr für Kleider und ungeschützte Körperteile bildete das dichte Dornestrüpp. Einer der Boys ging voran und bog das Strauchwerk, so weit er konnte, zur Seite, damit ich hindurchreiten konnte. Aber trotz der glühenden Hitze zog ich vor, meine Lederjacke zu tragen, weil die Dornen sogar festes Hemdentuch zerfetzten. Meine Mannschaft wußte nicht recht, ob sie mehr den Körper oder die Bekleidungsstücke schützen sollte. Manchmal zogen sie ihre Schammas dicht an sich, dann wieder legten sie sie ab und falteten sie auf dem Kopf wie riesige Turbane zusammen.

Aus dieser Gegend des dornigen Gestrüpps, das untermischt war mit lieblich blühenden Sträuchern, gelangten wir in fruchtbares Ackerland. Meilenweit erstreckten sich Durra- und Baumwollfelder. Die letzten waren fast alle der Vernichtung preisgegeben, mit Ausnahme von kleinen umhögten Teilen, die für die Bedürfnisse der Dorfbewohner, deren

Tufuls entweder in oder neben den Feldern lagen, bestimmt waren. Das Verderben der wertvollen Ernte ist nicht immer abessinischer Trägheit zuzuschreiben, sondern vielmehr die Folge der mangelhaften Transportmöglichkeiten. Ich sah einige Sklaven bei der Arbeit. Es waren Schankalis, wie man an ihrer schwarzen Haut und ihren flachen Nasen erkennen konnte. Drei von ihnen, zwei Männer und eine Frau, erzählten mir, daß sie ehemals Sklaven gewesen wären, aber jetzt durch ihre Herren die Freiheit erhalten hätten. Sie waren mir aufgefallen, weil sie einen Hund bei sich hatten, den einzigen, den ich in wochenlanger Zeit gesehen habe.

Unser nach Süden gerichteter Marsch brachte uns an den Casa-See und an den Fluß gleichen Namens, der die Grenze der Provinz Wolkait bildet. In dieser fruchtbaren Gegend brauchen die Bauern keinen Pflug. Sie säen ihre Baumwollsaat, Durra und Dagusa um die Mitte des Monats Juni, wenn die dreimonatige Regenzeit beginnt. Dann ziehen sie sich in höher gelegene Gegenden zurück und bleiben dort, bis die Felder, die man inzwischen sich selbst überlassen hat, erntereif geworden sind.

Um im Casa-See fischen zu können, hatte ich nicht nötig, in mein Gepäck zu tauchen, um Angelzeug zu suchen. In dieser Gegend gibt es zwei Methoden des Fischfanges. Nach der ersten streut man gepulverte Samenschalen des Bira-Bira-Baumes aufs Wasser; das Pulver vergiftet die Fische nicht, betäubt sie aber, so daß sie, den Bauch nach oben, an die Oberfläche treiben. Die andere Methode besteht darin, den Abfluß des Sees zu verstopfen und diesen im ganzen mit Netzen abzufischen. Als ich zu Efendi sagte, daß weder die eine noch die andere Form sportgerecht sei, erwiderte er:

„Wir fischen in der gleichen Art, wie es zu Jesu Zeiten geschah. Sie erinnern sich, daß er zu Simon, genannt Petrus, und zu Andreas, seinem Bruder, sagte, sie möchten ihre Netze in den See von Galiläa werfen.“

In dem Lande des Überflusses, durch das nunmehr unser Weg führte, erhielten die Mahlzeiten ein erhöhtes Interesse. Linsen und Bouillonkapseln traten weniger häufig in Erscheinung, die Eingeborenen aus den versteckt liegenden Dörfern brachten Lebensmittel zu unserem Lager und waren glücklich, eine Flasche Mastixbranntwein als Gegenwert zu erhalten. Scheibenhonig wurde in Mengen herangebracht, ebenso Honigbrot und Tetsch. An Eiern gab es Überfluß, und gegen Ende der Reise hingen niemals weniger als ein halbes Duzend Hühner von irgendeiner Kamelslast herunter. Eingerechnet die Perlhühner, Antilopen und Gazellen, die wir unterwegs erlegten, waren wir mit Nahrungsmitteln reichlich versehen. Die Mannschaft aß ihr Fleisch roh, eine abessinische Sitte, auf die das häufige Vorkommen von Bandwürmern zurückzuführen ist.

Eines Abends kam Esendi in mein Zelt und teilte mir mit: „Es ist ein Mann hier mit einem ‚Swien‘.“ Das Gequieke eines Schweins verließ der Mitteilung die nötige Klarheit. Das kleine Wildschwein war von einem Bauern gefangen worden, der dafür fünf Mariatheresientaler verlangte. Weder er noch einer von meinen Leuten wollte das Tier essen, denn die abessinischen Christen halten fest an dem mosaischen Gesetz, das den Genuß von Schweinefleisch verbietet, ein Gebot, das ja auch für die Mohammedaner gilt. Ich kaufte das Schwein in der Absicht, es lebend mit nach Gondar zu nehmen, um es dort einem Europäer, der auf Schweinefleisch Appetit hatte, zu schenken. Aber bei diesem

Plan hatte ich meine Rechnung ohne das Kamel gemacht, das bestimmt wurde, das quiekende kleine Tier zu transportieren. Es rannte wie wild davon und schleuderte das Schwein gegen einen Baum. Es gab also keinen anderen Weg, das letztere zum Schweigen zu bringen, als es zu töten. Trotz des köstlichen Geschmacks hatte ich an diesem Abend wenig Freude an meinem Essen.

Die Löwen- und Büffelspuren, die wir eines Tages entdeckten, erregten keineswegs das sportliche Interesse meiner Mannschaft. Obwohl die Leute bewaffnet waren, schienen sie doch Furcht zu haben. In der gleichen Nacht sagte Abum: „Ich werde bei dir schlafen.“ Aber er unterließ die Erklärung, ob diese angebotene Gesellschaft als Schutz für mich oder für ihn gedacht war. Ich habe den Vorschlag, wie ich wohl sagen darf, nachdrücklich abgelehnt.

Es fehlte auch nicht an allerhand Aufregung und Spektakel innerhalb meiner Mannschaft. Eines Morgens präsentierte Efendi mir folgende schriftliche Mitteilung:

„Ich bedaure, Ihnen berichten zu müssen, daß zwei von Ihren Kognakflaschen ohne Erlaubnis von unserer Mannschaft ausgetrunken worden sind. Dies zu Ihrer Kenntnis.“

Ich habe der Sache natürlich keine Beachtung geschenkt. Sowohl die erhaltene Mitteilung als auch den Diebstahl, wenn er wirklich vorgekommen war, nahm ich als Beweis für die angegriffenen Nerven, unter denen wir in diesen Tagen alle zu leiden hatten. Am Tage vorher hatte einer der Boys ein Gewehr auf meine Porzellانتasse fallen lassen, die ich bis dahin sorgfältig gehütet hatte, weil sie den einzigen sybaritischen Artikel meiner Ausrüstung darstellte. Die anderen hatten die Scherben fassungslos aufgesammelt, als

ob sie meinerseits eine Explosion erwarteten, die die Welt in Trümmer legen würde. Daß ich den Vorfall aber als nebensächlich behandelte, trug mir ihre besondere Liebe ein.

Die zweite Hälfte unserer Reise war weit vergnüglicher als der Anfang. Wir waren aus der heißen Landschaft in größere Höhenlagen emporgestiegen. Die Flüsse, an denen wir lagerten, führten mehr Wasser. Obwohl Esendi diese Stätten „Stationen“ nannte, gab es kaum irgendein Anzeichen, daß andere Menschen dort vor uns gewesen waren. Wir hatten meist erst das Unterholz wegzuräumen. Mit Bedauern sah ich manchmal, daß auch Bäume niedergelegt werden mußten, um Platz für unser Lager zu gewinnen. In diesem hohen felsigen Gebiet durchquerten wir große Strecken mit blühenden Bäumen. Rosarote Kirsch- und Pfirsichblüten erhoben sich über einen durch Feuer geschwärzten Erdboden oder über das Gelb des Elefantengrases. Jeder Lusthauch trug uns den schweren Duft der Enselablüten zu, der einem Eingeborenengetränk sein Gepräge gibt. Gerade vor uns erhob sich eine Bergkette mit reichen Formen, flach wie ein Tisch, zuckerhutförmig und mit zackigen Spitzen, die sich wie Kathedralen vom Himmel abhoben.

Jenseits des Lagerplatzes bei Bir kamen wir in ein so hochgelegenes Gebiet, daß die Vegetation sich auf Kaktus und Bambus beschränkte. Hier befand ich mich in der Nähe des Omba-Zagol, eines Berges von 2600 Meter Höhe in der Tsegode-Woggera-Kette. Es wurde plötzlich so kalt, daß ich das Gepäck herunternehmen und alle irgendwie vorhandenen wollenen Kleidungsstücke heraussuchen lassen mußte. Es machte den Eindruck, als ob wir uns unseren eigenen Weg bahnten, tatsächlich war er jedoch durch schwarze Steine, die immer etwa hundert Meter voneinander gesetzt

waren, markiert. Sie waren im Laufe der langen Zeit, seit die Araber und Ägypter zuerst hierhergekommen waren, stark verwittert und überwachsen, hatten aber immer dazu gedient, einen Weg zu kennzeichnen, der irgendwie zum Wasser hinführte. Oft waren diese Steine vom Gesträuch versteckt, indessen, selbst wenn man sie fand, konnte man sich auf ihre Führung nicht ganz verlassen, denn die Wasserläufe hatten vielfach im Laufe der Zeit eine ganz andere Richtung eingeschlagen. Soweit wie möglich bedienten wir uns menschlicher Wegweiser, aber auch trotz ihrer Hilfe verloren wir manchmal den Pfad.

Der Angareb-Distrikt ist aus zwei Gründen sehr bemerkenswert. Der dortige Zollbeamte war sehr freundlich, und ich konnte ein Dorf besuchen, während Efendi und einige unserer Leute die Gelegenheit benutzten, das Wasser einer in der Nähe gelegenen heißen Quelle zu gebrauchen. Das Dorf bestand aus annähernd vierzig Tufuls und beherbergte zweihundert Menschen, von denen einige Sklaven waren. Die Frau in der größten Hütte schlug meinen Wunsch ab, sie photographieren zu dürfen, aber der Grund ihrer Ablehnung war mehr eine Sophisterei als eine Unhöflichkeit. Sie war, wie sie sagte, in Asmara bereits photographiert worden; offenbar war sie eine Aristokratin. Wenn ich ihr in Asmara oder in Addis Abeba begegnet wäre, würde ich sie im Sattel eines Maultieres und nicht ohne Gefolge gesehen haben.

Unser nächster Aufenthalt wurde durch einen Bauern veranlaßt. Er bestand darauf, daß wir kein Recht hätten, durch sein Baumwollfeld zu reiten, ein Weg, der uns von einem seiner Dorfgenossen gewiesen war, und verlieh seinem Widerstand Nachdruck, indem er eine kleine Armee von Nachbarn,

von denen manche Gewehre in den Händen trugen, zu seiner Unterstützung herbeirief. Ich war bereit nachzugeben und bedauerte unseren Durchmarsch, aber unser ortskundiger Führer zeigte mir die Linie von schwarzen Steinen und bewies damit seine Behauptung, daß der Bauer seine Baumwolle über den Weg hinaus angefüllt habe. Gegen dieses Argument war natürlich nichts einzuwenden, und die Menge zerstreute sich. Wir schlugen unser Nachtlager unter dem einzigen Baum auf, den es meilenweit gab, und setzten unsere Reise am nächsten Morgen durch die Baumwollfelder unbehindert fort.

Von hier an zog sich unser Weg durch ein unangenehmes Land hin, in dem die Berge mit Felsblöcken und Dornestrüpp bedeckt waren. Doch wurde ich erfreut durch die Ankunft von zwei Askaris, die mir einen Brief von Signor Frangipani, dem italienischen Konsul in Gondar, überbrachten. Er war durch ein Telegramm des Gouverneurs von Ernythraa über meine Ankunft unterrichtet und hatte die beiden Soldaten als Führer für den Rest meiner Reise geschickt. Er hatte ihnen auch einen Paß mitgegeben, den ich der Polizei des Ras Gugsa in Ketsch Bajena zeigen sollte. Dieser schriftliche Willkommengruß und das Angebot seiner Hilfe bedeutete viel für mich, obwohl ich durch Benutzung eines Nichtweges Ras Gugsas Gebiet vermeiden konnte.

Noch drei Tage von Gondar entfernt, kamen wir in ein Gebiet, das in sich die Schönheiten aller Hochgebirgslandschaften der Welt vereinte. In der Ferne erblickten wir hohe Berge, und unser Marsch führte über Hügel und durch paradiesische Täler. Hier gab es von Farnkraut eingefasste Bäche und dicht bewaldete Cañons. Vögel mit leuchtendem Gefieder sangen in den Bäumen und schwarzweißgefärbte

Colobusaffen schlangen sich von Zweig zu Zweig. Nach den Reisetagen zwischen Dornen und Felsen ergriff mich der Anblick und die Berührung mit der frischen grünen Natur aufs tiefste.

Die Luft war angefüllt mit dem Duft der Blumen, die die grünen Abhänge mit ihren bunten Farben durchsetzten. Ich sah Oleander und Lavendel, Hortensien, riesige Butterblumen und eine Blume, die ausah wie Edelweiß, aber noch größer und schöner war. Eine purpurfarbene Blume, die ich nicht kannte, nannte Efendi Bienenblume. Er zeigte mir eine Blume, die er „Agam“ nannte, und von der er behauptete, daß man sie essen könne. Ich fand, daß sie nach Beilchen schmeckte. Es gab ferner Zitronen-, Apfelsinen- und Olivenbäume, auch Granatäpfel, Birnen und Trauben. Nichts fehlte in diesem paradiesischen Lande.

Efendis Stolz auf dieses tropische Land des Überflusses war schön anzusehen, aber er war nicht nur stolz, sondern auch glücklich, denn er näherte sich seiner Vaterstadt. Er hatte sie seit zwölf Jahren nicht gesehen und hoffte, seine Mutter, seine Brüder und viele Verwandte anzutreffen. In seinem Enthusiasmus wurde er lyrisch und sogar biblisch und auch ein wenig ungenau: „Mein Land ist wie ein zweites Palästina, die Berge sind wie der Libanon.“

Jetzt fehlten auch Wanderer auf der Landstraße nicht mehr. Weißgekleidete Dorfbewohner waren von allen Seiten auf dem Wege nach Gondar, um das jährliche Lauffest zu feiern. Alle schritten sie dahin mit einem anmaßenden Gesichtsausdruck und ohne irgendein Interesse für Fremde, ein Zug, der so charakteristisch für Abessinier ist. Meistens gingen sie in kleinen Gruppen von Männern, Frauen und Kindern, gelegentlich aber sah ich auch die einzelne Gestalt einer

Ronne mit einem faltigen und gelblichen Gesicht unter ihrer weißen Kappe.

Unser letztes Lager vor Gondar war in der Nähe einer Gruppe von Tukul's aufgeschlagen worden. Ein alter blinder Mann, den Efendi herzlich begrüßte, wurde aus einer der Hütten zu uns geführt. „Er ist ein heiliger Mann und kennt meine Mutter“, sagte Efendi, „soll er Ihnen etwas vorsingen?“ Der Greis verfügte über einen infolge seines Alters etwas brüchigen Bariton, der früher sicherlich schön gewesen war. Sein Gesang hatte herzbrechende Töne, die mich an den hebräischen Kol Nidre erinnerten. Ich erfuhr erst später, daß der Mann zum Stamm der Falascha gehörte.

Am nächsten Morgen ritt ich weiter, und zwar ging es ziemlich flott vorwärts, weil ich ein frisches Maultier benutzen konnte, daß der umsichtige Konsul mir geschickt hatte. Am Nachmittag genoß ich den ersten Anblick der noch ziemlich weit entfernten alten Hauptstadt. Auf den Spitzen der Bergkette vor mir erhoben sich die Ruinen des alten Gondar und die Tukul's und kleinen Hütten der neuen Stadt mit den dazwischenliegenden freundlichen Baumgruppen.

## Gondar

Die alte Hauptstadt und ihre Geschichte — Das italienische Konsulat — Fitaurari Demer — Ruinen alten Glanzes — Die moderne Stadt — Alte und neue Kirchen — Die Handwerker von Gondar — Markt

**M**it meiner Ankunft in Gondar befand ich mich im innersten Herzen des wirklichen Abessinien. Addis Abeba ist neu geschaffen, kaum ein Dritteljahrhundert alt

und mehr eine äthiopische als eine abessinische Hauptstadt. Aber das schmutzige, auf einer dreispizigen Bergkette von fast zweitausendeinhundert Meter Meereshöhe gelegene Gondar wurde bereits in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts Kaiserstadt. Eine Reihe von achtzehn Königen, die mit Sarta Dendas um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts begann und zweihundert Jahre später mit Tekla Giyorias abschloß, ist bekannt als das Haus von Gondar. Aber die Stadt, die nach dieser Dynastie genannt wurde, war erst nur ein Dorf und das Hauptquartier für Teilfürsten, bis König Fasil zu Anfang des siebzehnten Jahrhunderts auf den Thron kam und den Ort zu seiner Residenz machte.

Das diesem Ereignis vorangehende Jahrhundert war eine Zeit großer Geschehnisse und Veränderungen in der abessinischen Geschichte gewesen. Es hatte einen viele Jahre dauernden mohammedanischen Einfall und Verheerungen gegeben, die dank der von Portugal gewährten Hilfe mit einem Sieg des christlichen Reiches geendet hatten. Aber kaum war Abessinien von den Mohammedanern frei, so wurde seine Unabhängigkeit durch die friedliche Durchdringung ihrer Verteidiger bedroht. Die portugiesischen Soldaten, die den Krieg überlebt hatten, ließen sich auf dem ihnen verliehenen Landbesitz nieder. Ihnen folgten jesuitische Missionare, die in größeren Orten Bekehrungen vornahmen und durch Intrigen zu weltlicher und religiöser Macht zu gelangen suchten.

König Fasil machte dieser Gefahr, die seinem Königtum und der Staatskirche drohte, ein Ende, indem er die Portugiesen des Landes verwies. Und durch einen der Wechselfälle der Geschichte, die aus dem Feind von gestern den Verbündeten von heute machen, gelang es ihm, mit den Mo-



Cunamas kommen im Lauffschrift zum Tanz



Schloß König Fasils in Gondar



Prozession um die Kirche in Gondar

hammedanern, die die Küste beherrschten, ein Abkommen zu treffen, durch das den Portugiesen der Weg durch ihr Land nach Abessinien verschlossen wurde. Das Reich blühte unter Fasil, im Laufe seiner fünfunddreißigjährigen Regierung wurde seine Residenz zu einer großen äthiopischen Stadt.

Gondars große Zeit ist seit langem vorüber. Bürgerkriege, feindliche Einfälle und Raubzüge haben die Stadt in einen Haufen von mächtigen Ruinen verwandelt. Neben ihnen steht heute eine Ansammlung von kleinen Hütten, die in streng geteilte mohammedanische, christliche und Falascha-Quartiere zerfällt. Die Einwohnerzahl von 50 000 zu Fasils Zeiten ist auf kaum mehr als ein Zehntel zusammengeschrumpft, und doch ist Gondar noch heute der gewerbliche und religiöse Mittelpunkt Äthiopiens.

Als ich mit meiner Karawane von ferne die Stadt erblickte, nach der wir seit drei Wochen unterwegs waren, marschierte ich nicht gleich bis an ihr Weichbild und schlug dort mein Zelt auf, wie es der Reisende, der nicht von Freunden erwartet wird, zu tun hat, da Gondar, wie die meisten äthiopischen Städte, kein Hotel besitzt. Konsul Frangipani hatte mich in seinem Begrüßungsschreiben eingeladen, auf dem italienischen Konsulat sein Gast für die Dauer meines dortigen Aufenthalts zu sein, und bewies die Aufrichtigkeit und Herzlichkeit seiner Aufforderung, indem er mir auf Entfernung eines zweistündigen Rittes entgegenkam. Ich glaube, er war ebenso glücklich, mich zu sehen, wie ich es war, als ich seine schneidige Figur auf dem weißen Araber erblickte.

Europäer sind dortzulande seltene Besucher. Auf der ganzen Strecke zwischen Ernythraa und Addis Abeba gibt es nur vier von ihnen.

Konsul Frangipani ist während seines zwölfjährigen Aufenthalts in Erythräa und Abessinien für die Eingeborenen eine Art Autorität geworden — eine Autorität, die aus Sympathie erwächst. Er war Nachrichtenoffizier für Italien und hatte Askaris und eingeborene Angestellte in verschiedenen Theilen seines Distrikts zur Verfügung, die ihn über alle Ereignisse auf dem laufenden hielten. Er besaß das Vertrauen der Landesfürsten in so hohem und wohlverdientem Maße, daß er deren Steuererträge verwaltete. Früher lebte er in Gondar selbst, aber vor zwei Jahren wurde dem Konsulat ein auf einem Hügel gelegenes Gelände überlassen, und jetzt stand dort oben ein kleines Dorf. Außer den sechzig Tufuls, in denen die Wache des Obersten, seine Angestellten und Diener wohnten, waren noch zwei Häuser vorhanden: das eine war die Wohnung des Konsuls, das andere die des Arztes, der allerdings zur Zeit abberufen war. Falaschas, die im Handwerk erfahren sind, haben diese beiden Gebäude unter des Obersten Leitung und mit seiner Hilfe aufgeführt. Sie machen daher einen schönen Eindruck und sind behaglich eingerichtet. Als besonderer Luxus sogar können eine zementene Badewanne und gewisse sanitäre Anlagen gelten, die man an so abgelegenen Plätzen selten findet.

Ich wurde in einem der Tufuls untergebracht. Der Konsul selbst wohnte zur Zeit in einer gleichen Behausung, da er seine Wohnung zum Empfang der unerklärlicherweise so lange ausbleibenden Diplomaten und ihrer Gattinnen hergerichtet hatte.

Eine der Vorbereitungen für deren Empfang hatte darin bestanden, daß er sich aus Italien ein Kochbuch hatte schicken lassen, dem wir wunderbare Mahlzeiten mit herrlich duftenden Soßen verdankten.

„Wie bringen Sie das nur fertig mit einem abessinischen Koch?“ fragte ich ihn.

„Ganz einfach“, sagte er, „ich lese die Rezepte meinem Dolmetscher vor, der sie für den Koch ins Amharische übersetzt.“

Efendi muß ein wenig Besorgnis empfunden haben, daß ich meine Zeit auf den friedlichen Gefilden europäischer Geselligkeit und Bequemlichkeit vertrödeln und darüber die äthiopischen Dinge vergessen würde. Schon am ersten Abend nach unserer Ankunft händigte mir Adum eines jener Schreiben ein, die sich bereits bei uns eingebürgert hatten. Es lautete folgendermaßen:

„Sehr wichtig!

#### Zur Erinnerung!

Sie brauchen einen oder zwei Tage, um die berühmte abessinische alte Hauptstadt Gondar kennenzulernen und um die nötigen photographischen Aufnahmen zu machen. Zum Beispiel solche von den Türmen, dem Palast König Fasils und denjenigen verschiedener seiner Nachfolger, Denkmäler, Kirchen, von Juwelieren, Goldschmieden, Webern, Lohgerbern und kirchlichen Prozessionen am Sonntag. Ich denke auch, daß es noch eine Reihe anderer Sehenswürdigkeiten in dieser Stadt gibt, die Sie sehr interessieren werden.

Zu Ihrer Information, oder wofür Sie es sonst nehmen wollen.

Ich habe die Ehre zu sein, Sir,

Ihr höchst demütiger und gehorsamer Diener

Workeñah Efendi Desta,

Ihr Dolmetscher.“

Er hatte sich unnötigerweise aufgereggt. Es gab reichlich Gelegenheit, die Stadt zu besichtigen, sowohl während meines geplanten Aufenthaltes als auch während der Zeit meiner Freiheitsberaubung. Doch war mir noch kein Anzeichen von einer unfreiwilligen Verlängerung meines Besuches bekanntgeworden, als ich am Morgen nach meiner Ankunft in Begleitung des Herrn Baur, eines Missionars aus Jenda, den ich später noch öfter sehen sollte, und einer mir vom Konsul aus Höflichkeit und aus Prestigegründen beigegebenen Eskorte von vier Mann nach Gondar aufbrach.

Wir gelangten nach einem halbstündigen Ritt vom italienischen Hügel ins Tal hinab, durchquerten den Fluß und waren im Begriff, den jenseitigen Abhang nach der Stadt hinaufzureiten, als wir mitten auf dem Wege durch ein Ereignis zum Halten veranlaßt wurden. Im Tal zwischen den beiden Abhängen stießen wir auf eine Kavalkade, die der unsrigen glich. Der Führer derselben war offensichtlich ein Mann von Bedeutung, wie man an seiner würdevollen und malerischen Erscheinung erkennen konnte. Sein Gewehr ragte aus einem Schulterausschnitt seines schwarzen Capes hervor, und die Spitze desselben befand sich in gleicher Höhe mit seinem schwarzen Hute. Wir zogen die Zügel an, und Efendi gab die nötigen gegenseitigen Erklärungen.

Zu mir sagte er: „Das ist der Fitaurari Yemer, der Vertreter Ras Gugfas, dem das Gondar-Territorium untersteht. Er hat von Ihrer Ankunft gehört und war auf dem Wege nach dem italienischen Konsulat, um Sie zu begrüßen.“

Wir reichten uns vom Sattel aus die Hände. Niemand in so erhabener Stellung wie der Fitaurari würde abgestiegen sein. Ich richtete die üblichen Fragen an ihn, zum Beispiel

wie er die letzte Nacht geschlafen habe, und drückte ihm meine Freude aus, in seinem Lande weilen zu können. Er antwortete mit höflichen abessinischen Redewendungen.

Als ich nach Gondar hinaufritt, geschah das in dem Glauben, daß die zufällige Begegnung dem Fitaurari sowohl als auch mir Gelegenheit gegeben habe, uns aller feierlichen Verpflichtungen zu entledigen. Es war mir ein angenehmes Gefühl, daß ich diese Formalitäten hinter mir hatte und nunmehr in der Lage war, mich frei der Besichtigung der Stadt widmen zu können.

Wir sahen wenig Menschen auf dem Wege, der den kahlen Hügel hinauf führte. Gondar hat nur an Markttagen Anziehungskraft für die Bewohner der umliegenden Gebiete. Die Stadt selbst erscheint einem fast von Menschen verlassen, wenn man sie zuerst betritt. Die engen, mit Kopfsteinen gepflasterten Gassen sind moosbewachsen. Hohe Mauern schützen das in den Hütten und wenigen festen Häusern vor sich gehende Leben vor dem Anblick Vorübergehender. Wenige weißgekleidete Priester und Kinder werden sichtbar. Hier und da kommt eine einzelne Frau, die einen Steinkrug mit Milch oder Tetsch auf dem Kopf, unter dem Arm oder an beiden Stellen trägt. Bei meinem Ritt durch die Stadt konnte ich kaum glauben, daß sie fünftausend Einwohner zählte, wie man behauptet, oder daß sie ehemals eine bedeutende Stadt gewesen ist.

Aber die Ruinen auf den höhergelegenen Teilen jenseits der Stadt sprechen eine beredte Sprache von Gondars stolze-  
sten Tagen. Auf der Spitze des Hügels erblickt man die Mauern einer befestigten Burg, die einst den Luginsland für die Hauptstadt und das Reich gebildet hatte. Unterhalb und innerhalb eines von Mauern eingeschlossenen Raumes

von ungefähr vierhundert Meter im Quadrat befanden sich die Überbleibsel von Burgen, Türmen und Berliesen, die vor Jahrhunderten von kaiserlichem Glanz und Macht erfüllt waren. Die Architektur war portugiesisch. Einige von den großen Bauwerken waren von portugiesischen Handwerkern errichtet, andere, die erst nach ihrer Vertreibung errichtet waren, stammten von abessinischen Künstlern, die von den Portugiesen gelernt hatten.

In dem Wirrwarr von zerbröckelten Mauern und herabgefallenen Steinen ist es unmöglich, den ursprünglichen Zweck mancher Gebäude zu erkennen, aber einige Mauern zeigen noch einen ausgezeichneten Erhaltungszustand. Ein Schloß wird der Krönungspalast genannt, ein anderes ist bekannt als Regenbogenpalast. In diesen führen zahlreiche Torwege, zwölf in der äußeren und vier in der inneren Mauer. Man kann noch heute durch diese Bogengänge hindurchgehen. Efendi zeigte mir den sogenannten Liebesturm und eine Ruinenmasse, die er als Wohnzimmer der Herrin bezeichnete. Drei steinerne Bogengänge bilden den Eingang zu einer Höhle, in der des Königs Löwen gehalten wurden. In einer Ecke des eingeschlossenen Raumes befindet sich ein Berlies, das durch einen unterirdischen Gang mit der befestigten Burg auf dem Hügel verbunden ist.

Vor der St.-Felita-Kirche, die mittwegs zwischen den Ruinen und der italienischen Konsulatsiedlung steht, befindet sich das besterhaltene von allen Denkmälern aus Gondars Vergangenheit. Es ist die Statue eines Pferdes, des Makabar Zubel, errichtet vom König Jasu zur Erinnerung an das Pferd, das er auf den Feldzügen im Sudan und in Nubien geritten hat.

Efendi führte uns zu einem Wacholderhain und zeigte

uns das Grab der Königin Memtuan und die Burg Uskuam, ferner eine riesige Sykomore, die früher als Galgen benutzt wurde. „Während meiner Kindheit habe ich einmal fünfzig Menschen zugleich an dem Baum hängen sehen“, sagte er.

Wenn mein Führer und Dolmetscher in Verdacht geraten könnte, die Zahl der Gehängten übertrieben zu haben, so muß ich doch zugestehen, daß das mit der Zahl der Kirchen nicht geschehen ist. „Bierundvierzig Kirchen gibt es in meiner Stadt“, erklärte er einmal über das andere. Wenn wir den Besuch irgendeines dieser vielen Gotteshäuser unterlassen haben, so ist es nicht seine Schuld. Größe und Bauweise waren sehr verschieden, von den eindrucksvollen Gewölben der Erlöserkirche, die in festem Mauerwerk ausgeführt war wie die Burgen, bis zu den kleinen runden, strohgedeckten Gebäuden, die für das uneingeweihte Auge des Ferengi in nichts außer in ihrer Lage voneinander abwichen, für das Kind, den Enkel und den Urenkel abessinischer Priester aber so voll von bedeutsamen Unterschieden waren, wie für mich die Peterskirche und St. Pauls Church. Stolz führte Efendi mich zu der St.-Michaels-Kirche, die nach seiner Erklärung vom König David, dem Sohn Fasils, erbaut worden ist. „Einer meiner Vorfahren war Oberpriester unter König David“, bemerkte er dazu. „Als ich in Khartum war, sandte ich kostbare Teppiche und Goldstickereien für diese Kirche. Die Priester beteten für mich, und ich werde meinen Lohn im Himmel davontragen. Einer der jetzigen Priester ist mein Schwager.“ Er holte seinen Verwandten herbei, der in seiner weißen Gewandung stattlich und imponierend ausah. In mir entstand der lebhafteste Wunsch, mir im Himmel einen ebenso großen Lohn zu er-

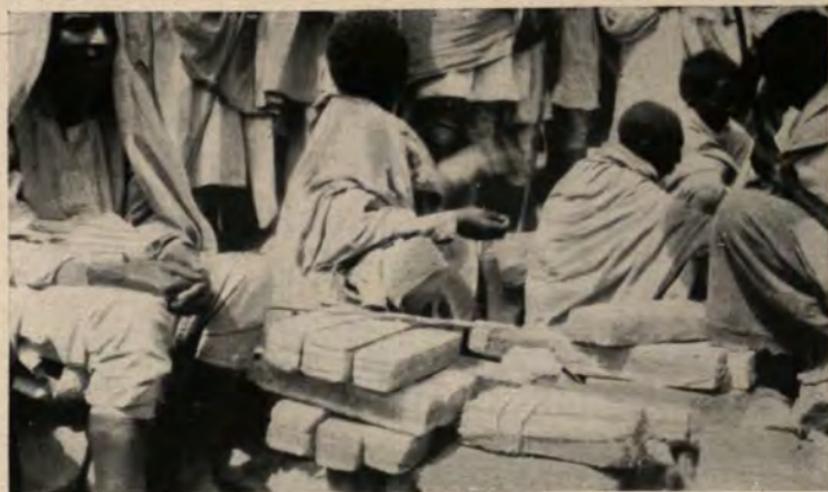
werben wie Efendi, aber da ich keinen Teppich zur Hand hatte, den ich hätte stiften können, beauftragte ich den priesterlichen Schwager, einen solchen für mich zu erstehen. Von Efendi erwarb ich übrigens einen schönen, von seinem Ururgroßvater herrührenden Priesterstab.

Das Glück war uns insofern günstig, als wir in einer der Kirchen gerade zur Zeit des Gottesdienstes eintrafen. Es war der Tag der Fronleichnamsprozession, erklärte mir Efendi, und in seinem Eifer, mir photographische Aufnahmen zu ermöglichen, verwendete er seinen Einfluß und seine Überredungskunst dazu, die Priester ins Freie zu locken, damit ich bei geeignetem Licht Aufnahmen machen konnte.

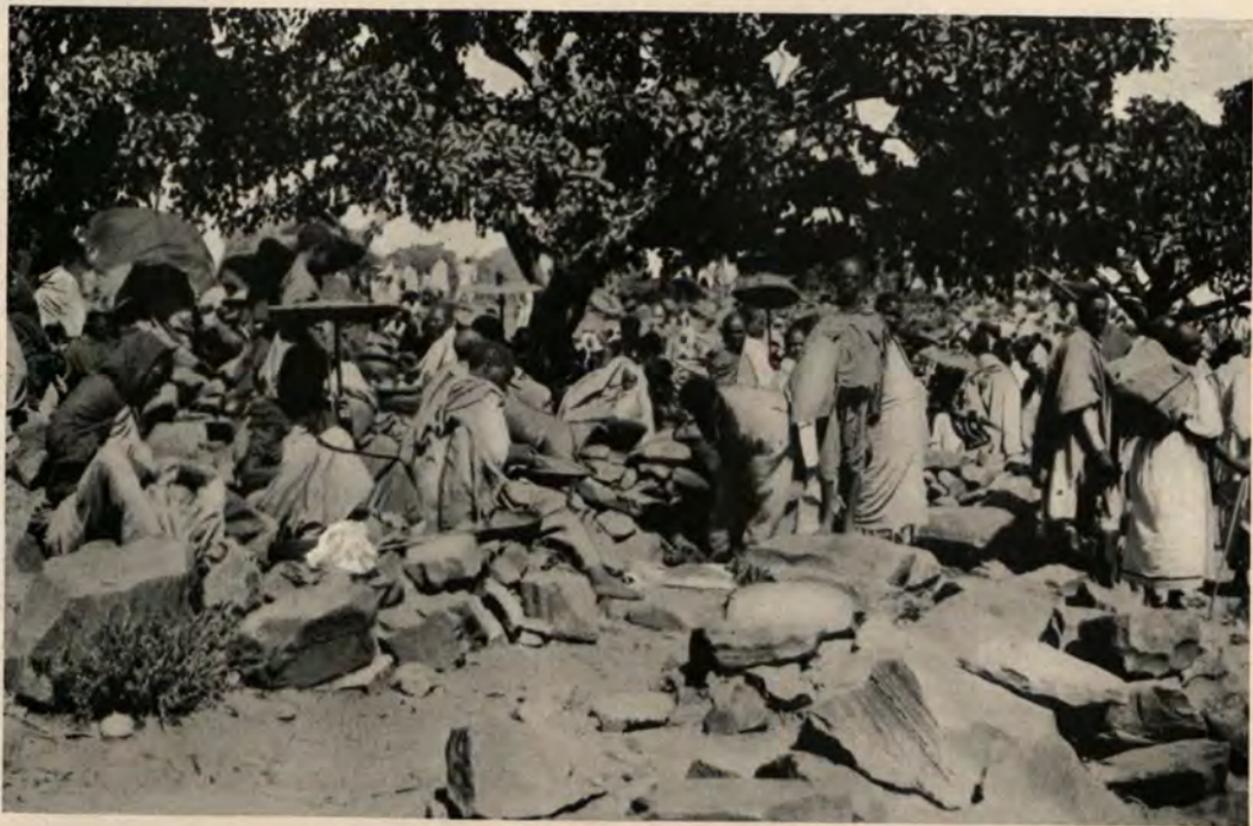
Jeder Priester trug in der Hand einen hölzernen Stab, der so lang war wie er selbst und an der Spitze einen drei Zoll langen Querriegel hatte. Das ist die Genna, die wie ein Zauberstab aussieht. In der linken Hand trägt jeder eine mit einem hölzernen Handgriff versehene Rassel. Diese besteht aus Metallscheiben, die an Stangen hin und her gleiten, wobei sie gegeneinander und gegen die gebogenen seitlichen Metallstücke klappern. Das ist die Sanassal, die dem alten ägyptischen Sistrum ähnlich ist. Das ledergebundene Buch und die Fliegenklappe, die auch zu der Priesterausrüstung gehören, waren bei dieser Gelegenheit nicht zu sehen. Den Stab in der rechten und mit der erhobenen linken Hand die Rassel schüttelnd, umschritten die Priester dreimal die Kirche, wobei sie einem Führer unter einem scharlachroten Schirm, der ein gerahmtes, glasbedecktes Bild der Jungfrau trug, folgten. Nach Beendigung des dritten Rundganges blieben die Priester vor der Kirche stehen und führten hier einen rituellen Tanz aus mit rückwärts und vorwärts gerichteten Schritten in einem



Ruinen der Erlöserkirche bei Gondar  
Oberpriester und Wächter



Salzverkäufer auf dem Markt in Gondar



Marktfzene in Gondar

Rhythmus, der durch Trommeln und durch das Klappern der Rasseln markiert wurde.

Später hörte ich, daß das Geld, das Efendi und ich gespendet hatten, weder der Kirche noch den Priestern zugekommen war. Der Fitaurari hatte sie mit einer Strafe in doppelter Höhe unseres Geschenkes belegt, weil sie eine Prozession außerhalb der Kirche ohne seine Erlaubnis ausgeführt hatten.

Aber das Volksleben nahm mein Interesse mehr in Anspruch als alles andere. Die Kirche, in der Efendis Vorfahr Oberpriester gewesen war, bot mir weniger als die Heimstätte, die der König diesem Vorfahren in Anerkennung seiner kirchlichen Dienste zugewiesen hatte. Es war ein infolge seines hohen Alters schon etwas baufälliges Holzhaus, das mitten unter Oliven-, Eukalyptusbäumen und Sykomoren stand. Wir fanden dort nur einige entfernte Verwandte Efendis vor. Die Mutter und ein Bruder, die er wiederzusehen gehofft hatte, waren bereits verstorben. Seltsam, daß Efendi von ihrem Tode nichts erfahren hatte, noch seltsamer, daß er anscheinend von dieser Nachricht wenig berührt wurde, obgleich er während unserer Reise oft seinen lebhaften Wunsch, sie wiederzusehen, ausgedrückt hatte.

In Gondar habe ich das meiste von den für das Land charakteristischen Dingen kaufen können. Das brachte mich in Berührung mit den verschiedenartigsten Handwerkern, und da es in Gondar keine Kaufläden gibt, hatte ich Gelegenheit, einige Einblicke in das häusliche Leben der Bevölkerung zu tun.

Meine Ausflüge zum Zwecke des Einkaufens begannen meist mit einem langsamen Ritt durch die krummen Gassen. Wir stiegen etwa vor einem kleinen Mauerauschnitt ab und

standen einen Augenblick später im Vorgarten eines der Lufkuls. Der Eigentümer erschien vor der Thür, um uns zu begrüßen, breitete dann wohl eine Ochsenhaut auf dem Boden als Sitzplatz für uns aus und brachte die von ihm hergestellten Gegenstände zur Besichtigung heraus. Selten wurden wir eingeladen, die Hütte zu betreten, wohl aber erschien meist während unserer Unterhaltung die Frau, um uns Tetsch anzubieten. Kinder, von denen die jüngeren immer nackt waren, spielten um uns herum. Sie machten im allgemeinen einen sauberen und gesunden Eindruck, mit Ausnahme der zahlreichen Fälle von Augenentzündung, die durch Fliegen übertragen wird.

In dem Hause eines Sattlers kaufte ich Riemen aus Nilpferdhaut und Schmuckgeschirr für die Maultiere, von dem trichterförmige Amulette herabhingen, die nach äthiopischem Glauben die Wirkung des bösen Blicks abwenden. Die Lederriemen des Geschirrs waren reich bestickt, ebenso die purpur- und magentafarbenen Satteldecken. Diese mühsame Nadelarbeit wird heute meist mit der Maschine gemacht.

Handarbeit indessen ist die Stickerei, mit der die Festgewänder für Männer und Frauen geschmückt sind. Die fünf Meter langen Schammas sind an beiden Enden und der Länge nach in Abständen von einem Meter mit gestickten Bändern versehen. Reich mit Stickereien verziert sind die Halskrausen und die unteren Enden der langen hemdartigen Kleider und auch die Hosen, die Bestandteile der weiblichen Kleidung. Dasselbe gilt ferner von den beiden Lederriemen, die zusammen mit einer Sohle den abessinischen Schuh bilden. Einer von den Riemen wird über den Spann geschlungen, der andere über die Zehenwurzeln. Die Schuh-

macher wirken zugleich als Schneider, sie sind die beschäftigten Leute in Gondar. Ihr Handwerkername ist Gese. Mein Schuhmacher nahm Maß, indem er die Form meines Fußes auf einem Stück Leder nachzeichnete. Darauf legte er mir eine Anzahl Stickmuster vor, damit ich die Wahl treffen könnte zwischen den Kreuzen, Kriegern, Jägern und Löwen von Juda. Stolz zeigte er mir einen Auftrag auf Pantoffel, den er kürzlich von der Kaiserin Zauditu erhalten hatte.

Die Bedeutung des Gold- und Silberschmiedes, zu dem Efendi mich führte, war schon rein äußerlich deutlich gekennzeichnet. Er wohnte in einem Hause statt in einem Tukul, und die Umfassungsmauer war etwas höher als die seiner Nachbarn. Er wurde mir vorgestellt unter dem Namen Tessa Worada Hei und als Offizier in der Armee in Kriegszeiten mit dem Titel Kenesmatsch, was soviel bedeutet wie Befehlshaber des rechten Flügels. Aber trotz dieser Stellung hatten Tessa und seine Familie und selbst seine Sklaven unter dem Haß, der sich gegen alle Mitglieder der Goldschmiedezunft richtet, zu leiden. Der Aberglaube behauptet, daß diese Arbeiter in kostbaren Metallen die Macht haben, sich in Hyänen zu verwandeln oder die Gestalt einer schönen Frau anzunehmen, um unbedachtsame Menschen in tödliche Gefahren hineinzulocken. Früher wurden die Goldschmiede bei Ausbruch von Epidemien als vermeintliche Verursacher des allgemeinen Unglücks getötet. Noch heute pflegt man sie in solchen Fällen in den Stock zu legen. Infolge dieses Vorurteils wählt niemand aus freien Stücken diesen Beruf, Goldschmied wird man nur durch Geburt.

Wir erreichten Tessa, indem wir eine schmale steinerne

Treppe an der Außenwand des Hauses bis zu seiner Werkstatt auf einem Balkon des zweiten Stockwerkes hinaufstiegen. Während er sich mit uns unterhielt, legte er ein kostbares Stück, an dem er arbeitete, aus der Hand. Es war ein goldenes Armband, das von Ras Gugsa für seine letzte Konkubine bestimmt war. Tessaema konnte in Athiopien kaum einen reicheren oder mächtigeren Kunden haben, denn Gugsa von Begameder ist nicht nur der Herrscher eines der größten Territorien des Landes, sondern auch der geschiedene Ehemann der Kaiserin Zauditu. Die Scheidung war aus politischen Gründen erfolgt. Es bestanden daher zwischen dem früheren Ehepaar durchaus freundliche Beziehungen, und die Kaiserin machte Gugsas Konkubinen sogar Geschenke.

Das Gold des Armbandes war weich und sehr gelb — vierundzwanzigkarätig —, was auf einen Überfluß dieses Metalls im Lande hindeutet. Ich bestellte silberne Armbänder und einen Taufbecher. Als Material übergab ich Tessaema Mariatheresientaler zum Einschmelzen. Es ist abessinische Sitte, eigenes Edelmetall zu liefern und die Arbeit daran besonders zu bezahlen. In meinem Fall entsprach der Preis für die Anfertigung dem Werte des gelieferten Silbers. Ebenso wie beim Sese traf ich auch hier eine Auswahl unter den anzubringenden Ornamenten. Für den Becher wählte ich eine Kirche, über der zwei Engel schwebten, einen Priester und ein Kind, das einen Becher mit heiligem Wein in der Hand hielt, einen Palast — zweifellos der von König Fasil — und den Löwen von Juda. Diese Motive wurden in das weiche Metall geschnitten, allerdings in ziemlich roher Form, wie die Zeichnungen eines Kindes. Für das drei Zoll breite Armband wählte

ich Jagdszenen: ein Mann tötet einen Elefanten, ein anderer einen Löwen. Einige der kleineren von ihm angefertigten Schmuckstücke waren mit grünlichen Steinen besetzt, deren Schönheit nicht gerade so groß war, daß man ihre Volkstümlichkeit hätte verstehen können. Esendi erklärte mir, daß die Steine aus Zinnober beständen, einer Quecksilberverbindung, von der man annahm, daß sie die Syphilis heile, die in Abyssinien fast so verbreitet ist wie der Bandwurm.

Während wir uns unterhielten, spielten die drei Kinder Tessemas um uns herum. Seine Frau brachte uns Tetsch zur Erfrischung, doch goß sie vorher einige Tropfen in die hohle Hand und trank diese, bevor sie uns davon anbot. Es ist die alte Sitte, um zu beweisen, daß das Getränk nicht vergiftet ist. Tessema deutete an, daß er eine Vorliebe für nicht eigengebraute Getränke habe, und sagte, daß er sich freuen würde, wenn ich den halben Preis für die Arbeit statt mit Geld mit Kognak begleichen würde.

Nachdem ich die Handwerker in ihrem eigenen Hause bei der Arbeit beobachtet hatte, bot sich mir Gelegenheit, ihre Erzeugnisse in öffentlichen Auslagen im Basar zu sehen. An Markttagen verwandelt sich Gondar wieder in eine Stadt. Tausende und aber Tausende aus den kleinen Ansammlungen von Tufuls, die die Bergabhänge und Täler bedecken, strömen zur alten Hauptstadt, um dort Einkäufe zu machen und sich zu belustigen.

Von einem gutgelegenen Aussichtspunkt auf dem Hügel beobachtete ich das Herbeiströmen der Menge. Stundenlang waren alle Wege von Menschenzügen, die in ihren weißen Kleidungen wie religiöse Ordensbrüder wirkten, bedeckt. Die einzige farbige Note in diesen Zügen bildeten die kleinen Sonnenschirme, mit denen sich viele gegen die

brennende Sonne zu schützen suchten. Wir bildeten aber nicht die einzige beobachtende Gruppe auf dem Hügel. In unserer Nähe waren der Fitaurari Demer, der Schum und andere Dorfhonoratioren versammelt, als ob es sich um eine offizielle Sitzung handle.

Trotz der großen Menge und der beständigen Bewegung gab es keinerlei Störungen. Schutzleute in schwarzen Blusen und mit Nilpferdpeitschen ausgerüstet sorgten für Ordnung. Einmal kamen sie mir zu Hilfe, indem sie die Menge zurücktrieben, die mich umgab, weil die Anwesenheit eines Europäers in ihrem Basar ihre Neugierde rege gemacht hatte, in merkwürdigem Gegensatz zu der gleichgültigen Haltung der Abessinier, wenn sie einem auf der Straße begegnen.

Maultiere, Esel und einige Kamele standen auf einem für die Bierfüßler bestimmten Ort; an allen übrigen Stellen des großen Marktplatzes, der mit spitzen Steinen bestreut war, so daß das Gehen für nicht daran gewöhnte Füße beschwerlich war, breiteten die Leute ihre Waren aus und wanderten die Kauf- und Schaulustigen umher. Die meisten der Verkäufer waren Frauen. Sie sahen aufgeweckt und fröhlich aus. Ob die Lebhaftigkeit ihres Ausdrucks zum Teil durch die Aufregung im Basar veranlaßt war, dessen war ich nicht ganz sicher. Aber es schien mir hier ebenso wie anderswo, daß, obwohl die abessinische Frau weniger gilt als der Mann, diese doch eine höhere Position einnimmt als in den meisten orientalischen Ländern.

Alles, was es in Aethiopien an Waren gibt, war auf dem Markt zu haben. Ich suchte vorsichtig meinen Weg über die scharfkantigen Steine und fand überall etwas, was mein Interesse in Anspruch nahm inmitten der sich drängenden

schwanzenden Käufer, die um die Stände für Lebensmittel, Wein, Weihrauch und Parfüme, Töpfe mit Bira-Bira, mit dem man die Fische betäubt, herumstanden. Beim Verkaufsplatz der Gerber bemerkte ich eine Ochsenhaut, die scharlachrot gefärbt war, und hörte, daß sie das übliche Geschenk für eine Mutter zur Taufe ihres Kindes darstellte. Ein auf dem Boden hockender Kaufmann hatte silberne und goldene Geschmeide ausgelegt. Bei ihm sah ich Duzende von Kreuzen, die das am meisten verbreitete abessinische Schmuckstück bilden. Einige davon hatten die griechische Form, andere die lateinische, zweifellos ein Überbleibsel portugiesischen Einflusses. Der lange Arm von manchen dieser Kreuze läuft aus in einen Ohrlöffel, ein Reinigungsinstrument, das von den Abessiniern sehr geschätzt wird. Ich fand kleine silberne und goldene Plättchen mit einem kleinen Holzschacht zum Einstecken in Nasen und Ohren, mit durchbrochener Arbeit verzierte silberne Haarnadeln, schwere Halsketten und breite Armbänder. Ich kaufte eines der Petschaste, die man an Stelle der Unterschrift benutzt und über deren Siegelfläche nach dem Tode des Eigentümers eine Linie eingraviert werden muß, um einen nachträglichen Mißbrauch zu verhindern.

Man sah aus Pflanzenfasern geflochtene Körbe, bei denen man wohl erkennen konnte, ob sie mit schönen einheimischen Pflanzenfarben oder mit roher wirkenden eingeführten chemischen Produkten gefärbt waren. Kleine aus dem Holz der Dum-Palme angefertigte Krüge und Töpfe, die als Salbengefäße dienen, übten ihre Anziehungskraft auf die weiblichen Käufer aus.

Der Handel vollzog sich meist in der Form des Tausches, Geld spielte nur eine geringe Rolle. Patronen wurden als

Zahlungsmittel verwendet, ebenso Doeken von schwarzen und blauen Fäden, die zum Aufhängen von Kreuzen und Amuletten gebraucht werden. An einem Stand konnte man Salzstangen von fünf Pfund Gewicht erstehen und sie als Tauschmittel an anderer Stelle verwenden. Man sagte mir, daß diese Stangen „amolic“ genannt werden und aus der Danakilprovinz stammten. Fünf bis sieben von ihnen haben den Wert eines Talers. Die Differenz erklärt sich aus der mehr oder minder großen Entfernung Danakils von Ort des Tauschaktes.

Auffällig heben sich die gelben Gewänder der Mönche von der weißgekleideten Menge ab. Diese meist jungen Männer sehen derb, ja roh aus. Es umweht sie mehr der Hauch einer Räuberbande als der eines heiligen Ordens; aber Efendi versicherte, daß sie Tag und Nacht beten und unterrichten. Aus dieser Tätigkeit — und nur aus dieser — besteht ihr ganzes Leben. Einmal setzte mich Efendi in Erstaunen, indem er plötzlich zu einem jungen Mädchen hinübereilte, die aus Därmen gefertigte Harfensaiten verkaufte, und sie auf beide Wangen küßte, eine Sitte, die er aus der Fremde mitgebracht haben mußte. „Das war meine Richte“, erklärte er mir, als er nach einer sehr lebhaften Unterhaltung mit dem Mädchen zurückkehrte. Dies war nur eine von seinen zahlreichen Bekanntschaften. Er begegnete vielen Schulfreunden, und überall sonnte er sich in der Wichtigkeit des aus der Ferne zurückgekehrten Reisenden.

Meine eigenen Bekanntschaften waren beschränkt auf meine Karawanenmannschaft. Ich wurde verwickelt in eine Meinungsverschiedenheit zwischen Andu, meinem Karawanenführer, und einem Polizisten, der behauptete, daß Andu keine Konzession für seine Kamele habe. Ich konnte



Der Karawane Dr. Prüfers entgegen



Ankunft der Karawane Dr. Prüfers



Baumwollhändler auf dem Markt in Gondar

nichts tun, um die drohende Beschlagnahme seines Eigentums zu verhindern, doch machte ich mir Andus wegen keine Sorgen, der italienische Konsul konnte die Angelegenheit in Ordnung bringen. Ich ging zu einer anderen Gruppe hinüber, in der große Aufregung herrschte. Ein Mann, dem man ein eisernes Pferdegebiß gestohlen hatte, glaubte es bei jemand gefunden zu haben. Der Tumult hätte nicht größer sein können, wenn ein Mord auf offenem Marktplatz geschehen wäre.

Abum war, als ich ihn traf, fröhlich, doch befand er sich in finanzieller Verlegenheit. Jemand hatte ihm erzählt, daß ein richtiger Abessinier drei Arten von Schammas besitzen müsse: eine für den täglichen Gebrauch, eine für den Sonntag und eine für Festtage. Da das Land und seine Sitten es ihm angetan hatten, waren seine bescheidenen Mittel bei der Beschaffung all dessen, was nötig war, um ein echter Abessinier zu werden, draufgegangen. Ich glaube, er wäre, obwohl Mohammedaner, ganz damit einverstanden gewesen, wenn gerade der „Temketttag“ gewesen wäre, an dem die Priester die Taufe St. Johannis dadurch symbolisieren, daß sie Wasser über die Menge aussprengen.

Völlig verständlich für mich war die Freude meines Somaliböys über den Markttrubel und auch sein Wunsch, in dem Drama und Karneval von Handel und Unterhaltung mitzuwirken.

Die Umwandlung des unansehnlichen Ortes in eine belebte Stadt war so anspornend und erzeugte einen Enthusiasmus, der mich veranlaßte, den Fitaurari auf dem Hügel aufzusuchen. Ich sagte ihm, daß dies der interessanteste und belebteste Markt sei, den ich auf meinen sämtlichen Reisen in der ganzen Welt gesehen hätte.

## Diplomaten auf der Karawanenreise

Meine zweite Verhaftung — Ankunft Dr. Prüfers und seiner Freunde — Begrüßung auf dem italienischen Konsulat — Bericht über aufregende Erlebnisse — Die Hauptstädte von Ras Kassa und Ras Hailu — Verhaftet bei Ras Gugsa — Dergo

Bei meiner Rückkehr zum italienischen Konsulat empfing mich der Konsul in Verlegenheit und Besorgnis. Er hatte mir die unangenehme Nachricht zu übermitteln, daß ich meine Reise nicht fortsetzen dürfe. Ich war wieder verhaftet, wenn auch unter seiner Aufsicht. Das war das Ergebnis der Rückfrage des Fitaurari bei seinem Herrn. Efendi übersetzte den während meiner Abwesenheit angekommenen Brief aus dem Amharischen wie folgt:

„Möge diese Nachricht den ehrenwerten Herrn Norden erreichen. Grüße.

Ich habe Ihre Mitteilung erhalten, durch die Sie mich davon in Kenntnis setzen, daß Sie durch mein Gebiet ziehen müssen, und daß Sie dazu die schriftliche Genehmigung der Regierung haben.

Sehr wohl, händigen Sie diese Genehmigung meinem Fitaurari Demer aus, der sie mir zusenden wird, damit ich sie prüfen und entsprechend den Befehlen der Regierung handeln kann.

Ras Gugsa Olie.“

Ich erfuhr, daß Ras Gugsa in Debra Tabor war und die Übersendung meiner Papiere und das Warten auf Antwort mindestens zwei Wochen in Anspruch nehmen würde. So ärgerlich diese Freiheitsberaubung und die Notwendigkeit, Gastfreundschaft auf unbestimmte Zeit in Anspruch zu

nehmen, war, so ließ sich doch nichts tun, als dem Fitaurari meinen Paß zu übergeben und die Antwort abzuwarten. Zugleich mit meinen Papieren übersandte ich jedoch einen Protest gegen meine Haft. Außerdem setzte ich einen Brief an den amerikanischen Residenten in Addis Abeba auf, in dem ich mich beklagte und ihn um seine Unterstützung ersuchte, entschied mich aber später, die Entwicklung der Dinge abzuwarten und den Brief nicht abzusenden. Ich wollte es vermeiden, die amerikanische Regierung zu bemühen, solange es sich nur um die Angelegenheit einer einzelnen Person handelte. Obwohl ich verstimmt war über meine Gefangenschaft, versuchte ich in der Erkenntnis, daß ich mir dafür keinen besseren Ort hätte wünschen können, ihr die besten Seiten abzugewinnen. Insbesondere wußte ich den Gegensatz zwischen meinem Tukul und dem Lager im Sumpf zu schätzen.

Während meiner unfreiwilligen Mußezeit habe ich die italienische Ansiedlung näher kennengelernt. Die Schulhütte interessierte mich sehr. Zwei Duzend Kinder kämpften dort mit den Anfangsgründen des Unterrichts. Sie erlernten das Alphabet aus einem zwei Fuß im Quadrat großen Buche, die größeren und fortgeschrittenen Schüler lasen in der Bibel. Der Konsul machte das Erlernen des Alphabets obligatorisch, der weitere Unterricht indessen wurde von der Fähigkeit und dem eigenen Wunsche der Schüler abhängig gemacht.

Eine andere Hütte diente als Hospital, das den Kranken Ruhe und Abgeschlossenheit bot. Man sagte mir, daß Frauen, die ein Kind erwarten, dort aufgenommen würden. Bei der Geburt stehen ihnen Hebammen zur Seite, während außerhalb der Hütte Flinten und Gewehre abgefeuert

werden, eine Sitte, die nach ihrer Ansicht Hilfe und Ehre zugleich bringt. Die Zahl der Schüsse hängt ab sowohl vom Stand des betreffenden Ehemannes als von der Schwere der Geburt.

Bald nachdem ich die Mitteilung des Fitaurari erhalten hatte, erreichte mich die erste Nachricht von der Karawane Dr. Prüfers. Ein Läufer überbrachte dem Konsul einen Brief, der berichtete, daß die Reisegesellschaft ebenfalls Schwierigkeiten bei Ras Gugsa begegnet sei. Jetzt waren sie freigelassen worden, befanden sich am Ufer des Tana-Sees und auf dem Wege nach Gondar. Während der Wochen, in denen der Konsul die Gesellschaft erwartete, hatte er sein Wohnhaus und das des Arztes besonders instand gesetzt, um sie für die Damen behaglich zu machen. Die eingelaufene Nachricht gab den Vorbereitungen für den Empfang, dem Putzen und Scheuern, einen neuen Anstoß. Das Eingangsportal am Fuße des Hügels wurde mit Girlanden geschmückt. Es wurden größere Mengen Wasser von der einige Kilometer entfernten Borratsstelle herbeigeschafft und in heißem Zustande zur Erfrischung der Gäste bereitgehalten. Auf dem Wartturm des Konsulats war die größte der vorhandenen Flaggen gehißt worden.

Unsere Truppe, die den Besuchern zum Willkomm entgegenritt, war von imponierender Größe. Der Konsul saß auf seinem Schimmel, Baur und ich auf Maultieren. Es folgten ein Duzend Fußsoldaten unter Führung eines berittenen Korporals und eine kleine Karawane mit Packtieren, die Wasser, Milch und Nahrungsmittel trugen. Der Läufer hatte uns von harter Behandlung während der Gefangenschaft berichtet, und man konnte nicht wissen, in welchem traurigen Zustand wir unsere Freunde finden würden.

Während mehrerer Stunden war kein Anzeichen von ihnen zu sehen, dann tauchte an einer Wegbiegung ein Maultier auf, das vor Ermattung stolperte. Der Reiter war eine in Khaki gekleidete Gestalt, an deren Helm ein Schleier von der Art, wie man es auf alten Bildern von Entdeckungsreisenden zu sehen gewöhnt ist, flatterte. Wir machten uns durch Rufen bemerkbar und gaben unseren Reittieren die Sporen. Als wir näher herankamen, rief der Ankömmling: „Die übrigen sind noch beim Fluß, sie haben Schwierigkeiten beim Überschreiten.“

Es war Mrs. Porta, die englische Frau des italienischen Konsuls in Addis Abeba. Ihr Gesicht war abgehärmt und von Insekten zerstoßen. Man konnte in ihr kaum die Dame wiedererkennen, die ich zwei Monate früher in Addis Abeba gesehen hatte.

Baur blieb bei ihr. Der Konsul und ich ritten den Abhang hinab, um den anderen, deren Maultiere sich durch den Fluß hindurcharbeiteten, zu helfen. Ich war erschrocken beim Anblick von Mrs. Porta, aber das Bild, das Frau Prüfer darbot, erschütterte mich so, daß ich bei der Begrüßung nicht fähig war, ein Wort hervorzubringen. Die kleine schlanke Frau, Mitte der Zwanzig, mit zarter, rosigter Gesichtsfarbe, meine reizende Gastgeberin in Addis Abeba, war jetzt totenblaß und abgemagert, ihre Augen blickten trübe, als ob sie eine monatelange Krankheit hinter sich hätte. Prüfer und Porta hatten die Beschwerneisse der Reise besser überstanden als ihre Frauen, aber auch sie waren abgemagert, und ihr Anblick verriet, daß es ihnen sehr schlecht ergangen war. Wir konnten zuerst überhaupt nicht sprechen. Als wir schließlich anfangen, uns zu unterhalten, redeten wir nur über die Nahrungsmittel, die wir unter Bäumen ausge-

breitet hatten — — ob die Sardinien schmeckten, oder ob dieser oder jener noch etwas Brot wünschte.

Als die erste Benommenheit vorüber war, brach sich das Mitteilungsbedürfnis Bahn, und alle redeten zugleich. Die Nerven waren zerrüttet durch die Mühseligkeiten der Reise und die erlittenen Demütigungen während des erzwungenen Aufenthaltes in Karata. Die Ernährung war sehr mangelhaft gewesen, das Wasser schlecht, und das Lager, das sie nicht verlassen durften, befand sich in einem fieberverseuchten Sumpf. Sie hatten Tag und Nacht unter Bewachung gestanden, und selbst den Damen war nicht einmal gestattet worden, sich ohne Eskorte auf kurze Zeit zurückzuziehen.

Der Empfang auf dem italienischen Konsulat tat ihnen wohl und munterte sie geistig wieder etwas auf. Innerhalb der Eingangspforte waren Diener und Wachsoldaten ihnen zu Ehren aufgestellt: auf der einen Seite des Weges eine Reihe von Stallknechten und Askaris unter Führung eines Sergeanten, Hausbedienstete und halbwüchsige Boys mit dem Hausmeister an der Spitze, auf der anderen Seite stand die Mannschaft meiner Karawane, dazu die Frauen und Kinder der italienischen Ansiedlung. Wie Lachengesang wirkte der laute, immer wiederholte trillernde Ruf der Frauen „Illi — illi — illi“, der offenbar Freude und Lobpreisung ausdrücken sollte, denn man hörte ihn auch sonst, so zum Beispiel bei religiösen Festen.

Bald waren unsere Freunde imstande, einen zusammenhängenden Bericht von ihrer Reise zu geben. Die Route von Abdis Abeba nach dem Tana-See führte zunächst durch die Königreiche Schoa und Godjam, den Gebieten Ras Kaffas und Ras Hailus. Diese beiden mächtigen Männer standen mit Ras Taffari auf gutem Fuße und hatten dem Durch-

marſch der Karawane keine Schwierigkeiten bereitet. Die Reiſenden waren durch ein Gebiet mit hohen Gebirgen gekommen. Auf der ganzen Strecke waren ihnen nicht mehr als ein Duzend — bis auf eine Ausnahme — nur kleiner Karawanen begegnet, vielleicht mit etwa zwanzig Maultieren.

Die einsamen Wege und die kleinen, weitauseinander gelegenen Dörfer hatten Dr. Prüfer zu der Überzeugung gebracht, daß die Bevölkerungsdichte des nördlichen Äthiopien stark überſchätzt wird. Die größte während der Reiſe erreichte Höhe betrug 3100 Meter. Dort und an anderen Stellen in den Bergen fanden die Maultiere auf Saumpfadern am Rande von 900 Meter tiefen Abgründen nur mühsam ihren Weg. Flüſſe lagen Tauſende von Meter unter ihnen. Zwei Nebenflüſſe des Blauen Nils mußten überſchritten werden. Der zweite Übergang bei Kanferu war übel genug geweſen, aber die Damen fanden den erſten, bei Schefaitaſ, entſeßlich.

— „Wir ſetzten dort mit Hilfe von aufgeblaſenen Ochſenhäuten über den Fluß“, erzählte Dr. Prüfer. „Unſer Gepäck war auf dem Floß aufgeſtapelt, und wir ſaßen oben drauf. Sobald wir vom Ufer abſtießen, wurden die Maultiere ins Waſſer getrieben. Niemals werde ich das Getöſe vergeſſen, daß die Hunderte von erſchreckten Tieren machten, als ſie gezwungen wurden, zu ſchwimmen. Und während der ganzen Zeit der Überfahrt mußten wir die Gewehre ſchußbereit halten, um uns gegen die Krokodile zu ſchützen. Das ganze war ein ziemlich gefährliches Unternehmen und dazu noch völlig unnötig, da unſere Mannſchaft uns falſch geführt hatte. Es war eine üble Geſellſchaft. Seit dem Abend, als ſie unſer Lager in einem Sumpf aufſchlugen

wollten und wir sie zwangen, weiterzumarschieren, taten sie alles, was sie konnten, um uns die Reise zu erschweren.“

Doch wurden auch einige interessante und lustige Episoden berichtet. Im Dorfe Lidjembera hatte man offenbar noch niemals Europäerinnen gesehen, und die äthiopischen Frauen waren so erschrocken bei ihrem Anblick, daß sie fluchtartig den Marktplatz verließen. Rote Menschen nannten sie die Fremden, nicht weiße.

In den Residenzorten Ras Kaffas und Ras Hailus wurde die Reisegesellschaft mit Ehren aufgenommen. Kassa selbst war in Fitsche nicht anwesend, aber sein Sohn Didjas Ubarra und seine Mutter begrüßten die Gäste, gaben ihnen zu Ehren ein Festessen und veranstalteten eine „Fantasia“. Kassa hatte europäische Sitten so weit angenommen, daß sein Haus dem eines Schweizer Chalets gleich und er ein Automobil besaß.

In Adiet in Godjam, dem Wohnort Hailus verlief der Besuch ebenfalls ganz vergnüglich. Hailu ist einer der bedeutendsten Unterfürsten, ein Verbündeter Ras Taffaris und ein direkter Nachkomme von Tekla Haimanot, dessen Gedächtnis hoch in Ehren gehalten wird. Sein Heim ist typisch abessinisch, eine große landesübliche Hütte. Bei dem hier stattfindenden Festessen war für die Europäer eine Tafel aufgestellt, die dreihundert Eingeborenen jedoch saßen auf dem Erdboden, wo sie ihr rohes Fleisch verzehrten.

Zwischen Gastgeber und Gästen wurden, wie üblich, Geschenke gewechselt. Die große Sammlung von Gewehren Ras Hailus, die sein Steckenpferd und Hauptschatz darstellte, wurde um ein neues Exemplar vermehrt. Die Damen empfangen hier wie auch an anderen Stellen in reichem Maße silberne Kreuze. Jedes Mitglied der Reisegesellschaft wurde

mit einem Maultier und einem Löwenfellcape, der Festtracht eines Fitaurari, beschenkt. Diese Capes mit ihren goldenen Knöpfen, scharlachroten Säumen und aus der Mähne des Löwen gefertigten Kragen, waren Prachtstücke, wie man sie höchstens in einem Museum wiederfindet. Sie werden als ehrenvolle Abzeichen für bewiesene Tapferkeit verliehen. Die Art, wie man ein Löwenfellcape gewinnt, wurde mir folgendermaßen beschrieben: Ein Mann tötet einen Löwen und sendet ihn an seinen Ras. Dieser läßt das Cape aus dem Fell anfertigen und macht es dem Jäger für die Gegenleistung von fünfhundert Talern zum Geschenk. Besitzt der Löwentöter nicht soviel Geld, so wird die Summe unter seinen Freunden zusammengebracht, von denen jeder durch seinen Beitrag einen Teil des Einflusses, den das Cape ausübt, gewinnt.

Ich hatte gehofft, in Gondar eines dieser prächtigen Kleidungsstücke erwerben zu können, aber Efendi berichtete mir nach Tagen vergeblichen Suchens, daß er keinen Besitzer eines solchen Capes gefunden habe, der arm genug gewesen wäre, um es zu verkaufen.

Überall während der Reise empfingen die Europäer das Dergo, Geschenke an Nahrungsmitteln, die die Landleute auf Befehl ihrer Herren an Truppen und bedeutende Karawanenreisende zu liefern haben. Sobald sie aber das Gebiet Ras Gugfas betraten, hörten die Beweise freundlicher Gesinnung auf. Sofort hatten die Schwierigkeiten begonnen, die in der fünftägigen Haft in Karata ihren Höhepunkt erreichten. Das Dergo war, als es schließlich kam, so minderwertig, daß es nicht mehr als Geschenk, sondern als Beleidigung wirkte. Es wurde aus diesem Grunde und auch wegen des Arrestes abgelehnt.

Über die innerpolitischen Hintergründe unserer Verhaftung konnte man nur Vermutungen hegen. Die nationale Abneigung gegen die Anwesenheit von Fremden, woher sie auch immer kommen möchten, spielte dabei vielleicht die Hauptrolle, wie man jedenfalls aus der von Ras Gugsa inbezug auf mich in seinen Mitteilungen gebrauchten Form: „Der Fremde von der anderen Seite des Setit“ entnehmen konnte.

Sicherlich war aber die Festhaltung des deutschen und des italienischen Diplomaten auf ihrer Reise eine zu weitgehende und nicht leicht zu erklärende Maßnahme, und Dr. Prüfers Protest in Addis Abeba hatte wahrscheinlich erheblich mehr Einfluß auf seine Freilassung als die Bedeutung, die Ras Gugsa meinen Papieren beigemessen hat, auf die meinige.

Die Erlaubnis, meine Reise fortsetzen zu dürfen, traf in Form eines Briefes des Fitaurari Demer ein. Er lautete nach der Übersetzung Efendis aus dem Amharischen ins Englische auf deutsch:

„An alle Beamten (im Hafen) und im Lande.

Von Herrn Hermann Norden, dem amerikanischen Gentleman, der in Amerika beheimatet ist, wird hiermit bekanntgegeben, daß derselbe frei und ohne aufgehalten zu werden im Lande meines Herrn reisen kann, solange er von Alaka Guangul begleitet wird.

Yecatit, den 5. 1921

(nach dem abessinischen Kalender.)

(Siegel)

Fitaurari Demer

Dem sehr geehrten Herrn Hermann Norden.

Friede sei mit Ihnen!

Ich bin von meinem Herrn, dem Ras, angewiesen worden, Ihnen einen „Einfluß“-Mann, der Sie auf Ihrer Reise begleiten soll, mitzugeben. Infolgedessen gebe ich Ihnen Uleka Guangul.

Decatit, den 5. 1921

(Nach dem abessinischen Kalender.)

(Siegel)

Fitaurari Yemer

Dem sehr geehrten Herrn Hermann Norden.

Friede sei mit Ihnen!

Ich bin von meinem Herrn ermächtigt worden, Ihnen in seinem Namen mein Siegel zu geben, daß Sie im Lande des Ras überall hingehen können, wohin es Ihnen beliebt.

(Siegel) Fitaurari Yemer Terr 26. 1921

(Nach dem abessinischen Kalender.)“

Mein Dergo wurde am selben Tage gebracht. Eine lange Reihe von Sklaven trug Krüge auf dem Kopfe, kleine nackte Knaben brachten Körbe mit Eiern, Brot, Salzstangen und Hühnern.

Das Bild des von uns freigelassenen Geflügels war unvergeßlich komisch. Komisch und tragisch zugleich, wenn man bedenkt, daß dieser ganze Reichtum einer den Landleuten auferlegten Steuer entstammte, vielleicht einer Konfiskation auf einem Verkaufsstand im Basar. Kein Geld, das man dem Fitaurari als Entgelt übergeben wollte, würde die Geschädigten erreichen. Das ganze Dergo bestand aus zwei Röhren, dreißig Schafen, dreißig Hühnern, tausend Broten, fünfzig Salzstangen, Eiern, Honigbier und Butter.

Der Wert betrug sicherlich nicht unter zweihundert Taler, ein bedenklich hoher Betrag für die armen Leute, die gezwungen sind, ihn aufzubringen. Kein Wunder, daß sie die Ferengi nicht lieben, da sie ja nicht wissen können, daß diese Belastung nicht die Schuld der Reisenden ist. Die diplomatische Gesellschaft nahm ihr Dergo nicht an. Wäre das geschehen, so würde es zugleich bedeutet haben, daß man die erlittene unwürdige Behandlung als berechtigt anerkannte. Die Annahme meines Dergos war das Ergebnis einer Beratung mit meinem Gastgeber. Da ich lebhaft wünschte, meine Reise fortsetzen zu können und keine Zeit mit Verhandlungen über Ungerechtigkeit verlieren wollte, kamen wir überein, daß es für mich das beste sein würde, meine Freilassung zugleich mit dem Dergo, dem Zeichen der Freundschaft, zu akzeptieren und mich auf den Weg zu machen.

Bersehen mit den Dokumenten des Fitaurari Demer und dem „Alfa“, den Efendi den „Einfluß“-Mann nannte, hatte ich keine weiteren Schwierigkeiten im Gebiet des Ras Gugsa zu erwarten.

## Bei den schwarzen Juden

Das abessinische Getto — Ursprung der Falaschas — Jüdische Epoche in der Geschichte Abessiniens — Juden wirken unter den Falaschas — Christliche Missionen — Untersuchung der Alliance Israélite Universelle — Alala Michael Argawi — Ein junger Falascha in Paris — Sitten, die auf das mosaische Gesetz zurückgehen

Eine Tagereise von Gondar bei langsamem Karawanenmarsch brachte mich nach Zenda im Falaschadistrikt — dem Getto Abessiniens. In dem von Falaschas bewohnten Gebiete ist Zenda die größte unter den kleinen verstreut liegenden Ort-

schaften. In diesem etwa einhundert Hütten umfassenden Dorf war ich Gast des christlichen Missionars Baur. Als wir auf dem italienischen Konsulat zusammen waren, hatte er mir manche Fragen bezüglich der schwarzen Juden, unter denen er tätig ist, und die mich schon von Beginn meines Aufenthalts in Abessinien an interessiert hatten, beantwortet.

Dieses Interesse war zuerst bei mir in Addis Abeba durch Jacques Faitlowitsch wachgerufen worden, einen feurigen Idealisten, der schon in mittleren Jahren war und sein halbes Leben damit zugebracht hatte, die Lage dieses isolierten Völkchens, dem er selbst angehörte, zu verbessern. Nun befand ich mich mitten unter diesen Leuten, die zurückgezogen von den christlichen Nachbarn leben und seit Jahrhunderten von der Hauptmasse der Anhänger ihrer Religion losgelöst sind.

Vor wieviel Jahrhunderten und in welcher Weise die Spaltung stattgefunden hat, und ob die Falaschas tatsächlich einen anderen Ursprung haben als die semitischen nomadischen Stämme jenseits des Roten Meeres, das sind Fragen, die bis jetzt noch nicht genügend geklärt sind. Das Wort Falascha hat verschiedene Bedeutungen. Im Amharischen heißt es „verbannt“ oder „ausgestoßen“, die Falaschas nennen sich selbst: Beta Israel, das Volk Israel. In dem Gewirre von Tatsachen und Legenden, aus dem die Geschichte Abessiniens besteht, ist der Abschnitt, der sich mit diesen Juden befaßt, der unklarste und zugleich der interessanteste. Einige Forscher vertreten die Meinung, daß sie rein semitischen Ursprungs sind, andere halten sie für Nachkommen afrikanischer Urvölker, die zum Judentum übergetreten sind.

Daß die Falaschas direkt von Palästina, und zwar vor der Einwanderung der Vorfahren der übrigen Abessinier gekommen sind, wird von ihnen sowohl als auch von ihren christlichen Nachbarn angenommen, ist aber wenig wahrscheinlich. Das abessinische Volk hat nach eigenem Ausspruch und nach allen feststellbaren Tatsachen einen grundlegenden Bestandteil jüdischen Blutes. Es sind natürlich keine Autoritäten in der abessinischen Ethnologie, aber geschäftige Abenteurer im Irrgarten der Legenden, die für einen wenigstens teilweisen semitischen Ursprung eintreten und im Leben des Volkes vielfach Spuren jüdischer Sitten finden.

Die logischste Erklärung für das Bestehen der Falascha-Enklave ist daher die, daß sie, als der größere Teil Abessiniens im vierten Jahrhundert zum Christentum überging, ihrem alten Glauben treu geblieben sind. Standhaft bleibend haben sie sich in ein abgelegenes Gebiet zurückgezogen, um einmal der Verunreinigung, andererseits aber der Verfolgung durch die Christen zu entgehen. Und infolge dieser Abschließung, durch Heiraten innerhalb ihrer Gemeinschaft und hartnäckiges Festhalten an den Gebräuchen und den rituell festgelegten Denkformen haben sie ihren Glauben und ihren Typus durch die Jahrhunderte bewahrt.

Aber wie dem auch sei, die Tatsache besteht: Sechzehn Jahrhunderte lang, nachdem Abessinien christlich wurde, lebt innerhalb ihrer Grenzen eine isolierte Gruppe von Menschen, die behaupten, zum auserwählten Volke zu gehören und nach dem mosaischen Gesetz zu leben. Die Falaschas waren so lange abgeschnitten von allen anderen Anhängern ihrer Religion in anderen Teilen der Welt, daß ihre Tradition nichts von der babylonischen Gefangenschaft weiß. Sie kennen den Talmud nicht; nicht einmal ihre Priester ver-

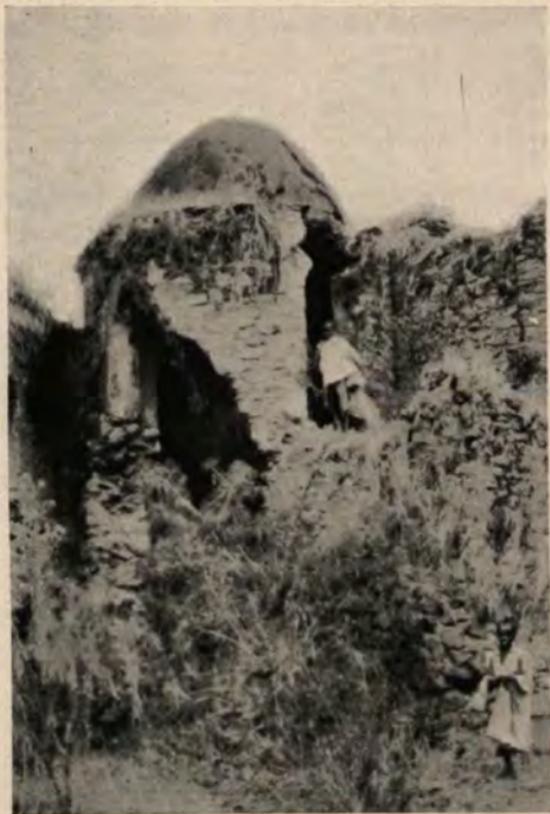
stehen Hebräisch. Daß die Falaschas unter diesen Umständen ihre alte Überlieferung so lange unverändert lebendig erhalten haben, erscheint einigen Forschern allzu sonderbar, um wahr zu sein, so daß sie die Theorie aufgestellt haben, daß gewisse hebräische Dokumente in den Ruinen von Gondar verborgen liegen; aber das ist eine Vermutung, die im Grunde genommen nur den vielen abessinischen Legenden noch eine neue hinzufügt.

Obwohl diese ihrem Glauben getreuen Juden sich schon zu Beginn der christlichen Ara des Landes auf die Hochflächen von Semien zurückgezogen haben oder dorthin vertrieben worden sind, wo sie unter eigenen Königen lebten, haben sie doch ihren großen Tag in der abessinischen Geschichte gehabt. Während des zehnten Jahrhunderts — genaue Zeitangaben selbst für diese verhältnismäßig späte Periode sind nicht möglich — brachte Judith, die Nachfolgerin ihres Gemahls, König Gideons, auf dem Thron, ihr Volk zum Aufstand gegen die abessinischen Herrscher. Sie ließ vierhundert Mitglieder der salomonischen Königslinie töten, riß die Macht an sich und regierte vierzig Jahre lang. Wie lange die Herrschaft in den Händen von Falaschas blieb, ist nicht bestimmt zu sagen. Auf Judith folgten die Zagae. Viele Fürsten dieser Linie waren Christen. Der Falascha-Aufstand bildete die Ursache der drei Jahrhunderte langen Unterbrechung der salomonischen Dynastie, die sonst beständig den Thron innehatte. Der von Judith veranstaltete Massenmord war erleichtert worden durch die abessinische Sitte, die Mitglieder des königlichen Hauses in einer natürlichen Festung — dem Debra Dama — unterzubringen, aber ganz hatte sie ihre Absicht einer restlosen Vernichtung nicht erreicht, da einer der Betroffenen

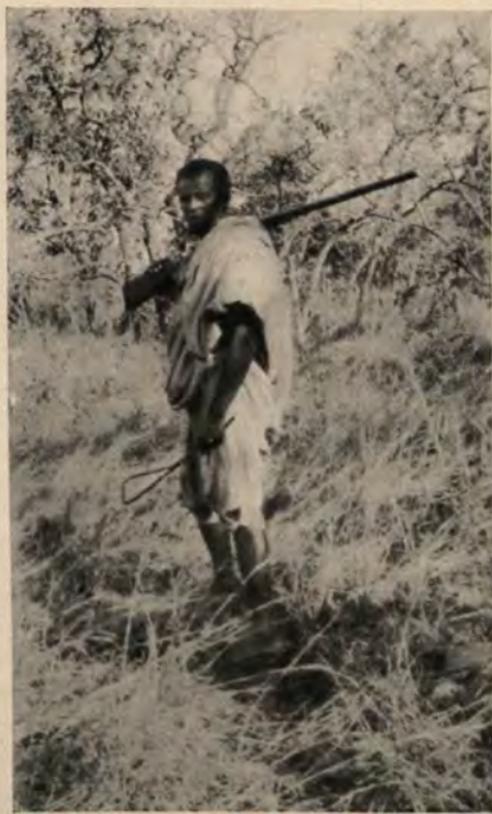
entkommen war. Einige Zeit später gelang es dessen Erben, die Herrschaft über die Provinz Schoa an sich zu reißen.

Es gibt keinen Bericht noch eine Legende, die darauf hindeutet, daß während der nächsten drei Jahrhunderte von der salomonischen Linie irgendein Versuch gemacht worden wäre, den verlorenen Thron wieder zu besetzen. Aber gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts sicherte der Schoa-König Yekuno Amlak, Nachkomme Menelik I., die kaiserliche Macht über Abessinien sich und seinem Hause. Diese Tatsache steht fest, und über die Art, wie sich der Vorgang vollzog, gibt es zwei Lesarten. Die erste besagt, daß Yekuno Amlak den Zague-Herrscher Macuete Laab in der Schlacht besiegte. Diese einleuchtende Auffassung findet aber wenig Glauben. Die allgemeine Ansicht geht dahin, daß Yekuno Amlak mit Hilfe des christlichen Priesters Tekla Haimanot von dem Zague-Herrscher einen widerstandslosen Verzicht auf den Thron zugunsten des salomonischen Königs erreicht habe. Der dankenden Linie wurden große Zugeständnisse gemacht. Macuete Laab erhielt die Herrschaft über die Provinz Lasta für sich und seine Erben für ewige Zeiten, Befreiung von Steuern und Tributen, das Recht, silberne Kesselpauken zu gebrauchen, auf einem goldenen Stuhl zu sitzen und im Falle des Aussterbens der salomonischen Linie auf den abessinischen Thron zurückzukehren. Tekla Haimanot wurde für seine großen Verdienste als Vermittler die Zusage gemacht, daß ein Drittel von den Einkünften des Reiches an die Kirche fallen und daß der Abuna (Oberhaupt der Kirche) niemals ein Abessinier sein sollte. Tekla Haimanot wird als Heiliger verehrt.

Angaben über die heutige Zahl der Falaschas, die auch nur einen gewissen Grad von Zuverlässigkeit haben, kann



Ruinen des Löwenzwingers im Schloß  
Area bei Gondar



Unser Jagdmeister, Tana-See



Der Rahen in seinem Gehöft in  
Zenda



Der Rahen beim Studium alter Bücher

man kaum machen. Sie schwanken zwischen sieben- und zweihundertundfünfzigtausend. Die erste Ziffer gibt ein Rabbiner, der vor zwanzig Jahren von der Alliance Israélite Universelle zur Unterstützung der Falaschafrage in ihr Gebiet gesandt wurde. Doch scheint die Genauigkeit seiner Schätzung unter der Schwierigkeit der Aufgabe bei den gegebenen Umständen gelitten zu haben. Leute, die jetzt unter den Falaschas tätig sind und die kleinen im Elefantengras versteckt liegenden Dörfer einigermaßen kennen, schätzen die in Frage kommende Bevölkerung auf fünfzig- bis hunderttausend Seelen. Einige Lufuls, die als Behausung für eine Familie oder eine Sippe dienen, bilden ein Dorf. Wo irgend möglich, gibt es eine Mesgid und einen Kahan, eine Synagoge und einen Priester. So abseitig haben die Falaschas viele Jahrhunderte gelebt; sie selbst betrachten sich als den Nachbarn überlegen, werden aber von diesen wiederum als minderwertig beurteilt. Die Lage der Juden ist also hier im kleinen dieselbe wie sonst in der ganzen Welt.

Für meine Absicht, über die Falaschas während meines kurzen Aufenthaltes unter ihnen ein möglichst treues und klares Bild zu erhalten, war der Umstand günstig, daß ich Freunde in beiden Lagern besaß. Bei meinen Unterhaltungen mit Jacques Faitlowitsch in Abdis Ubeba war ich stark beeindruckt worden von seiner Geschicklichkeit und seinem Ernst. Als Gelehrter und Idealist hatte er fünf- undzwanzig Jahre dafür gearbeitet, für sein isoliert lebendes Volk das Interesse und die Unterstützung der Juden in der übrigen Welt zu gewinnen. Er hatte versucht, den Kindern der Falaschas die gleiche Erziehungsmöglichkeit zu vermitteln, die durch christliche Missionare geschaffen wird, und

die die Lage des ganzen Volkes innerhalb des Landes, in dem sie gequält und unterdrückt werden, verbessern.

Faitlowitsch und seiner Schwester ist es gelungen, in Abdis Abeba für die Falaschas, die als Zimmerleute, Maurer und Goldschmiede in Ras Taffaris Diensten stehen, eine Schule zu gründen, wo auch deren Kinder unterrichtet werden. Diese Schule, die von dem amerikanischen Pro-Falasha-Komitee erhalten wird, steht unter der unmittelbaren Leitung von Saamrat Emanuel, einem Falasha, dessen Ausbildung in Italien und Deutschland gleichfalls auf die Bemühungen Faitlowitschs zugunsten der Falaschas unter der Judenwelt zurückzuführen ist. Hauptsächlich Faitlowitschs Wirksamkeit wird auch die Tatsache verdankt, daß die genannte Organisation 1908 eine Kommission nach Abessinien sandte, die Untersuchungen über die Frage, ob die Falaschas tatsächlich jüdischen Ursprungs sind, über ihre gegenwärtige Lage und die Mittel, diese zu bessern, anstellen sollte. Die Kommission stand unter der Führung des Rabbiners Haim Nahoum, der dieser Arbeit drei Monate widmete. Sein Bericht läßt erkennen, daß er niedergedrückt von den Schwierigkeiten der Reise und enttäuscht war von der geringen Größe und Anzahl der Dörfer, enttäuscht anscheinend auch, daß die Synagogen, von denen man ihm erzählt hatte, sich nur als Hütten erwiesen, die sich in Form und Größe kaum von den Bohnenhäusern unterschieden.

Es ist seltsam, daß ein Rabbiner nicht gefühlt haben sollte, daß das Gebäude, in das die Menschen zum Gottesdienst gingen, doch wohl Synagogen sein mußten, einerlei in welchem Stil sie erbaut oder wie groß sie waren. Er war nicht dafür, Leute hinzusenden, die unter der Falasha-Be-

völkerung wirkten, sondern schlug vielmehr vor, das Problem durch Auswanderung, die in Ernythraa und Abdis Abeba ihr Ziel haben sollte, zu lösen. Obwohl Nahoum nicht von der palästinensischen Herkunft der Falaschas überzeugt war, beobachtete und beschrieb er viele Einzelheiten in ihrem Leben, die ganz dem mosaischen Gesetz entsprechen.

Was von den Juden in der großen Welt für das ihnen verwandte Volk in Abessinien getan worden ist, wird aufgewogen durch das, was christliche Missionare in ihrem Bemühen, es von seinem alten Glauben abzubringen, geleistet haben. Seit siebzig Jahren, nur gelegentlich unterbrochen infolge feindseliger Haltung der Herrscher, hat die Londoner Mission für die Bekehrung der Juden Sendboten im Falascha-Distrikt unterhalten. Die ersten waren Flad und Aron Stern, die 1859 mit ihrer Tätigkeit begannen. Auf sie folgte ein jüngerer Flad, der sich so völlig das Vertrauen höchster Stellen im christlichen Abessinien erwarb, daß er heute, nachdem er sich nach der Schweiz zurückgezogen hat, mit der Aufgabe betraut worden ist, die Tochter Ras Taffaris zu erziehen. Des älteren Flad Buch: „Sechzig Jahre Falascha-Mission“ interessiert mich ebenso stark wie der Bericht des Rabbiners Nahoum; nicht wegen seiner religiösen Ansichten, sondern zum Studium der Frage, ob die Falaschas wesentlich Juden sind oder nicht.

Das bei mir bereits vorhandene starke Interesse hatte meinen Blick für die Beobachtung geschärft, als ich bei dem Vertreter der Londoner Mission in Jenda eintraf. Baur war ein warmherziger und unterrichteter Gastgeber. Er zeigte sich bereit, mich überall hinzuführen, zu dolmetschen und mir alles zu erklären. Wir waren von Falaschas umgeben; die meisten von ihnen in Jenda selbst waren zum

Christentum übergetreten. Diejenigen in den weiter abliegenden Dörfern hingen noch fest an ihrem alten Glauben. Die Köchin auf der Mission war eine getaufte Falascha, der Hausboy war ihr Sohn.

Mein Zelt brauchte nicht aufgeschlagen zu werden. Man ließ mich in einer der Missionshütten wohnen, die durch einen Vorhang in zwei Räume geteilt worden war. Von ihrer Tür aus konnte ich Falascha-Handwerker beobachten, die mit dem Bau anderer Hütten beschäftigt waren. Zuerst trieben sie Pfähle in den Boden, die kreisförmig einen Raum von vier Meter Durchmesser einschlossen, und zwar so, daß sie nach oben hin gegeneinander geneigt waren, und befestigten sie dann untereinander mit Tauwerk. Dann machten sie sich an die Herrichtung der Wände; die Pfähle und die Zwischenräume wurden mit Stroh durchflochten und das Ganze mit einer Lehmschicht und diese wieder mit einer Schicht Kuhdung bedeckt. Der Bau stellt eine höchst einfache Arbeitsleistung für die abessinischen Handwerker dar. Sie, die als Zimmerleute, Maurer, Grobschmiede, Weber und Töpfer tätig sind, werden manchmal nach anderen Gebieten des Landes gerufen, um dort ihr Handwerk auszuüben. Das Judenviertel in Gondar, genannt Kaila-Mjeda, welches schon seit König Fasil besteht, erhielt einen neuen Aufschwung, als die Kaiserin Zauditu Falascha-Arbeiter nach Gondar berief, um die Kirchen der Stadt zu reparieren. Wenn man die Tätigkeit der Juden in den meisten Ländern der Welt bedenkt, ist es merkwürdig, daß sie in Aethiopien keinen Handel treiben.

Wir unternahmen Ausflüge in die Umgegend und besuchten die kleinen Dörfer. All diese Siedlungen bilden in sich abgeschlossene patriarchalische Gemeinden, deren kleine

Häusergruppe von nur einer Sippe bewohnt wird. So weit auch diese Dörfer auseinanderlagen, so wußten sie doch genau übereinander Bescheid. In verschiedenen Ortschaften bemerkte ich eine etwas abseits und meist auf einer Bodenerhöhung gelegene Hütte. Das war die Mesgid, die Synagoge. Außerlich unterschied sie sich von einem christlichen Kirchentukul nur durch ein rotes Tongefäß auf der obersten Spitze, das die Rolle des Kreuzes einnahm. Die innere Ausstattung indessen entsprach ganz dem jüdischen Gottesdienst. Auf dem Tische sah man das Gesezbuch und zwei Tongefäße. Das eine davon enthielt die Asche einer roten jungen Kuh, die für die mosaische Reinigungsfeier bestimmt ist. In der anderen befand sich heiliges Wasser. In jeder Gemeinde, die eine Mesgid hat, wohnt auch ein Rahen oder Debtera. Obwohl es keine Spur von Hebräisch in der Umgangssprache der Falaschas gibt, geht das Wort „Rahen“ auf das hebräische „Cohen“ zurück.

Die Bewohner von einer der Hütten waren mit Töpferarbeiten beschäftigt, als wir uns näherten, versteckten die Arbeit aber schleunigst bei unserem Eintritt. „Töpferei bedeutet Falascha, und Falascha Schande“, bemerkte Baur. „Eines der Dinge, die wir zu bekämpfen haben, ist die Tatsache, daß die Leute sich taufen lassen in dem Glauben, sie könnten damit den Mühseligkeiten des Falascha-Daseins, insbesondere aber dem unangenehmen Zwang zur Arbeit, entgehen. Außerlich sind sie Christen, inwendig bleiben sie Juden. Die älteren Leute haben kein Verständnis für uns und unser Werk. Unsere Hoffnung richtet sich auf die Jugend.“

Der Patriarch eines anderen Dorfes war ein alter Weber, der seine Arbeit verließ, um mit uns zu plaudern. Baur

hatte diesen Ort noch nicht besucht, da er erst vor kurzem in Abessinien angekommen war, um die Arbeit nach einer erzwungenen Zurückziehung der Missionare wiederaufzunehmen. Der alte Mann musterte ihn mit lebhaftem Interesse. Sie führten ihre Unterhaltung, die Baur mir übersetzte, in amharischer Sprache.

„Ich hörte, daß ihr Missionare wieder in Jenda seid“, sagte der Alte, „und ich hatte gehofft, etwas zu erhalten.“

„Etwas zu erhalten?“ fragte Baur.

„Ja, Tesvar.“

Tesvar bedeutet Hoffnung, im vorliegenden Falle war Geld gemeint. Wenn ein Arbeiter eine Tätigkeit ohne bestimmte Lohnforderung anbietet, sagt er, er arbeitet mit Tesvar, womit er andeuten will, daß er nicht nur hofft, Geld zu bekommen, sondern mehr Geld, als ein etwa festgesetzter Lohn betragen würde.

„Aber warum soll ich Ihnen Geld geben?“ fragte Baur.

„Wir haben die Bibel gebracht.“

Der alte Weber lächelte. „Die Bibel hatten wir bereits, bevor Sie kamen. Was Sie hinzugefügt haben, bedeutet keine Verbesserung.“

In der Nachbarschaft von Baur, fünf Minuten vom Sitz der Mission entfernt, wohnte Alaka Michael Argawi, der bei der Übersetzung der Bibel in die amharische Sprache mit half. Jetzt über achtzig Jahre alt, war er einer der ersten Befehrten der Londoner Mission. Seit dieser Zeit ist er der bedeutendste Mitarbeiter der Missionare unter den Falaschas gewesen. Als treuer Gehilfe der beiden Flads war er zweimal in Europa, um Geld und Unterstützung für die Mission in Abessinien zusammenzubringen.

Jeden Nachmittag während meines Aufenhalts in Jenda

kam Argawi zur Mission, um sich ein wenig mit mir zu unterhalten und um eine Zigarette zu rauchen. Er war der einzige Abessinier, bei dem ich die gesellige Gewohnheit des Rauchens gefunden habe, vielleicht hatte er sie in Europa angenommen. Mit seiner Hakennase und seinem Bart, einer schwarzen Kappe und seiner über die gebeugten Schultern geschlungenen Schamma, sah er wie ein alter Jude mit dem Gebetstuch aus. Seine Rede war voll von Erinnerungen an die Tage seiner Wirksamkeit, an seine Reisen nach England, Deutschland und der Schweiz. Insbesondere sprach er von London, das er im Jahre 1885 besuchte. Seine Bewunderung für alle europäischen Dinge, vor allem der britischen, kannte keine Grenzen. „Als ich im Piccadilly stand, dachte ich, die Europäer leben im Vorhofe des Himmels. Wir Afrikaner leben im Vorhofe der Hölle. Und doch sind wir so stolz und hochmütig . . .“

Seine Begeisterung für Europa wurde in der Heimat nicht gut aufgenommen. Zusammen mit dem älteren Flad erschien er vor König Theodor. Der König sprach sich sehr freundlich über die Engländer im allgemeinen und über die Londoner Mission im besonderen aus, was Flad ermutigte, ihm zu erzählen, daß bald eine amharische Bibel für den religiösen Unterricht im Volke fertig sein würde. Dabei wies er auf Argawi als seinen Mitarbeiter bei der Übersetzung hin.

Theodors Züge verfinsterten sich. „Wir brauchen keine Bibel in amharischer Sprache, wir haben bereits eine in äthiopischer Sprache.“ Und zu Argawi sagte er: „Abessinier tragen keine Schuhe. Wenn du dich noch einmal in Schuhen vor mir sehen läßt, lasse ich dich in Ketten legen.“

Im Gegensatz zu diesem aufrechten und tüchtigen Kon-

vertiten steht ein ebenso aufrechter und tüchtiger junger Falascha, Abraham Ben Meir, der jetzt in Paris lebt und dessen brennendster Wunsch es ist, zu seinem Volke zurückzukehren und ihm etwas von der in Europa erworbenen Bildung zu vermitteln. „Ich werde bestimmt mit dem Unterricht beginnen, aber ich muß für meinen Lebensunterhalt noch eine andere Tätigkeit ausüben, der Talmud verbietet, für Unterricht Geld anzunehmen.“

Als Sohn eines Webers hat Abraham seine Kindheit in einem Dorf bei Gondar verbracht. Die nächste jüdische Schule war eine Tagereise weit entfernt. Er besuchte infolgedessen die christliche Schule, nahm aber jeden Abend, sobald er heim kam, ein Bad, um die christliche Verunreinigung abzuwaschen. Nach dem Abendessen ging er zum Rahen des Dorfes zum Religionsunterricht.

Der Sabbat wird von den Falaschas in der Form gefeiert, daß man sich im Freien aufhält und, im Grase liegend, sich über religiöse Gegenstände unterhält. Die in der Synagoge beobachtete Trennung der Geschlechter wird auch bei der Feldarbeit durchgeführt. Frauen und Mädchen gehen auf die eine Seite des Ackers, Männer und Knaben auf die andere.

Als Abraham zehn Jahre alt war, wurde er nach Wien geschickt und im orthodoxen jüdischen Glauben erzogen. Er stellte fest, daß die vorgeschriebenen Gebräuche und die Formeln des Rituals, die er in der Hütte des Rahen und bei seinem Vater gelernt hatte — Glaube und Gesetz wird bei den Falaschas von jeher mündlich überliefert — im wesentlichen identisch sind mit der jüdischen Lehre, die ihm auf dem Wege über die in Europa erlernte hebräische Sprache vertraut wurde.

Die Kluft, die die Falaschas von ihren christlichen Landsleuten trennt, ist lediglich religiösen Ursprungs. Weder in den Zügen noch in der Hautfarbe gibt es einen Unterschied. Auch die Kleidung ist dieselbe, mit der Ausnahme, daß die Falaschas niemals das Kreuz tragen, das man so allgemein bei den Christen sieht. Sogar in den Lebensgewohnheiten gibt es oft überraschende Ähnlichkeiten, was auf den starken jüdischen Einfluß auf die abessinische Kultur zurückzuführen ist. Zum Beispiel wird sowohl von den christlichen als auch von den Falascha-Priestern der gleiche Stab gebraucht, das Ritual beider Kirchen enthält das Symbol des Regenbogens, beide verlangen die Beichte vor dem Priester, der die Vergebung erteilt, indem er dem Bußfertigen mit einem Zweig über die Schulter schlägt. Totenklage ist bei beiden Gruppen üblich. Die nächsten Angehörigen scheren ihr Haupt zum Zeichen der Trauer. Beide bringen sich aus Gram auf Stirn oder Schläfen manchmal so tiefe Wunden bei, daß sie dauernde Narben davon zurückbehalten. Daß diese letzte Sitte lange ein Stammesausdruck der Klage gewesen ist, erhellt daraus, daß Moses ein Verbot dagegen erlassen hat.

Aber so ähnlich die Gebräuche auch sind, dieser Unterschied bleibt in den meisten Fällen: die Sitten der abessinischen Christen erinnern an das Judentum, die der Falaschas sind das Judentum selbst.

Von den meisten Einzelheiten im Leben der Falaschas glaubt man, daß sie dem mosaischen Gesetz entsprechen. Das Gesetz über die Reinheit und Eßbarkeit der Wiederkäufer besteht auch bei ihnen. Sie essen das Fleisch der Rinder, Ziegen, Schafe, Antilopen und Giraffen; dagegen sind Pferde, Maultiere und Schweine verboten. Das Schlacht-

vieh wird durch Kehlschnitt getötet und muß gut ausbluten.

Beschneidung ist bei den Falaschas sowohl als bei den abessinischen Christen üblich, die letzten haben diese Maßnahme auch bei den Mädchen eingeführt. Die Eihehe gilt allgemein, das Konkubinats ist fast unbekannt. Ehescheidung kommt, wenn auch selten, vor.

Die Festtage stimmen fast ganz mit denjenigen der Juden in der übrigen Welt überein. Der Sabbat wird gefeiert von Sonnenuntergang am Freitag bis zum gleichen Zeitpunkt am Sonnabend. Der siebente Sabbat nach dem Fassika-Fest, das dem jüdischen Passah entspricht, Lengata Sanbat (altäthiopisch: Lengata = Liebe, Sanbat = Sabbat), wird heiliger gehalten als die anderen. Zur Feier desselben muß die Hütte viel sorgfältiger gereinigt werden als zum Sabbat. Nichts, was gärt, darf darin bleiben. Ungefäuertes Brot, Kitta, ganz ähnlich der Mase, wird gegessen. Esterai entspricht dem Jom Kippur. Es ist nur ein Totengedenktag, nicht ein Tag der Buße, wie sonst bei den Juden. Der Kol Nidre ist nicht bekannt. Esterai ist ein vollkommener Fasttag, der selbst für kleine Kinder gilt. Man verbringt den ganzen Tag in der Synagoge. Am Abend findet ein Festmahl statt, und zwar nicht nur für die Menschen — auch für die Vögel werden Körner ausgestreut.

Die beiden großen Feste Purim und Chanuka sind den Falaschas unbekannt.

Die Frage der geistigen und physischen Stärke der Falaschas ist Gegenstand umfangreicher Erörterungen gewesen. Nahoum berichtet, daß er sie schwach, degeneriert und unfruchtbar gefunden habe, aber er und die meisten anderen

Forschungsreisenden geben zu, daß die Falaschas fast ganz frei sind von Geschlechtskrankheiten, die unter den anderen Abessinern so verbreitet sind. Faitlowitsch erklärt sein Volk für das männlichste in Athiopien, sowohl in geistiger als körperlicher Hinsicht. Er zitierte den ehemaligen Gouverneur von Ernythraa, der die Falaschas die Intellektuellen von Abessinien nannte, und er selbst glaubt, daß auf ihnen die Hoffnung des Landes auf Fortschritt beruhe.

Auf mich machten sie im allgemeinen einen gesunden und lebhaften Eindruck. Eine robuste Natur erwartet man bei keinem Abessinier, aber soweit ich beobachten konnte, fällt für die Falaschas ein Vergleich mit ihren christlichen Landsleuten in körperlicher Hinsicht günstig aus. Es würde merkwürdig sein, wenn es nicht so wäre. Gerade ihr Fleiß muß anregend auf ihr Gehirn und auf ihre Muskeln gewirkt haben; darüber hinaus können die mosaischen Geseze über hygienische Dinge unter ihren Lebensbedingungen kaum zweckmäßiger sein, und diese sind von denen der mosaischen Zeit nur durch die Jahrhunderte getrennt, sachlich sind sie kaum abgewandelt.

Mein Aufenthalt unter ihnen erweckte in mir ähnliche Empfindungen, wie man sie beim Anblick von Dingen hat, die aus Jahrhunderte alten Gräbern zutage gefördert werden. Ich schlug eine Brücke von der Gegenwart in die fernste Vergangenheit hinüber. Biblische Berichte waren mir jetzt nicht mehr lediglich alte Religionsgeschichte, sie wurden zu Erzählungen vom Leben eines Volkes, das dem der heutigen Falaschas ähnlich war.

## Das Stromgebiet des Blauen Nils

Der verwundete Räuber — Amba Dschibdschiba — Meneliks Vertrag mit Großbritannien — Die Woitos — Legenden vom Tana-See

In Jenda gab es noch andere interessante Dinge außer den Falaschas. So befand sich dort zum Beispiel ein verwundeter Räuber, der die Veranlassung zu einer mehrtägigen Verzögerung unserer Abreise nach dem Tana-See wurde.

Der Mann war in Baur's Behandlung gewesen seit dem Tage seines Besuches in Gondar. Während der Abwesenheit des Missionars war eine Gruppe von Räubern bei der Mission erschienen, aber bevor sie dort eindringen konnten, war ein Streit unter ihnen entstanden, der mit einer allgemeinen Schießerei abschloß. Als Baur zurückkehrte, fand er den Angeschossenen mit von Würmern zerfressenen Wunden in einer Hütte in der Nähe der Mission. Die sachgemäße Sorgfalt, mit der er ihn zu behandeln versuchte, wurde von den Verwandten des Kranken durchkreuzt. Sie rissen den Verband ab, warfen die schweren Sandsäcke, die Baur benutzt hatte, um dem Bein eine sichere Lage zu geben, beiseite und riefen einen Priester herbei, der mit seinen Amuletten helfen sollte.

Zweimal am Tage gingen wir in die Hütte, um die Wunden auszuwaschen und den Verband zu erneuern. Der Geruch des verfaulten Fleisches, der Kuhdünger der Hüttenwände und der zur Abwehr böser Geister verbrannte Weihrauch vereinigten sich zu einem schrecklichen Gestank. Da wir kein Material besaßen, um einen Gipsverband zu machen, packten wir den armen Teufel in roten Ton und banden ihn an seinem Lager fest, und zwar so, daß seine Freunde die Knoten nicht lösen konnten. Die Frauen, die auf des Mannes Stöhnen horchten, hatten gewiß den Eindruck, daß Baur den

Räuber für seine Taten strafte, statt sich um seine Heilung zu bemühen.

Obwohl ich seit meiner Ankunft in Abessinien viel von Räubern gehört hatte, war dies doch die erste Begegnung mit einem solchen. Das Gebiet schien voll von ihnen zu sein. Erst kürzlich hatte eine Bande die kleine Tochter einer Schankala-Frau, die Wasser zur Mission brachte, weggeschleppt. Da das Kind acht Jahre und demgemäß heiratsfähig war, hatte die Mutter keine Hoffnung, es je wiederzusehen. Aber zehn Tage später kehrte es zurück. Es hatte eine Gelegenheit gefunden, zu entfliehen, während die Räuber in tiefem Schlaf lagen nach den Anstrengungen eines Mahls, bei dem sie einen Ochsen verzehrt und das rohe Fleisch mit Honigwein hinuntergespült hatten. Der Ochse und der Letsch entstammten wahrscheinlich einem den Räubern gelieferten Dergo.

Als Bours Räuber in Jenda waren und die Gelegenheit, in die Mission einzubrechen, abwarteten, waren sie von den Dorfsinsassen mit Lebensmitteln versorgt worden. Diese Haltung der Einwohnerschaft gegenüber den Räuberbanden geht auf zwei Ursachen zurück. Im allgemeinen bilden die Räuber nur eine Gefahr für Reisende. Sie unterhalten einen Nachrichtendienst und sind lange vorher über die Ankunft von Karawanen unterrichtet, über die Anzahl der dazugehörigen Männer und Tiere und über die transportierten Waren. Die Dorfbewohner haben mit Ausnahme der Beitreibung des Dergos nichts zu fürchten. Der andere Grund für ihre friedliche Haltung ist der, daß die Räuber tatsächlich keinen besonderen Stand darstellen, sondern die Einwohner können alle an diesen Raubzügen teilnehmen und tun es auch. Einem Beamten, der mit seinem Schicksal unzufrieden ist, fällt es nicht schwer, sich den Räubern anzuschließen. Man

erzählte mir, daß kurz vor meinem Besuch einer von Ras Gugfas Schums sich erhoben, eine Bande bewaffneter Leute um sich versammelt und mit diesen Karawanen überfallen habe. Man begegnet in dem Distrikt auch dem Glauben, daß Ras Gugfa selbst Nutzen aus diesen Banden zieht. Wenn sie gefaßt werden, bringt man sie nach Debra Tabor, von wo sie nur gegen Lösegeld wieder freigelassen werden.

Zwischen unseren Pflugebesuchen bei dem verwundeten Räuber ritten wir in die Umgegend, um uns solche Orte anzusehen, die irgendwie in der abessinischen Geschichte eine Rolle spielen. Von Jenda glaubt man, daß es älter ist als Gondar. Seine Ruinen sind weniger gut erhalten als die der alten Hauptstadt. Vierzehn Abunas sind auf dem bei der St.-Georgs-Kirche liegenden Friedhof begraben. Hinter dem Missionsgebäude finden sich Überbleibsel des Lagers von König Theodor, in dem er einst den Knaben, der später Menelik II. wurde, gefangen hielt.

Einer unserer Ritte führte uns nach Umba Dschibdschiba, einem Berge, der als Landmarke dient und zugleich einen vorzüglichen Ausblick auf das ganze umliegende Land bietet. Zu seinen Füßen liegt der riesige glänzende Spiegel des Tana-Sees. In die gewaltige Wasserfläche desselben ragen viele Halbinseln hinein, deren grüne Wiesen von grasendem Vieh bedeckt sind. Der Berg selbst dient dem gleichen Zwecke wie die indischen Türme des Schweigens. Rund um die Kirchenhütte auf seiner Spitze befindet sich ein Begräbnisplatz, auf dem aber selten ein Grab gegraben wird. Hier liegen die Leichname, die man, festgebunden auf dem Lager, auf dem der Tod eingetreten ist, hinaufgetragen und auf den Abhang des spitz zulaufenden Berges niedergelegt hat, um den Aasfressern, nach denen der Berg seinen Namen trägt,

überlassen zu werden: Umba Dschibdschiba ist der amharische Ausdruck für Hyänen.

Nicht weit von der Hütte entfernt standen Ruinen einer steinernen Kirche. Es ist nichts von Interesse davon übriggeblieben als einige Steine, die beim Anschlagen Glockentöne erklingen lassen.

Endlich war für die Mannschaft und Tiere meiner Karawane das Ende der langen Untätigkeit gekommen. Baur, der mich auf meiner Reise nach der Grenze des Sudan bis Workdeba begleiten wollte, hatte den Räuber für so weit geheilt erklärt, daß man ihn der zweifelhaften Hilfe seiner Freunde überlassen konnte. Eine weitere Verzögerung unserer Abreise wurde durch den Wachtmann verursacht, den Baur angeworben hatte, um während seiner Abwesenheit einen zweiten Angriff der Räuber auf die Mission zu verhindern. Der Mann lehnte ab zu kommen, bis ein Verwandter, der gerade an Elephantiasis gestorben war, begraben sein würde. Es war materielles Interesse und nicht Beileidsgefühl, was ihn zu dieser Aufmerksamkeit veranlaßte. Nach abessinischer Sitte darf keiner, der möglicherweise als Erbe in Frage kommt, den Ort verlassen, bevor das Begräbnis stattgefunden hat, bei Strafe des Verlustes seiner Rechte an der Erbschaft.

Meine Karawane war bei dem italienischen Konsulat versammelt. Sie bestand aus sechzehn Maultieren und vierzehn Personen, einschließlich Ras Gugas Alaka, den Efendi den „Einfluß-Mann“ nannte, und eines Korporals mit Namen Woldefsamuel, den mir Konsul Frangipani geliehen hatte.

Eine Tagereise brachte uns an das Ufer des Tana, des schönen Bergsees, der das Sammelbecken des Blauen Nils ist, wie der Victoria Nyanza das des Weißen Nils. Von ihm

strömt das Wasser aus, von dem die Fruchtbarkeit der weiter unterhalb liegenden Länder abhängt.

Der üppige, vom Wasser abgesetzte Schlamm und auch das Wasser selbst machen den Tana-See zu einem Gegenstand internationaler Wachsamkeit. Mit Rücksicht auf die Baumwollfelder im Sudan und in Ägypten ist Großbritanniens Interesse an ihm so groß, daß es sich für alle Zeiten durch einen Vertrag geschützt hat, der im Mai 1903 mit Menelik II. geschlossen wurde. Der entscheidende Paragraph dieses Vertrages lautet:

„Seine Majestät, der Kaiser Menelik II., König der Könige von Äthiopien, vereinbart mit Seiner Britischen Majestät, daß er am Blauen Nil, am Tana-See oder am Sobat weder bauen will, noch anderen den Bau irgendeines Werkes gestatten wird, das die genannten Gewässer hindert, dem Nil zuzufließen, ohne Zustimmung Seiner Britischen Majestät und des Sudans.“

Daß dieser Vertrag nicht nur Menelik band, sondern ebenso auch seine Nachfolger, hat sich erst kürzlich gezeigt. Im Jahre 1927 ging Dr. Warkenah Martin im Auftrage der äthiopischen Regierung nach New York, um mit der dortigen White Company, einer amerikanischen Baufirma, über die Errichtung eines Dammes am Tana-See zu verhandeln. Das Stauwerk sollte das Eigentum Äthiopiens bleiben. Amerika war nur an dem technischen Unternehmen als solchem interessiert. Die Zeitungen brachten die Mitteilung, daß die Konzession vergeben sei, aber Dr. Martin, der sich auf seiner Rückreise nach Abessinien in Liverpool aufhielt, widersprach dieser Nachricht. Er habe kein Abkommen mit der amerikanischen Firma unterzeichnet, er stelle offiziell fest, daß seine Regierung nach dem Wortlaut des anglo-äthiopischen Ver-



Falafcha-Ghepaar beim Weben



Boitu-Dorf bei Dewafa am Tana-See



Lager bei Dewafa am Tana-See  
Faltboot Baur's und Eingeborenenboot



Bewohner von Uoa mit Dergo

trages kein Recht habe, einen solchen Kontrakt ohne Zustimmung Großbritanniens abzuschließen. Alle diesbezüglichen Verhandlungen waren der britischen Regierung zwecks Zustimmung vorgelegt worden, aber diese Zustimmung wird zweifellos ausbleiben, und demgemäß wird es wohl auch noch lange dauern, bevor am Tana-See ein Stauwerk gebaut wird.\*

Diese schöne und mächtige Wasserfläche liegt in einer Höhe von tausendsechshundert Meter. Ihr Durchmesser beträgt annähernd achtzig Kilometer, doch ist die Tiefe nirgends sehr groß. Uppiges Wiesenland, auf dem sehr viel Vieh grasen kann, umsäumt sie. Überall, wie auch schon in allen Gebieten, die wir seit Gondar durchquert hatten, sah ich Vögel mit farbenprächtigem Gefieder. Das Gewässer in der Nähe der Küste wimmelte von den mit Stangen fortbewegten kleinen Booten der Boitos, ein Stamm, dessen Dörfer in der Gegend verstreut liegen und der vom Fischen und von der Jagd in den umgebenden Bergen lebt. Von diesen Boitos heißt es im Buch der Könige, daß sie ein Zweig der Wato, eines alten am Nil wohnenden Volksstammes sind, und daß sie ursprünglich von den Kuschites abstammen. Während des zweiten Jahrhunderts vor Christi Geburt wurden die Watos durch eine Hungersnot den Blauen Nil hinaufgetrieben, wo sie sich

---

\* „The New York Times“ vom 18. März 1930 berichtet auf Grund eines Telegramms aus Addis Abeba, daß es der J. C. White Company in New York und der mit ihr verbundenen White Construction Company nach zehnjährigen Verhandlungen gelungen ist, die Zustimmung Englands zum Bau des Dammes zu erhalten. Ein entsprechender Vertrag ist im März dieses Jahres mit Zustimmung Ras Tafari zwischen der englischen und der abessinischen Regierung und den amerikanischen Interessenten abgeschlossen worden.

von Krokodilen, Nilpferden, Vögeln und Fischen ernährten. Ein Teil des Stammes blieb im Sudan, andere gingen weiter südwärts in das Gebiet des heutigen Galla-Landes, und hier erhielt sich ihr ursprünglicher Name Wato. Der Teil des Stammes, der sich am Tana-See niederließ, wurde von den arabischen Agazi besiegt. Weil die hungrigen Woitos wahllos alles aßen, wurden sie von den Siegern verächtlich Dihitos, Vielfresser, genannt. Von dieser Bezeichnung rührt die heutige Form ihres Namens her.

Die Watos im Sudan und Galla-Distrikt sind Mohammedaner, die Woitos tragen Amulette nach Art der Mohammedaner und der Christen, aber ihre Lebensformen entsprechen keiner der beiden Konfessionen.

Wenn wir nicht schon anderweitig darüber belehrt worden wären, hätten wir an den viereckigen Strohhütten erkennen können, daß dies Volk gänzlich verschieden von allen Einwohnern Ethiopiens war, die wir gesehen hatten.

In dem ersten Woito-Dorf, irgendwo zwischen Jenda und Dewasa, waren die Menschen versammelt, um an der Verteilung eines zerlegten Bullen teilzunehmen. Jeder Dorfbewohner hatte einen Teil zum Ankauf des Tieres beigegeben, jeder von ihnen hatte nunmehr einen Teil vom Verkaufspreis der Haut zu empfangen: Das ist ein Beispiel davon, wie die Woitos ihr Leben einrichten.

Im nächsten Dorf fanden wir um eine Strohhütte herum eine Schar von Leuten versammelt, die den Tod eines soeben gestorbenen Mannes beklagten. Über einem rauchenden Feuer wurden Hühner gekocht, die für ein Festessen nach der Trauer bestimmt waren.

Wir errichteten unser erstes Lager in der Nähe von Papyrusstauden und Schilf am Ufer des Sees. Noch bevor

die Zelte aufgeschlagen waren, fuhren Baur und ich mit unserm Boot, das ich bereits von Gondar her mitgeschleppt hatte, aufs Wasser hinaus. Es war vor Jahren nach Aethiopien gekommen, hatte aber lange herumgelegen und war für Bours und meinen Gebrauch auf dem italienischen Konsulat wieder zurechtgeflickt worden. Wir bestiegen es mit bösen Vorahnungen, die indessen durch keinerlei Mißgeschick bestätigt wurden. Der alte Klapperkasten erwies sich noch als seetüchtig, doch benutzte ich mein Angelzeug nicht, damit nicht etwa ein großer Fisch uns zum Umkippen brachte. Wir beobachteten die Woitos, die ins Wasser wateten und Fische mit dem Dreizack speerten. Andere fuhren mit Tanquas (Flöße aus Papyruschilf) und breiteten Nege aus, die aus Pflanzenfasern angefertigt waren. Sie stießen ihre Fahrzeuge mit Bambusstäben vorwärts und siegten in einem mit Baur veranstalteten Wettrennen, der Ruder benutzte.

Wir schossen wilde Gänse und Enten und bemerkten im Busch des Hinterlandes Spuren von Leoparden und Nilpferden. Eines Morgens brachen wir auf, um Büffel zu jagen, die reichlich vorhanden sein sollten. Aber wir brachten keine andere Jagdbeute als ein Wildschwein nach Hause. Eine Schar von Eingeborenen folgte über die Abhänge dem in einem Dickicht liegenden angeschossenen Tier. Ihre Eier nach Fleisch war eine neue Bestätigung, daß sie sich um das mohammedanische Verbot nicht kümmerten.

Auf diesem Jagdausflug führte uns ein alter Woito. Er war ein schweigsamer Mann und begleitete uns mit offenbarem Widerwillen. Ich fragte ihn nach seinem Namen, er sagte Baschai, was ungefähr soviel bedeutet wie Jagdmeister. Als er sah, daß wir den See sehr bewunderten, wurde er weniger scheu und unterhielt sich mit Baur. In seinen Ge-

sprächen kam immer und immer wieder ein Wort vor, das etwa klang wie „Geometrie“. Baur war nicht imstande, das Geheimnis aufzuhellen, was der alte Eingeborene mit diesem Zweig der Mathematik zu tun hatte. Er erzählte uns, daß ihm vor mehreren Jahren ein gewisser Geometrie eine Schrotflinte geliehen habe, und daß sie zusammen ungefähr hundert Reiher geschossen hätten. Seit dieser Zeit habe es niemals mehr so viele und so große von diesen Vögeln im Tana-Distrikt gegeben. Geometrie hatte dem Baschai gesagt, daß die Reiher sehr teuer bezahlt würden, und daß die Ferengi-Frauen sie auf den Köpfen trügen.

Einen Monat später erzählte ich diese Geschichte im Sudan und erfuhr sogleich die Lösung des Rätsels. Vor mehreren Jahren hatte eine britische wissenschaftliche Expedition den Tana-See-Distrikt besucht, und eines ihrer Mitglieder hieß George Metrix.

Die Scheu des Baschai war typisch für die Mitglieder seines Stammes. Die Woitos fürchteten die Annäherung von Fremden an den See, den sie mit Ehrfurcht als den Aufenthaltsort von Geistern betrachteten. Mit Hilfe der vereinigten Bemühungen Efendis und des Uaka bei einigen Eingeborenen erfuhr ich etwas über den Glauben der Woitos und diese geheimnisvollen Bewohner des Sees.

„Jeder Geist ist so groß wie eine Sykomore. Sie haben ein weißes Antlitz mit einem Bart, der horizontal absteht; außer den normalen Augen haben sie noch ein Paar davon auf der Hinterseite des Kopfes, ihre Füße sind doppelt so groß wie die der Menschen, Finger- und Fußnägel sind von phantastischer Länge, ihre Zähne ragen hervor in der Art wie Wildschweinhauer, sind jedoch noch größer als diese.

Die Geister tanzen während der Nacht zum Schlag der

Trommeln. Wir wissen das, weil wir die Trommeln hören können, wenn wir mit unseren Tanquas auf dem Wasser sind. Manchmal verlassen die Geister den See während der Dunkelheit und kommen ans Ufer, um Menschen zu töten. Wir können ihre Speere nicht sehen, aber wir wissen, daß sie in Menschenblut getaucht sind und sicheren Tod bringen. Die Geister besuchen unsere Frauen während der Nacht. Wenn diese schön sind, kommen die Geister immer wieder. Die Frauen wissen nicht, daß die Geister sie besucht haben, sie denken, sie haben geträumt. Diese Frauen gebären keine Kinder, aber sie werden schwanger und sterben. Man kann im allgemeinen nichts dagegen tun, aber manchmal gelingt es einem Priester, die Geister zu vertreiben.“

So lautet der Bericht eines der herbeibefohlenen Besucher. Ein anderer, den Efendi bereit fand zu sprechen, neigte dem Christentum zu, war aber von übernatürlichen Ereignissen im See und in seiner Umgebung überzeugt.

„Wir wissen, daß es Priester auf jeder Insel des Sees gibt“, sagte er. „Manchmal riechen wir Weihrauch und hören das Geläut ihrer heiligen Prozessionen. Es befindet sich ein heiliges goldenes Kreuz im See und noch viel anderes Gold und Silber, das aber nicht aufgefunden werden kann, bis die Ferengi den Tana-See abgelassen haben werden. Dann wird der Blaue Nil ein Kanal sein, der ins Paradies führt, das in Jerusalem liegt, der Teufel wird erscheinen und alle Menschen rufen, und das wird das Ende der Welt sein.“

Das etwa ist die Form, in der die Legende von Gog und Magog bei diesem Mischlingsstamm an den Ufern des Tana-Sees lebendig ist.

Aus alledem ist zu ersehen, daß die Schwarzen sowohl als

auch die Weißen im Tana-See eine Quelle der Macht, eine Art Schlüsselstellung erblicken. Die Schwarzen fürchten die Annäherung der Weißen, weil sie überzeugt sind, daß diese den See austrocknen und schlimme Ereignisse heraufbeschwören. Sie fürchten diese und erwarten sie doch wieder mit der Hilflosigkeit und dem Fatalismus der Primitiven. Die Weißen versuchen charakteristischerweise das Schicksal selbst zu meistern. Sie erkennen den Reichtum, der in den abfließenden Gewässern des Tana-Sees liegt, und denken sofort daran, Stauwerke zu errichten, mit anderen interessierten Mächte Verträge abzuschließen und diese zu umgehen.

## Zur Grenze des Sudan

Ein seltsames Dergo — Der Alkohol schmuggelnde Esel — Sklaven und Sklaverei — Räuber — Der Brief des jungen Athiopiens

Der letzte Abschnitt meiner Karawanenreise führte mich durch einen Teil Athiopiens, in dem Gesetz und Ordnung weniger Geltung hatten als in irgendeinem der Gebiete, die bereits hinter mir lagen. Der an der sudanesischen Grenze gelegene Distrikt entspricht darin den Grenzländern der ganzen Welt, daß auch er der Schauplatz vieler ungesetzlicher Unternehmungen ist. Räuberbanden, Sklaven- und Waffenhandel und Schmuggel aller Art finden hier ein reiches Feld.

Es war unbestimmt, wie lange die Reise von Uloa am Tana-See bis zur Grenze dauern würde, denn Woldesamuel, dem die Führung übertragen war, erklärte, daß er Richtwege kenne, die geringere Schwierigkeiten böten und demgemäß die Zahl der Marschtage vermindern würden.

Als wir von Uloa aufbrachen, verließen wir, uns nach Westen wendend, gleichzeitig den Tana-See. Halbwegs nach Worfdeba, unserer ersten Lagerstätte, sahen wir eine durch das Elefantengras auf uns zukommende Menschengruppe, die aus einem Reiter und einem Duzend bewaffneter Fußsoldaten bestand. Außerdem bemerkte man einen Esel, der mit einer schweren Last beladen war. Der Führer reichte mir ein Schriftstück, das Efendi übersetzte:

„Dies ist Kandjasmatsch Blay. Er wird Ihnen ein Geschenk von mir übergeben. Ich wünsche Ihnen eine gute Reise.  
Ras Gugsa“

Dies war trotz des Briefes von Ras Gugsa die erste Ankündigung eines Dergos im Tana-See-Distrikt. Die Schums hielten sich verborgen, und der Mlaka konnte oder wollte nichts dagegen tun. Es war die Rede davon, daß man uns für Räuber gehalten habe, was unsinnig war, auch schon deswegen, weil wir auch als solche berechtigt gewesen wären, Dergo zu empfangen. Aber nachdem Gugsas Vertreter mit seinem beladenen Esel erschienen war, fühlte ich mich etwas enttäuscht. Wir hatten davon gehört, daß sich eine Bande von zweihundert Räubern zwischen Uloa und der sudanesischen Grenze aufhalte, und ich hatte gehofft, Ras Gugsa würde mir noch eine weitere Eskorte stellen. Da ich jedoch nur ein Geschenk statt Hilfe erhalten sollte, beauftragte ich Efendi, dem Führer Grüße auszurichten und ihn zu ersuchen, mit uns zu einem in der Nähe liegenden bewaldeten Hügel zu reiten, wo ich die Gabe in gehöriger Form entgegennehmen könnte.

Baur und ich saßen auf einem Felsen. Meine Leute und die fremden Soldaten standen um uns herum. Efendi stand neben mir und sah glücklich und stolz aus, weil sein Herr in

seinem Lande so gastfreundlich aufgenommen wurde. Die große Holzkiste auf dem Rücken des Esels ließ ein Abschiedsgeschenk vermuten, das bedeutend genug war, um alle erlittene Nichtachtung und Unhöflichkeit vergessen zu machen.

Meine eigenen Erwartungen waren hochgespannt, ich hoffte auf eines der Löwenfell-Capes, das ich so gern gehabt hätte. Aber das Lächeln schwand von Esendis Antlitz und, ich fürchte, auch von dem meinigen, als die Kiste abgeladen und geöffnet wurde. Sie enthielt achtzig Kilogramm Butter.

Überhaupt kein Geschenk würde eine Nichtachtung bedeuten haben, dieses war fast eine Beleidigung. Sowohl Baur als auch Esendi und Woldesamuel glaubten, daß Ras Gugsas dem Randjasmatsch befohlen habe, ein geeignetes Geschenk zu überbringen, daß aber dieser einfach durch das Land gezogen sei und die Butter statt einer Steuer gesammelt habe. Ras Gugsas Befehl von Debra Labor aus hatte Randjasmatsch in seinem Hause im Woggera-Distrikt erreicht, und er hatte vier Tage gebraucht, um mich zu treffen. Acht Marschtage mit dreizehn Mann, um eine Last Butter an jemand auszuliefern, der keinen Gebrauch davon machen konnte, das war ein Witz, der dazu noch nicht einmal eine Pointe hatte.

Ich erklärte mit aller Deutlichkeit, daß ich das Geschenk für eine Beschimpfung hielt, und ich glaube, dies war eine der wenigen Gelegenheiten, bei der Esendi meine Bemerkungen wortwörtlich übersetzt hat. Doch hatte ich nicht die Absicht, mich mit einem Abgesandten Ras Gugsas zu überwerfen, besonders wenn er von zwölf bewaffneten Leuten begleitet war, und ich versuchte ihn zu bewegen, mich durch das von

Räubern unsicher gemachte Gebiet zu begleiten. Das lehnte er mit dem Hinweis ab, daß er lediglich den Auftrag gehabt habe, das Geschenk und die Grüße Ras Gugas zu überbringen. Er ersuchte um Empfangsbestätigung für die Sendung, die ich in folgendem gab:

„Workebeba, 19. Februar 1929

Seiner Exzellenz Ras Guga,  
Debra Tabor

Sir!

Hiermit bestätige ich, durch Randjasmatsch Blay eine Kiste mit Butter erhalten zu haben. Ich danke Ihnen.

Hermann Norden.“\*

Als der Alaka hörte, daß der Randjasmatsch und seine Eskorte wieder zurückmarschiere, wünschte er ebenfalls zu gehen. Er sagte, er fühle sich nicht wohl, vor uns läge auch ein Fiebergebiet, in dem er zweifellos ernstlich erkranken würde.

Da die Regenzeit erst später einsetzte, wußte ich, daß seine Ausreden der Begründung entbehrten, und hielt ihm Ras Gugas Brief unter die Nase, in dem es hieß, der Alaka würde mich durch Gugas Gebiet begleiten, was soviel bedeutete als bis Metemma, einem abessinischen Dorf an der sudanesischen Grenze. Baur und Efendi übersetzten meine dazugehörigen Randbemerkungen, bis der Alaka schließlich

---

\* Dem Verfasser wurde auf seiner Rückfahrt von einer Asienreise in Dschibuti folgendes mitgeteilt: Ras Guga hatte sich im Frühjahr dieses Jahres mit etwa sechs- bis achtausend Mann gegen Ras Tafari erhoben, wurde aber von diesem unter Mitwirkung ausländischer Bombenflugzeuge vernichtend geschlagen und getötet.

seine Einwendungen aufgab und sich zur Weiterreise mit uns fertig machte.

Baur verließ mich in Worfdeba, um wieder nach Zenda zurückzukehren. Als er noch bei uns war und bevor ich den Randjasmatsch verließ, inspizierte ich meine Karawane, und zwar geschah das, um einer gewissen Sache auf den Grund zu kommen. Seit unserem Ausbruch hatte ich die Tiere niemals nachgezählt oder der Ladung besondere Beachtung geschenkt, mit Ausnahme eines kurzen Rundblickes auf das Ganze beim Abmarsch vom Lager, um zu sehen, ob nichts vergessen war. Ich hatte die gesamte Aufsicht Wolde-samuel, zu dem ich vollkommenes Vertrauen hatte, übertragen. Der Gedanke, daß meine Karawane sich vergrößert haben könnte, war mir niemals gekommen, bis ich, irgendwo zwischen Aloa und Dewasa bemerkte, daß ein mit zwei hölzernen Kisten beladener Esel beim Überschreiten eines Flusses tief in den Schlamm einsank. Ich dachte zuerst, daß meine Kisten mit Mineralwasser für das kleine Tier zu schwer seien. Dann fiel mir ein, daß meine Karawane ja aus Maultieren bestand und der eine Esel Baur gehörte, dessen altes Boot er trug. Nachdem meine Aufmerksamkeit durch den Neuankömmling wachgerufen war, stellte ich fest, daß der dazugehörige Treiber, ein schwarzer Schankala mit heiserer Stimme, ebenfalls nicht zu meiner Karawane gehörte. Das mußte geklärt werden. Ich ließ also das Ganze haltmachen und ordnete eine Untersuchung der Lasten an. Es ergab sich, daß meine Karawane sich außer dem Esel auch noch um zwei Maultiere vermehrt hatte, und daß alle drei Tiere mit italienischem Kognak aus Erythräa und mit Urrak und Mastixschnaps aus Abessinien beladen waren.

Wann diese erstaunliche Erweiterung meiner Karawane

stattgefunden hatte, ließ sich natürlich nicht mehr genau klären, aber gewisse Feststellungen waren immerhin möglich. Irgend jemand, oder wahrscheinlich eine kleine Gesellschaft in Gondar, hatte den Plan ausgeheckt, mich zu einem Schnapschmuggler zu machen. Alkohol für Handelszwecke darf gesetzlich nicht über die sudanesishe Grenze gebracht werden. Es war klar, daß man gehofft hatte, die verbotene Ladung als mein Eigentum durchzubringen, um sie dann für ein kleines Vermögen zu verkaufen.

Diese Sache machte die bereits schwierige Situation noch verwickelter. Mein Paß war nicht für den Sudan visiert worden, weil ich, als ich Äthiopien betrat, noch nicht wußte, daß ich es auf diesem Wege wieder verlassen würde. Auch hatte ich keine Erlaubnis, Waffen und Munition mitzunehmen. Und hier stand ich nun an der Grenze des Sudan mit Gewehren, Munition und Alkohol und hatte weder Bisum noch irgendwelche Einführungschriften. Ich gratulierte mir selbst, daß ich den Alkohol noch rechtzeitig entdeckt hatte, so daß es mir möglich war, diese Seite des Problems noch vorher zu lösen. Ich ließ den Zollaufseher in Workdeba rufen und ihm die Kisten mit Schmugglerware in Gegenwart Bours und des Randjasmatsch übergeben. Dabei erinnerte ich mich mit einem Gefühl des Dankes der früher bewiesenen vernünftigen Haltung der Engländer und ließ meine Karawane mit dem Zuvertrauen, dessen ich noch fähig war, weitermarschieren.

Dorfbewohner folgten mir mit Geschenken in Gestalt von Eiern, Milch und Honig, und bald darauf begegnete ich einer Delegation von Priestern aus einem nahegelegenen Kloster. Das schien ein gutes Zeichen zu sein; ich hoffte, die Schwierigkeiten überwunden zu haben, und hielt den heiligen

Männern in Anerkennung ihrer Freundlichkeit eine kleine Ansprache, die Efendi übersetzte, wobei er ihnen sagte, daß ich ihnen Geschenke aus Amerika schicken würde.

Nachdem wir Worfdeba verlassen hatten, revidierte ich meine Karawane aufs neue. Da ich weder Efendi noch Wolbesamuel ganz vertraute, ritt ich zurück und wieder nach vorn, um mich zu versichern, daß ich meine Tiere richtig gezählt hatte, und hielt besonders Ausschau nach dem Esel mit seiner zu schweren Last. Alles schien in Ordnung zu sein. Später schickte ich meinen Boy Taschamusch mit dem gleichen Auftrag nach hinten. Er kehrte zurück und sagte immer von neuem wieder „ahia, ahia“, ein Ausdruck, der mir als das amharische onomatopoetische Wort für Esel bekannt war. Das kleine Vieh war im Gebüsch versteckt und zu meiner Karawane zurückgebracht worden, nachdem ich meine Inspektion beendet hatte. Ich ließ den Esel wieder zurückjagen und nahm mir vor, auf der Hut zu sein.

Von jetzt an wurde unser Pfad uneben und schwierig. Berge mußten erklimmen, steile Schluchten und reißende Ströme überschritten werden. Beim Gambe-Fluß führte der Weg über eine Reihe von vorspringenden Felsenkanten, auf denen es unmöglich war, im Sattel zu bleiben. Sogar an Stellen, wo der Abstieg nicht zu steil zum Reiten war, sperren dornige Bäume und Lianen den Weg. Es gab Strecken, an denen die Vegetation sehr spärlich war oder überhaupt fehlte. Unser Pfad führte hin und her zwischen riesigen Basalt- und Granitblöcken, und der Sandstein hatte durch Erosion malerische und groteske Formen angenommen. Bei Ambamahari, was soviel bedeutet wie „Barmherzige Quellen“, befinden sich heiße Quellen, die Bethesda genannt werden nach dem Teich neben dem Schafmarkt in Jerusalem.

Mein Wunsch, ein Bad zu nehmen, wurde im Reime erstickt durch den Anblick des schmutzigen Lämpels und der fünf oder sechs badenden Menschen, die offensichtlich syphilitisch waren und die Heilkraft des Wassers ausnutzten. Eine Woche lang sahen wir kein menschliches Lebewesen. Dieser Weg nach dem Sudan wird nur selten benutzt. Die Tierwelt war um so reicher vertreten, insbesondere gab es viele Affen, Gazellen und Antilopen.

Eines Morgens bemerkten wir Fußspuren, als wir durch den Bambuswald marschierten. Wir stellten fest, daß diese Fußabdrücke weder von Jägern noch von Karawanenführern herrührten, weil sie nicht von Tierspuren begleitet waren. „Wahrscheinlich Sklaven“, sagte Efendi, „die über die sudanesishe Grenze wollen.“ Etwas später stießen wir auf zwei bis auf einen Lendenschurz nackte Männer, die an einem Wasserloch saßen. Ihre schwarze Haut glänzte im Sonnenlicht. Ohne sich den Anschein zu geben, als ob sie zu uns hinübersahen, warfen sie verstohlene Blicke nach uns, während sie mit vollen Backen Kräuter und Wurzeln kauten.

Der Mafa, Efendi und Woldefsamuel setzten ihren Weg fort und gaben sich keinerlei Mühe, mit den beiden Männern ins Gespräch zu kommen, — eine unfreundliche Sitte, die anscheinend auf der ganzen Welt von Wüsten- und Bergwanderern geübt wird. Aber die Tatsache, daß er nicht mit den beiden gesprochen hatte, verhinderte Efendi nicht, mir alles möglich über sie zu erzählen. Er verließ sich dabei ebenso sehr auf sein Gefühl für Wahrscheinlichkeit wie auf seine Kenntnis ähnlicher Fälle.

„Sie sind Sklaven, aber frei“, sagte er und erklärte mir auf weiteres Befragen, daß diese Menschen zweifellos

Skaven irgendwo in Abessinien gewesen und ihren Herren in der Hoffnung entlaufen wären, die Grenze des Sudans zu erreichen, von wo aus sie nicht zurückgebracht werden könnten. Auf dem Wege wären sie wahrscheinlich, von Hunger getrieben, zu einem jener Klöster in den Bergen hinaufgeklettert und hätten die Priester, die weggelaufene Skaven gern als Hausgesinde annehmen, um Beschäftigung gebeten. Arbeit in einem Kloster gäbe einem Skaven Sicherheit. Sein Herr dürfe ihn aus einer dieser religiösen Institutionen nicht zurückfordern. Dieser Schutz gegen Gefangennahme entspräche der Unantastbarkeit, die einem Verbrecher gewährt sei, wenn er eine Kirche erreiche und die Glocke läute.

Indessen, das Arbeiten in Klöstern würde selbst zu einer Art von Sklaverei, da der Entwichene es ohne die Gefahr der Wiedergefangennahme nicht wagen könne, die schützenden Mauern zu verlassen. Aber nach einer gewissen Zeit, gestärkt und erholt durch Nahrung und Ruhe, setzten die Skaven ihre Wanderung fort, der Freiheit in einem anderen Lande entgegen.

Gerade so, wie ich meine persönliche Berührung mit Räubern und damit eine Vervollständigung aller gelegentlichen Informationen über sie erst am Ende meines Aufenthalts in Aethiopien erlebte, erwarb ich auch jetzt erst meine besten Kenntnisse über die Skavenfrage. Ohne daß ich etwas davon gemerkt hatte, befand ich mich seit Gondar in der Gegend der bedeutendsten Skavenmärkte. Von Esfendi erfuhr ich, daß, nachdem Ras Taffari dem Völkerbund versprochen hatte, die Sklaverei in Aethiopien abzuschaffen, ein geheimes Büro in Addis Abeba eingerichtet worden war, dessen Tätigkeit sich gegen den Skavenhandel richtete. Die Wirk-

samkeit dieses Büros, das seit 1924 bestand, wurde natürlich bald durch Bestechung geschwächt. Zu seinen Pflichten gehörte auch die Ausgabe von Erlaubnisscheinen für wirkliche Diener, die ihre Herren begleiten, und man hatte festgestellt, daß falsche Scheine, die Sklaven erlaubten, als Mitglieder der Familie ihres Herrn zu reisen, ausgegeben worden waren. Efendi erzählte mir, daß man ihm einen Posten in diesem Büro angeboten habe, aber Gewissenskrupel hätten ihn verhindert, die Stellung anzunehmen. Über diese nichtausgenutzte Gelegenheit als Beweis seiner Kenntnisse über das Thema Sklaverei in seinem Lande ließ sich Efendi sehr breit aus. Er erzählte mir, daß alle größeren Orte Sklavenmärkte hätten, aber zur Zeit seien die bedeutendsten in Gondar, Karata und an einem Ort in der Nähe des Tana-Sees, den er aber nicht nannte. Ich fragte Efendi, wie er verfahren würde, wenn er einen Sklaven kaufen wolle.

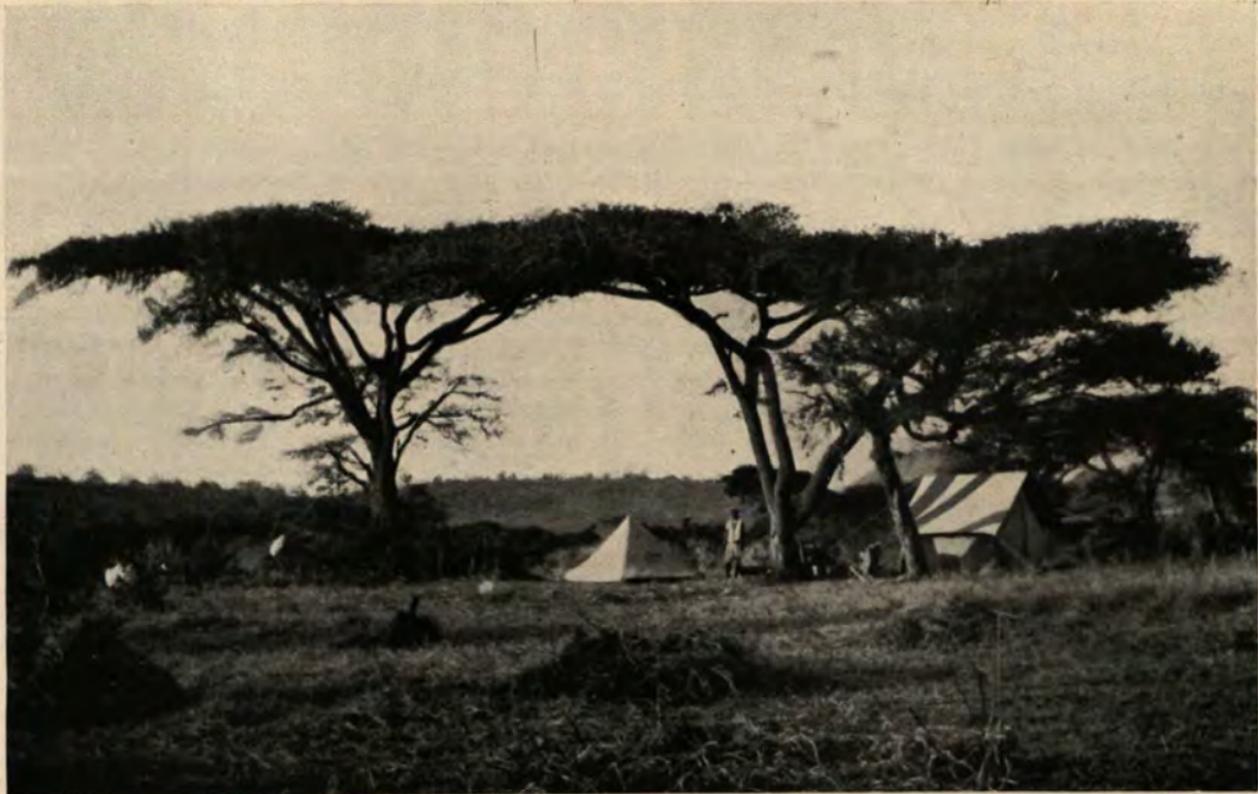
„Ich habe niemals einen gekauft“, erwiderte er, „aber wenn ich die Absicht hätte und einen guten Sklaven kaufen möchte, so würde ich auf den teuersten Markt gehen. Das ist Gondar, und zwar das mohammedanische Viertel der Stadt. Überall in meinem Lande liegt der Sklavenhandel hauptsächlich in Händen von Mohammedanern. Während ich ein Glas Talla oder Tetsch tränke, würde ich dem Händler sagen, was ich wünsche, ob einen Mann, eine Frau oder ein Kind, und ihm den Preis nennen, den ich anzulegen gedächte. Dann würde er mir aus dem Keller verschiedene Sklaven heraufholen, die vielleicht meinen Wünschen entsprächen. Die stärkeren von ihnen würden im Keller gefesselt, aber für die Dauer der Besichtigung freigemacht. Die angebotenen Sklaven erschienen vollständig nackt, und ich würde eine gründliche Untersuchung ihrer Körper vornehmen. Für

einen guten Sklaven müßte man ziemlich viel bezahlen; vierhundert Taler für einen, den mein Vater noch vor vierzig Jahren für dreißig Taler erworben hätte. Es hat eine Zeit gegeben, als der Preis eines Sklaven so niedrig lag, daß man ihn in Patronen erlegen konnte. Um den Sklaven nach Abschluß des Kaufes wegtransportieren zu können, brauchte ich ihm nur eine Schamma zu bringen, ihn in diese einzuhüllen und ihm einen Krug oder einen Korb in die Hand zu drücken. Wir würden dann auf den Markt gehen wie jeder andere Herr mit seinem Diener.

Schlimmstenfalls könnte ich den Schum oder einen anderen Aufseher mit einer kleinen Summe bestechen.“

Als ich Efendi nach der Herkunft der Sklaven, die auf diesen Märkten verkauft würden, fragte, erklärte er mir, daß die Händler sie durch Überfälle im Kongo- oder in den abessinischen Grenzgebieten bei den Stämmen, die Steuerzahlung an die Zentralregierung verweigern, holten.

Daß das Wesentliche der Behauptungen Efendis auf Wahrheit beruhte, wurde mir durch Äußerungen von anderer Seite her bestätigt und auch durch Lektüre, insbesondere des Kapitels über die Sklaverei in dem Werke des deutschen Schriftstellers Rein über Abessinien. Während meines Aufenthaltes in Gondar hörte ich, daß ein männlicher Sklave für hundert, ein weiblicher für zweihundert Taler am Markte zu haben sei. Der Preis dieser menschlichen Ware wird jede Woche zusammen mit anderen Marktpreisen nach Usmara telegraphiert. Im ganzen werden die Sklaven gut behandelt, obwohl es vorkommt, daß sie, nachdem die Ernte hereingebracht ist, auf ziemlich kleine Rationen gesetzt werden. Der Abessinier ist nämlich nicht vorausschauend genug, um genügend Nahrungsmittel für die Zeit von Herbst



Lager am Tana-See bei Dewasa



Ras Gugja schickt eine Kiste mit Butter



Der Alkoholschmuggler

zu Herbst aufzuspeichern, doch wird der Sklave vor Beginn der neuen Ernte wieder besser ernährt, wenn er auf den Feldern seines Herrn arbeiten soll, oder für Lohn, der seinem Herrn zu bezahlen ist, ausgeliehen wird.

Es scheint, daß der Hauptunterschied zwischen dem gegenwärtigen Sklavenhandel und dem vor Aethiopiens Beitritt zum Völkerbund darin besteht, daß er jetzt im geheimen und ohne Erlaubnis der Regierung ausgeübt wird mit Sklaven, die in Kellern versteckt, statt daß sie auf offenem Marktplatz, dukendweise an einen Pfahl gekettet, die Käufer erwarten. Doch verdient Ras Tafari Anerkennung für sein aufrichtiges Bestreben, die Sklaverei in seinem Königreich aufzuheben. Wer jemals den Versuch der Durchsetzung des Prohibitionsgesetzes in den Vereinigten Staaten oder die zwangsweise Durchführung eines unvollständigen Gesetzes irgendwo sonst in der Welt beobachtet hat, wird sich von den Schwierigkeiten der Abschaffung des Sklavenhandels in Aethiopien eine Vorstellung machen können.

Während der langen einsamen Tage, wenn meine Karawane auf den mühseligen Wegen langsam dahinwanderte und die steilen Abhänge zu den Ebenen des Sudans hinterstieg, hatte ich reichlich Gelegenheit, über solche Dinge nachzudenken. So menschenverlassen das Land um uns her ausah, so mußten doch wohl Dörfer in dem Distrikt nicht weit vom Wege versteckt liegen. Eines Morgens tauchte ein alter Mann auf und bot sich als Führer an. Ich nahm seine Dienste sofort an, denn Wolde Samuel schien am Ende seiner Weisheit angekommen zu sein. Bei dem Versuch, Richtwege zu finden, hatte er die Reise verlängert und ihre Schwierigkeiten vergrößert. Der alte Mann war groß, hager und ergraut; er trug einen Spigbart, aber keinen Schnurrbart.

Ich ließ ihn den Priesterstab mit der einen Hand tragen und eine Laterne mit der anderen. Diese beiden Gegenstände verliehen dem vor uns Herschreitenden den Eindruck eines symbolischen Pfadfinders. Bei Aftete, noch zwei Tagereisen von der Grenze entfernt, begegneten wir der ersten Karawane seit Gondar. Sie war von der Größe der meinigen, kam aus dem Sudan und wurde von einem alten Araber geführt. Wir schlugen unsere Lager dicht nebeneinander auf, und ich beobachtete, daß er drei bewaffnete Leute als Wache bei seinen Tieren aufstellte. Er meinte zu Wolde-samuel, daß wir gut tun würden, seinem Beispiel zu folgen.

Er sei nur mit Mühe einem Überfall entgangen, und wir wären alle beständig in Gefahr vor Räubern. Aber ich hatte so viel über diese Banden gehört, ohne mit ihnen zusammenzustoßen, daß ich Vorsichtsmaßregeln für überflüssig hielt. Am nächsten Morgen wurde ich jedoch Zeuge einer Straßenräuberei am helllichten Tage. Die überfallene Karawane war mit Kaffee, Kaliko und Kurantgeld beladen. Ein Duzend Räuber stürzte aus dem Gebüsch heraus, ergriff vier Esel am Halfter und verschwand mit ihnen im Dickicht. Das Ganze vollzog sich so blitzschnell, daß der Karawanenführer völlig hilflos dastand. Er war bemitleidenswert in seiner Verzweiflung, denn er war Mitbesitzer der gestohlenen Güter und gleichzeitig verantwortlich für deren sicheren Transport.

Ich war froh; viele Lichter an dem Platz, den wir für unser nächstes Nachtlager gewählt hatten, leuchten zu sehen. Drei Karawanen waren bereits dort, als wir ankamen. Im ganzen fünfzig Mann und zweihundertundfünfzig Tiere. Die Lasten bestanden, wie ich erfuhr, aus schwerem Leinen

aus Manchester, Baumwollstoffen aus den Vereinigten Staaten, aus Europa und etwas ungesponnener Baumwolle. Außerdem führte man eine größere Anzahl Mariatheresientaler bei sich, den Gewinn des letzten Transportes, den die Karawane von Abessinien nach dem Sudan durchgeführt hatte und der aus Maultieren, Hornvieh, Gewürzen und Weihrauch bestanden hatte. Während der Nacht hörte ich ein Geschrei, aber da gleich darauf wieder Ruhe eintrat, stellte ich keine Nachforschungen an. Am nächsten Morgen hörte ich, daß ein Überfall stattgefunden habe. Die Räuber waren zurückgeschlagen worden, nachdem sie einen armen Kerl von Eseltreiber erdroffelt hatten. Da der Blitz so nahe und so oft neben mir einschlug, ohne mich zu treffen, drängte sich mir die Überzeugung auf, daß meine Sicherheit gegen Angriffe der Tatsache verdankt wurde, daß meine Karawane nur mit den für die Reise notwendigen Dingen beladen war, die die Räuber kaum gebrauchen oder vorteilhaft verkaufen konnten.

Am nächsten Nachmittag erblickte ich die weißen Gebäude eines britischen Forts, das in der Ferne auf der Spitze eines Hügels lag, ein Zeichen, daß meine äthiopische Reise nunmehr bald zu Ende war. Seit meinem Abschied von Jenda war ich zwölf Tage auf dem Marsch gewesen und hatte bei Devasa, Aloa, Workdeba, Afela, Gered Moiat, Ambamahari, Wolenta, Gambe, Gandoa-Fluß, Aftete und Wascha kampiert. Nach einer mit Felsblöcken bedeckten und von dornigem Gestrüpp eingefassten wüsten Wegstrecke hinter dem Grabmahl des Königs Johannes kamen wir bei unserem letzten Halteplatz an; diese Ansammlung von Hütten stellt das abessinische Grenzdorf Metemma dar. Jenseits des Rabuna-Harrar-Flusses, der um diese Zeit nicht viel mehr

als ein Graben war, lag die Ortschaft Gallamat im Sudan.

Vierundzwanzig bewaffnete Soldaten, ein Offizier und ein Zollaufseher bildeten das letzte in Schammas gekleidete Empfangskomitee. Ras Gugas „Einfluß-Mann“ erwies sich noch zuletzt als nützlich, indem er mir meinen Weg durch die Beamtenschar ebnete.

Während die notwendigen Formalitäten erledigt wurden, bemerkte ich durch einen zufälligen Seitenblick einen allzu schwer beladenen Esel, der sich von meiner Karawane loslöste und hastig über die Grenze getrieben wurde. Die Technik der Schmuggler war meiner Wachsamkeit überlegen gewesen. Trotz meiner lebhaften Bemühungen, es zu verhindern, hatte meine Karawane Schmugglerware transportiert.

Vielleicht lieferte dieser Vorgang das denkbar beste Beispiel, um die Schwierigkeiten zu zeigen, die Ras Tafari hat, wenn er den Versuch macht, in seinem Königreich die Ordnung herzustellen, die er dem Völkerbund versprochen hat. Seine Bestrebungen im Jahre 1927, in Addis Abeba eine Schule für befreite Sklaven und für arme Kinder zu errichten, sind ein Zeichen seiner wohlwollenden Absichten hinsichtlich der Besserung der Lage seines Volkes auf dem Wege der Aufklärung.

Daß diese Bemühung von einem so geringen Erfolg gekrönt ist, ist ein Beweis für den Mangel an Zusammenarbeit, gegen den er zu kämpfen hat.

Die Kritik hat sich vielfach und heftig gegen die Fortdauer der Sklaverei und des Sklavenhandels auch nach dem Beitritt Ethiopiens zum Völkerbund gerichtet. Es besteht aber in diesem Lande die Auffassung, daß ein gut Teil dieser

Kritik weniger moralischer Entrüstung, als materiellen Gründen zuzuschreiben ist. Ein beredter Ausdruck dieser Überzeugung erschien während des Jahres 1926 in der Zeitschrift „Correspondence d’Ethiopie“. Dieses in Paris erscheinende Organ enthält Aufsätze in vier Sprachen: Englisch, Deutsch, Französisch und Amharisch und wird herausgegeben von Dr. Erich Weinzinger, einem Wiener, der jahrelang in Abessinien gelebt hat.

Der erwähnte Brief war amharisch und nur unterzeichnet „Ein junger Athiopier“, weil der Verfasser eine so hohe Regierungsstelle innehat, daß er seinen Namen nicht gut nennen konnte.

Der Artikel begann mit der Aufzählung der Versuche der englischen und italienischen Regierung, in Athiopien einzudringen.

Dann: Welches sind die Vorwürfe, die Athiopien von Italienern und Engländern gemacht werden? Die Hauptbeschwerde betrifft die Behandlung der Sklaven. „Aber die Institution der Sklaverei ist ja nicht neu, und Athiopien ist nicht die Wiege derselben. Die Geschichte — und besonders diejenige Englands — zeigt, daß Europa den Sklavenhandel entwickelt und allgemein eingeführt hat. Mit dem Zunehmen des Handels trat sein häßlicher Charakter deutlich hervor, der darin bestand, daß ein Teil der Menschheit durch einen anderen erniedrigt wurde. Infolgedessen schafften die europäischen Nationen die Sklaverei ab. Aus denselben Gründen verbot unser großer Herrscher Menelik die Institution innerhalb seines Landes und bemühte sich, sie völlig auszurotten. Aber obwohl es im allgemeinen leicht ist, gut und böse zu unterscheiden, ist es doch oft sehr schwer, auch das Böse zugunsten des Guten zu unterdrücken.

Obgleich unser großer Kaiser keine moderne Erziehung genossen hat, war er von Natur glänzend begabt, so daß er den Wunsch hegte, in seinem Lande alles, was man vom europäischen Standpunkte aus für gut hielt, einzuführen. Er erwies Europäern jede Rücksicht und bestrafte während seiner Regierungszeit jede dahingehende Verfehlung. Nichtsdestoweniger hatte die Mehrzahl der Europäer ihn, wenn sich irgendeine Gelegenheit dazu bot, angegriffen.

Wenn bezüglich der Sklaverei gegen uns gerichtete Vorwürfe einzig und allein dem hohen Ideal menschlicher Gesinnung entspringen, warum verknüpft man die Erörterung darüber dann mit der rein sachlichen Frage eines Staudammes am Tana-See? Es ist unumgänglich notwendig, daß wir uns energisch den imperialistischen Bestrebungen Großbritanniens in Afrika widersetzen. Für Großbritannien ist die Nilregulierung nur ein Vorwand für politische Expansion.

Sichtlich des italienischen Wunsches, eine Nord-süd-bahn in unserem Reiche zu erbauen, darf festgestellt werden, daß das Gebiet unfruchtbar ist und der Bau sich nicht rentieren würde. Ein solches Projekt könnte ernsthaft nicht in Erwägung gezogen werden, wenn nicht politische Motive im Hintergrunde ständen. Wir sind überzeugt, daß diese beiden Regierungen feindliche Absichten gegen unsere Unabhängigkeit hegen, und werden unsere heiligsten Interessen keineswegs ihren ehrgeizigen Plänen opfern. Wer die äthiopische Geschichte nicht kennt, hat keinen Begriff von den Fortschritten, die wir innerhalb kurzer Zeit in unserem Lande gemacht haben. Man hält diese Fortschritte für unbedeutend, weil man sie mit dem von Europa in Jahrhunderten Erreichten vergleicht."

Gerade weil diese Auslassungen über die bestehende Lage und die Ansichten darüber einen ausgesprochen äthiopischen Standpunkt vertreten, scheint es nur recht und billig, sie in einem unter europäischem Gesichtswinkel abgefaßten Bericht über äthiopische Beobachtungen anzuführen. Das Äthiopien, mit dem die heutige Welt zu tun hat, beginnt erst mit der Regierung Menelik's II. und seinem großen Versuch der Einigung seines Reiches durch Unterwerfung der Einzelvölker und seiner allzu mächtigen Teilsfürsten. Erst mit dem Siege über die Italiener bei Adua im Jahre 1896 wurde das Königreich Äthiopien zu einer Macht, mit der Europa zu rechnen hatte, und erst zwei Jahre später ermöglichte die Verständigung mit Großbritannien den Eingang abendländischer fortschrittlicher Ideen. Und wenn der Erfolg im Vergleich mit dem von Japan in der gleichen Zeit, nachdem es seinen Widerstand gegen die westliche Zivilisation aufgegeben hat, gering gewesen ist, so darf daran erinnert werden, daß Äthiopien durch gewisse besondere Gründe in seiner Entwicklung gehemmt wird. Nach dem Siege von Adua konnte sich Menelik's starke Hand und sein fruchtbarer Geist nur für die kurze Zeit von wenigen Jahren auswirken. Während der sechsjährigen Regierung des schwachen Lidj Dassu und seiner Regenten hatte die Macht der Teilsfürsten wieder erheblich zugenommen.

Ras Taffari tat das Außerste, um gegenüber der starken inneren und äußeren Übermacht den durch Menelik eingeleiteten Fortschritt seines Landes zu fördern. Wenn auch seine Methoden dabei ersichtlich von denen seines großen Vorgängers abweichen, wenn er auch eine gegen die Fremden etwas voreingenommene Politik verfolgt, so ist es nicht zu bezweifeln, daß er im Interesse seiner Auffassung vom Fort-

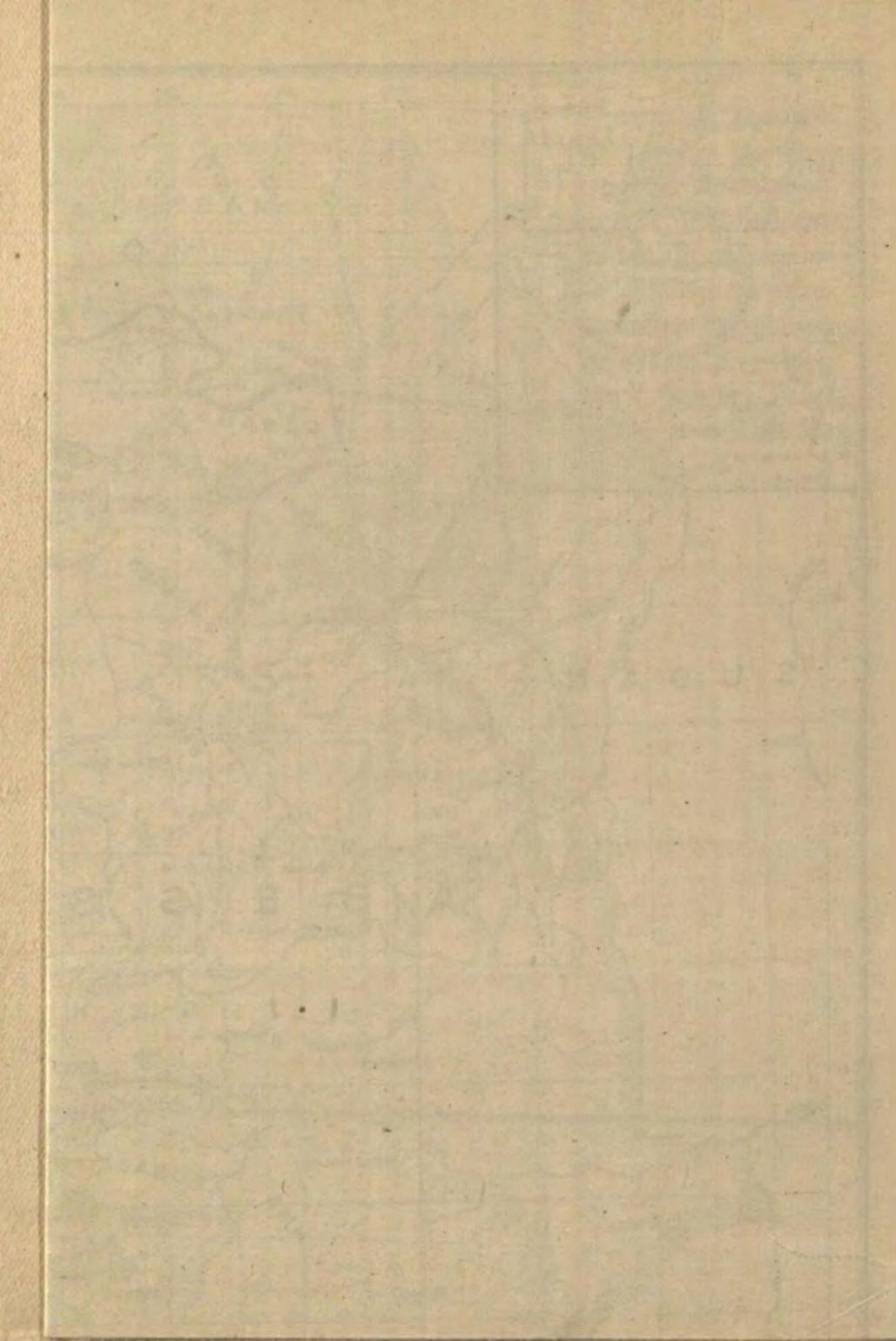
schrift an dem Ideal eines unbefiegten, selbständigen Abessinians festhält. Und das übrige Afrika zeigt ihm sehr deutlich, daß friedliche Durchdringung in der Maske kaufmännischer und industrieller Unternehmungen nicht weniger gefährlich ist als eine Armee mit Fahnen und Gewehren.

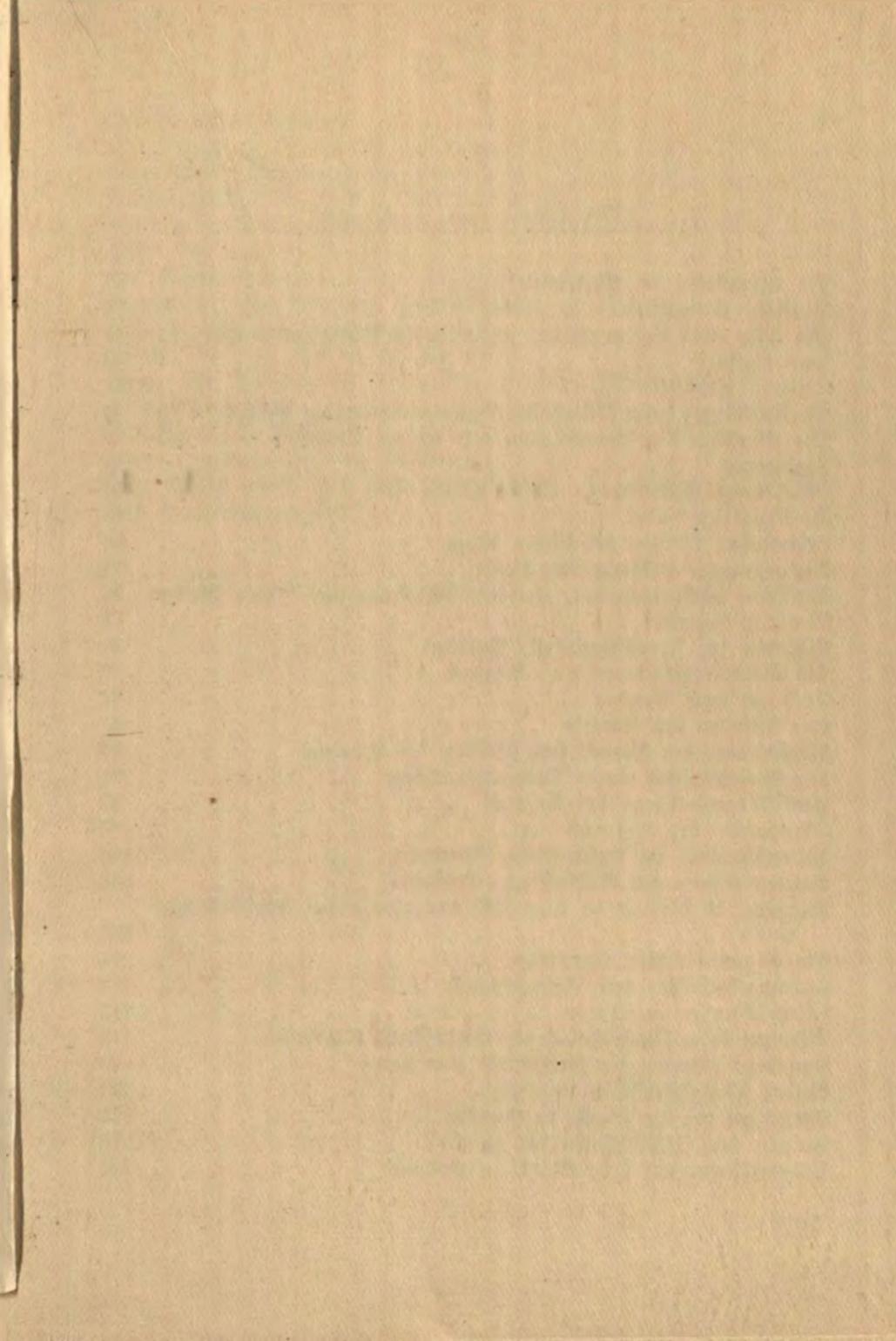
Diejenigen von uns, die an eine größtmögliche Ausnutzung der Reichtümer jedes Landes zugunsten der ganzen Welt glauben, halten Ras Taffaris Methoden für einen Irrtum. Aber es ist durchaus zu verstehen, daß der Herrscher von Afrikas letztem selbständigem Reich wachsam und vorsichtig ist.

---









## Bilderverzeichnis

Die Eisenbahn in Abessinien . . . . .	16
Deutsche Gesandtschaft in Addis Abeba . . . . .	16
Die Sage vom Ursprung des abessinischen Königsgeschlechts . .	17
Ras Taffari . . . . .	32
Kaiserin Zauditu . . . . .	33
Arussi-Krieger beim Besuch der Baumwollpflanzung Keizels . .	48
Der Künstler Ato Belatschehou mit seinem Sohn . . . . .	48
Jagdscenen . . . . .	49
Mausoleum Meneliks in Addis Abeba . . . . .	64
In Baizeros Tukul . . . . .	64
Schwedische Mission bei Addis Alam . . . . .	65
Der gefangene Ezkönig Sidj Yassu . . . . .	72
Typisches Hochgebirgsdorf zwischen Metahara und Addis Abeba	73
Markt in Agordat . . . . .	73
Mädchen im Fremdenviertel, Agordat . . . . .	80
Die Maultierkarawane wird beladen . . . . .	80
Aufbruch nach Gondar . . . . .	81
Das Beladen der Kamele . . . . .	81
Glockenturm der schwedischen Mission bei Barentu . . . . .	96
Der Verfasser mit einem Barea-Häuptling . . . . .	96
Bewässerungsanlage bei Tessenai . . . . .	97
Staudamm bei Tessenai . . . . .	97
Stromschnellen im Gasch-Fluß, Erythräa . . . . .	104
Baumwollernte am Gasch-Fluß, Erythräa . . . . .	104
Barentu, Viehtränke in dem fast ausgetrockneten Flußbett des Gasch . . . . .	105
Die Signora unter Cunamas . . . . .	105
Cunama-Mädchen mit Nasenschmuck . . . . .	112
Bilen-Mädchen in Cheren . . . . .	112
Mädchen beim Wasserholen am Setit-Fluß, Erythräa . . . . .	113
Cunamas kommen im Lauffschritt zum Tanz . . . . .	128
Schloß König Fajils in Gondar . . . . .	128
Prozession um die Kirche in Gondar . . . . .	129
Ruinen der Erlöserkirche bei Gondar . . . . .	136
Salzverkäufer auf dem Markt in Gondar . . . . .	136

Marktszene in Gondar . . . . .	137
Der Karawane Dr. Prüfers entgegen . . . . .	144
Ankunft der Karawane Dr. Prüfers . . . . .	145
Baumwollhändler auf dem Markt in Gondar . . . . .	145
Ruinen des Löwenzingers im Schloß Area bei Gondar . . . . .	160
Unser Jagdmeister, Lana-See . . . . .	160
Der Rahen in seinem Gehöft in Zenda . . . . .	161
Der Rahen beim Studium alter Bücher . . . . .	161
Falasha-Ghepaar beim Weben . . . . .	176
Woitu-Dorf bei Dewasa am Lana-See . . . . .	176
Lager bei Dewasa am Lana-See, Faltboot Bours und Ein- geborenenboot . . . . .	177
Bewohner von Aloa mit Dergo . . . . .	177
Lager am Lana-See bei Dewasa . . . . .	192
Ras Gugsa schickt eine Kiste mit Butter . . . . .	193
Der Alkohol schmuggler . . . . .	193

---

## WELT UND WILDNIS

Scherl's Sammlung billiger illustrierter Reisewerke

**Hannah Ufch. Fräulein Weltenbummler.** Reiseerlebnisse in Afrika und Asien. Mit 34 Abbildungen auf Tafeln.

**H. Ant. Ufchenborn. Afrikanische Buschreiter.** Lehr- und Wanderjahre eines Afrikaners. Mit 41 Abbildungen nach Zeichnungen des Verfassers.

**Carl Bofch. Karawanen-Reisen.** Erlebnisse eines deutschen Kaufmanns in Agypten, Mesopotamien, Persien und Abessinien. Mit 53 Abbildungen auf Tafeln und einer Karte.

**Annie Francé-Harrar. Reise in die Urwelt.** Erlebnisse in fünf Erdteilen. Mit 37 Abbildungen nach Aufnahmen der Verfasserin und 6 Zeichnungen von N. S. Francé.

**Helge Kaarsberg. Mein Sumatrabuch.** Aus dem Dänischen übertragen von Erwin Magnus. Mit 8 Tafelbildern.

**Carl Maria Kaufmann. Ausgraber, Mumienjäger und tote Städte.** Von der Romantik der Forschung im Orient auf Grund eigener Erlebnisse. Mit 28 Textillustrationen von Tony Binder.

**Ester Blenda Nordström. Das Volk der Zelte.** Ein Sommer in Lappland. Aus dem Schwedischen übersetzt von Otrud Freye. Mit 31 Abbildungen.

*Jedes Werk kostet in Ganzleinen gebunden 5 Mark*

---

---

VERLAG SCHERL / BERLIN

## WELT UND WILDNIS

Scherls Sammlung billiger illustrierter Reisewerke

James F. O'Connell. **Elf Jahre in Australien und auf der Insel Ponape.** Erlebnisse eines irischen Matrosen in den Jahren 1822—1833. Aus dem Englischen übersetzt und herausgegeben von Professor Dr. Paul Hambruch. Mit 43 Tafelbildern und einer Karte.

Alwin Pedersen. **Der Scoresbysund.** Drei Jahre Forschungsreisen an der Ostküste Grönlands. Mit 50 Abbildungen und einer Karte.

Ernst S. Rothe. **Die Kulturwalze.** Brasilianische Erlebnisse. Mit 56 Abbildungen auf Tafeln und einer Karte.

C. B. Schwerla. **Kanada im Faltboot.** Auf Bildflüssen und Gipfeln der Rocky Mountains. Mit 37 Abbildungen und einer Karte.

G. Stratil-Sauer. **Fahrt und Fessel.** Mit dem Motorrad von Leipzig nach Afghanistan. Mit 50 Tafelbildern nach photographischen Aufnahmen des Verfassers und einer Karte. Ganzleinen 5,50 M.

Hugo Weber. **Als Pelzjäger im Feuerland.** Jagdabenteuer eines Überlebenden vom Geschwader des Grafen Spee. Mit 50 Abbildungen und einer Karte.

Stewart Edward White. **Mit Pfeil und Bogen auf Löwenjagd.** Ein Buch der Abenteuer aus der afrikanischen Steppe. Deutsche Übertragung von Martin Proskauer. Mit 31 Abbildungen nach Photographien.

*Jedes Werk kostet in Ganzleinen gebunden 5 Mark  
(Stratil-Sauer 5,50 Mark)*

---

---

VERLAG SCHERL / BERLIN

# DER WELTWANDERER

## Dichtung und Erlebnis

Herausgegeben von der Freien Lehrervereinigung für Kunstpflege  
in Berlin

Jeder Band ist reich illustriert und enthält Beiträge aus den  
Werken hervorragender Dichter, Forscher und Reisender.

In Ganzleinen gebunden 2.50 M.

Band 1: **Vom heiligen Nil.** Im Lande der Pharaonen.  
Ausgewählt und zusammengestellt von Josef  
Galle.

Band 2: **New York.** Die atlantische Stadt. Aus-  
gewählt und zusammengestellt von Otto Winter.

Band 3: **Island.** Das Wunderland des Nordens.  
Ausgewählt und zusammengestellt von Gerhard  
Krügel.

Band 4: **Das Simalajagebirge.** Die Throne der  
Götter. Ausgewählt und zusammengestellt von  
Otto Winter.

Band 5: **Australien.** In Busch und Sand. Aus-  
gewählt und zusammengestellt von Alexander  
Troll.

Band 6: **Die Südsee.** Zwischen Palmen und Korallen.  
Ausgewählt und zusammengestellt von Paul  
Schneider.

## KARL ANGBAUER

### Ovambo

15 Jahre unter Kaffern, Buschleuten  
und Bezirksamtännern

Mit 48 Tafelbildern in Tiefdruck und einer Kartenstizze  
Gebettet 6 Mark / Ganzleinen 8 Mark

Wenn einer sich 15 Jahre lang in Südwestafrika herumgetrieben  
hat, als Soldat und Farmer, als Händler und Jäger, so hat er  
gewiß allerlei erlebt. Wie selten aber findet sich unter diesen  
Männern der Tat einer, der sein Leben und seine Abenteuer  
anschaulich zu schildern versteht! Angebauer besitzt diese Gabe,  
und so ist ein Buch entstanden, das einen festhält bis zu Ende.  
(Die Bergstadt)

---

---

VERLAG SCHERL / BERLIN

WLADIMIR K. ARSENJEW

## In der Wildnis Ostsibiriens

Forschungsreisen im Ussurgebiet

Übersetzt von Franz Daniel. Geleitwort von Fridtjof Nansen

1. Band mit 65 Abbildungen, zwei Gebirgsprofilen und einer vierfarbigen Karte. Ganzleinen 9.50 Mark
  2. Band mit 90 Abbildungen, zwei Gebirgsprofilen und einer vierfarbigen Karte. Geheftet 7 Mark, Ganzleinen 9 Mark
- Jeder Band ist in sich abgeschlossen

## Russen und Chinesen in Ostsibirien

Übersetzt von Franz Daniel

Mit 102 Tafelbildern in Tiefdruck und einer Karte  
Geheftet 9.50 Mark / Ganzleinen 12 Mark

Zusammen mit den beiden früher erschienenen Bänden über das Ussurgebiet „In der Wildnis Ostsibiriens“ ergänzt dieses in sich abgeschlossene Werk aufs treffendste die langjährigen Forschungen im Fernen Osten, schildert uns das Ringen zweier Rassen um den Besitz des Bodens. In meisterhafter Weise versteht es Arsenjew, Forschung und Erlebnis zu verknüpfen. (Basler Nachrichten)

DR. GEORG WEGENER

Professor der Geographie an der Handelshochschule Berlin

## Im innersten China

Eine Forschungsreise durch die Provinz Kiang-si

Mit 172 Abbildungen und einer Originalkarte  
Geheftet 18 M. / Ganzleinen 16 M. / Halbleder 19 M.

Der Forscher legt in diesem Buche, das unsere Kenntnis des inneren China höchst wertvoll bereichert, die wissenschaftlichen Ergebnisse seiner Reise in der Provinz Kiang-si nieder. Eine dem Buche beigegebene, in dreifarbigem Offsetdruck hergestellte Karte stellt die erste wissenschaftliche Landesaufnahme dar von dem Verfasser berührten Route dar. (Die Kultur, Wien)

---

---

VERLAG SCHERL / BERLIN



CARL FORSTMANN

## Himatschal

Die Throne der Götter — 25 Jahre im Himalaya

Mit 91 Abbildungen auf Tafeln, 77 Textillustrationen,  
zwei Beilagen und einer Karte

Geheftet 12 Mark / Ganzleinen 15 Mark / Halbleder 18 Mark

Auf ausgedehnten Reisen haben sich dem Verfasser wie kaum einem zweiten die Wunder des Himalaya erschlossen, und er weiß die Natur und die Menschen genau und nicht ohne Züge lebenswürdigen Humors zu schildern. (Velhagen & Klasing's Monatshefte)

DR. WALTER BEHRMANN

Professor der Geographie an der Universität Frankfurt

## Im Stromgebiet des Sepik

Eine deutsche Forschungsreise in  
Neuguinea

Mit über 183 Abbildungen im Text nebst reichem Buchschmuck  
und einer vom Verfasser aufgenommenen dreifarbigten Karte  
Ganzleinen 5 Mark / Halbleder 8 Mark

Dieses Buch beweist, wie ernst es dem Deutschen Reich mit der kolonialen Arbeit war, wie es keine Kosten scheute, um der Aufgabe, die es übernommen hatte, gerecht zu werden, und wie sich stets und überall deutsche Männer fanden, die bereit waren, Geist und Körper willig einzusetzen für das große Ziel der Entschleierung deutschen Kolonialbesitzes. (Kölnische Zeitung)

DR. WILLIAM MONTGOMERY McGOVERN

## Als Kuli nach Lhasa

Eine heimliche Reise nach Tibet

Aus dem Englischen übersezt von Martin Proskauer

Mit 48 Abbildungen und 4 Skizzen

Ganzleinen 9 Mark

McGovern schildert in dem vorliegenden Buche seine hochspannenden Abenteuer, die schier unüberwindlichen Schwierigkeiten, die sich ihm auf seinem Wege nach Lhasa entgegenstellten, und die vielen kritischen Augenblicke, in denen das Gelingen des todesmutigen Wagnisses am seidenen Faden hing. (Weser-Zeitung, Bremen)

---

VERLAG SCHERL / BERLIN



THE HISTORY OF THE

EMPIRE OF GREAT BRITAIN

FROM THE CONQUEST OF THE ISLES BY ALFRED THE GREAT TO THE PRESENT TIME

BY SAMUEL JOHNSON, ESQ. LL.D. F.R.S. &c.  
Author of the Dictionary of the English Language, &c.

By WILLIAM GURNESS, Esq.  
Author of the History of the County of York, &c.

THE HISTORY OF THE EMPIRE OF GREAT BRITAIN

FROM THE CONQUEST OF THE ISLES BY ALFRED THE GREAT TO THE PRESENT TIME

BY SAMUEL JOHNSON, ESQ. LL.D. F.R.S. &c.  
Author of the Dictionary of the English Language, &c.

By WILLIAM GURNESS, Esq.  
Author of the History of the County of York, &c.

By WILLIAM GURNESS, Esq.  
Author of the History of the County of York, &c.

THE HISTORY OF THE EMPIRE OF GREAT BRITAIN

FROM THE CONQUEST OF THE ISLES BY ALFRED THE GREAT TO THE PRESENT TIME

BY SAMUEL JOHNSON, ESQ. LL.D. F.R.S. &c.  
Author of the Dictionary of the English Language, &c.

By WILLIAM GURNESS, Esq.  
Author of the History of the County of York, &c.

By WILLIAM GURNESS, Esq.  
Author of the History of the County of York, &c.

By WILLIAM GURNESS, Esq.  
Author of the History of the County of York, &c.

302009

Ty

5. / Pure

11 485